

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798

II

1902



Bibliothek
der
Unter-
haltung
und des
Wissens



Jahrgang
1902
Band 1



BIBLIOTHEK

DER

Unterhaltung

und des Wissens





Aus der Bibliothek
von

Erhalten durch die Gütigkeit von ...

Prospekt.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt unsere „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren sechsundzwanzigsten Jahrgang. Sie hat sich seit ihrem Bestehen in allen Ländern des Erdballs eine grosse, von Jahr zu Jahr sich mehrende Zahl von treuen Freunden erworben durch den **interessanten Inhalt** ihrer stattlichen Bände sowohl, wie durch deren trotz der enormen Billigkeit **glänzende Ausstattung**.

In vielen Millionen von Bänden verbreitet

erfüllt aber auch unsere „Bibliothek“ ihr Programm:

- ☛ jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zu geben zur Anlegung einer wirklich gediegenen, spannendste Unterhaltung und eine unerschöpfliche Fundgrube des Wissens
- ☛ zugleich bietenden

❁ Privatbibliothek ❁

☛ aufs allerbeste.

Unsere Darbietungen immer aufs neue zu steigern, ist unser stetes Bestreben. Der **neue farbige Umschlag** wird unsern Lesern eine angenehme Ueberraschung bereiten, der **mit grösster Sorgfalt ausgewählte Inhalt** sie wie immer fesseln und befriedigen.



Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung. — Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den blossen Einband zu liefern im stande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.

***** An unsere Leser! *****

Um auch bei Beginn des neuen Jahrgangs unseren geehrten Abonnenten Gelegenheit zur Anschaffung eines ebenso schönen als außerordentlich billigen Zimmerschmuckes zu geben, haben wir ein **prachtvolles Oelfarbendruckbild:**

Am Bergsee Nach einem Gemälde von **C. Schweningen**

herstellen lassen und liefern dasselbe allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von nur

1 Mark pro Exemplar.

Stilgröße: 77 cm breit, 53 cm hoch, Skulpturgröße: 84 cm breit, 60 cm hoch.



Dieses mit 16 Farbplatten gedruckte Kunstblatt, von welchem die vorstehende, bedeutend verkleinerte Nachbildung nur eine schwache Vorstellung geben kann, würde im Kunsthandel weit mehr kosten.

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Beste Nahrung für gesunde **Kinder** und darmkranke



**Kufeke's
Kindermehl.**
im
SOMMER UNENTBEHRLICH
regelt Verdauung, kein
BRECHDURCHFALL DARMKATARRH etc.

Von ersten Autoritäten und tausenden Ärzten empfohlen.
Gratis. Die Broschüre „Der Säugling“. Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt. Erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Schweiz etc. u. von der Fabrik:
R. KÜFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien I.



Heber fünfhundert Arbeiter.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?
Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“

Garantirt naturelle türkische Handarbeits-Cigarette. Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, daß Sie Qualität, nicht Confection bezahlen. Die Nummer auf der Cigarette deutet den Preis an. Nr. 3 kostet 3 Pf. Nr. 4: 4 Pf. Nr. 5: 5 Pf. Nr. 6: 6 Pf. Nr. 8: 8 Pf. Nr. 10: 10 Pf. per Stück. Nur acht, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“ Dresden. „Salem Aleikum“ ist gesetzlich geschützt. — Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Zu haben in den Cigarren-Geschäften.

. . . Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. . . .

Als Reiselektüre
empfohlen!

Fedor von Zobeltitz: Die Armut'sprobe.

Roman. . . Zwei Bände. . . Preis broschirt M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Maggi's

zum Würzen

ist und bleibt das

beste, billigste u. ausgiebigste Mittel, um jeder schwachen Suppe, Saucen und Gemüsen mit wenigen Tropfen augenblicklich einen äusserst feinen, kräftigen Wohlgeschmack zu geben. Es hat sich seit Jahren bewährt und wird von **keinem** alten und neuen Pro-

dukte übertroffen. In Fläschchen schon von 25 Pfg. an. Ebenso vorzüglich sind **MAGGI'S Bouillon-Kapseln**, welche, mit allerbestem Fleischextrakt hergestellt und feinste Gelatine, Gemüseauszüge und das nötige Kochsalz bereits enthaltend, — durch einfaches Uebergiessen mit kochendem Wasser —, augenblicklich eine Portion kräftiger Fleischbrühe für 6 Pfg. oder extra starker Kraftbrühe für 8 Pfg. ergeben.

● **Zu haben in allen Delikatess- und Kolonialwaren-Geschäften.** ●

Damen

die ihren Teint verbessern wollen, benutzen nur **Heinr. Simons unerreichte Schönheitsmittel-Gesichtsmassage**, Gesichtsmassagen, Dampfbäder etc.

Prospecte gratis.

Heinr. Simons, Institut für Schönheitspflege, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 1a.

Man lese: **Ärztlicher Rathgeber für Schönheitspflege von Dr. Bergmann, Arzt. Preis M. 1.10.** Zu beziehen durch **Heinrich Simons, Berlin W. 9.**

Neu eingeführt.

Allen Hotels und Restaurants empfohlen.

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine**,

verzollt ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**

1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen **M. 2.70.** franko gegen Einsendung von

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine

verzollt ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**

1 Postkistchen mit 2 Flaschen franco **M. 2.80.**

ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59, Baden, u. Kreuzlingen, Schweiz.

Proben und Preisliste gratis und franco.

Verbess. Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine

Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redact. bespr. in Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig

ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59.



Illustr. Preisliste gratis und franco.

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Humoreske „Die Glanzledernen“ von U. v. Lychdorff. (S. 110)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung • •
• • **und des Wissens**

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1902 • Erster Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

013798



II



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

° ° °



Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
An Bord des „Siegfried“. Roman von Friedrich Chieme	7
Die Glanzledernen. Humoreske aus dem österreichischen Soldatenleben. Von U. v. Lychdorff	74
Mit Illustrationen von Adolf Wald.	
Geister und Gespenster. Ein Streifzug ins Reich des „Uebersinnlichen“. Von Otto Häussler	113
Mit 8 Illustrationen.	
Der Strohmann. Novelle von Gustav Johannes Krauss .	127
Riesen der Vorwelt. Ein Rückblick auf frühere Zeitalter der Erdgeschichte. Von Professor E. Koller	177
Mit 7 Illustrationen.	
Vor dem Sultan. Aus den Erinnerungen eines Schauspielers. Von Alwin Römer	194
Auf dem Schlachtfelde der Arbeit. Soziale Streifzüge. Von H. Wolfram	204
Mit 12 Illustrationen.	
Wie man Verbrecher erkennt. Aus den Geheimnissen der modernen Kriminalpolizei. Von R. J.	221
Mit 6 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Der Huerhahn der Königin Viktoria	233

	Seite
Neue Erfindungen:	
I. Eine Universalreisedecke	236
Mit 2 Illustrationen.	
II. Elektrischer Bratrost	238
Mit Illustration.	
Die drei Ohrfeigen	239
Die Macht des Dichters	240
Eine Kletterpartie in den Dolomiten	241
Mit Illustration.	
Künstlerin und Köchin	244
Wozu gebraucht der Ohrwurm seine Zange	245
Amsterdamer Feuerlöschdampfer	245
Mit Illustration.	
Damenkränzchen vor dreitausend Jahren	247
Carriere gemacht	248
Räuberhumor	248





An Bord des „Siegfried“.

Roman von Friedrich Thieme.



(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Der stattliche Schnelldampfer „Siegfried“ lag fertig zur Abfahrt bereit, als Professor Doktor Holm Gerold das Deck erster Klasse betrat. Kapitän Frank, ein noch junger, nach den modernsten Grundsätzen erzogener Seeoffizier von untersehler, aber kräftiger Gestalt, machte auf das liebenswürdigste die Honneurs seines Schiffes.

„Ich hoffe, der Aufenthalt an Bord des „Siegfried“ wird Ihnen angenehme Tage bringen, Herr Professor,“ äußerte er, nachdem die gegenseitige Vorstellung erfolgt war. „Er ist ein schönes, gutgebautes Schiff, erst vier Jahre in Betrieb und macht etwa achtzehn Seemeilen in der Stunde.“

„Wie lange werden wir wohl brauchen, um die Reise nach Buenos Aires zurückzulegen?“ fragte der Professor, indem er sich wohlgefällig umschaute.

„Ungefähr drei Wochen, den Aufenthalt unterwegs eingerechnet.“

„Gedenken Sie mehrfach anzulaufen?“

„Nur in Antwerpen und Coruña, Herr Professor, dann steuern wir geradeswegs auf unser Ziel los. Ich habe bis Buenos Aires direkte Ladung: Maschinen, Metallwaren und Papier; ich gedenke nur noch in Antwerpen Leder und Bekleidungsgegenstände und in Coruña Glaswaren und Wein einzunehmen.“

„Haben Sie viel Passagiere?“

„Nur wenige, da der „Siegfried“ hauptsächlich für Handelszwecke gebaut ist. Diesmal werden Sie in der Kajüte nur Ihrer zwanzig sein, im Zwischendeck befördern wir, falls nicht noch Zuwachs in Antwerpen eintritt, etwa achtzig Personen. — Sie unternehmen wohl eine Forschungsreise, Herr Professor?“ fragte nun seinerseits der Kapitän.

„Nein, Herr Kapitän. Ich befinde mich lediglich auf einer Vergnügungsfahrt. Ich habe mich etwas überarbeitet und möchte einige Monate die belebende Luft der See und die gesunde, erfrischende Atmosphäre Argentiniens einatmen, um meinen angegriffenen Nerven ihre Elasticität zurückzugeben. Ich halte die See für den besten Luftkurort, der leider noch viel zu wenig benutzt wird und nach Lage der Sache benutzt werden kann.“

„Da haben Sie recht,“ gab Kapitän Frank seiner Freude darüber Ausdruck, daß der Professor „seinem Element“, wie er das Meer zu nennen pflegte, so hohes Lob spendete.

Dieser fuhr fort: „Ich bin überzeugt, wie wir jetzt Sanatorien und Nervenheilstätten auf den Bergen besitzen, so werden bald schwimmende Sommerfrischen und Sanatorien auf dem Ozean etabliert werden, große, vortrefflich eingerichtete Schiffe, die ihre Patienten in den für ihre entsprechenden Uebel geeigneten Meeren herumfahren.“

„Wenn nur die vermaledeite Seekrankheit nicht wäre,“ fiel sein Zuhörer ihm lächelnd ins Wort.

„O, die werden wir auch noch überwinden,“ meinte lachend der Professor.

„Haben Sie sie schon gehabt?“

„Allerdings, ich habe der Göttin des Ozeans meinen Zoll bereits entrichtet, als ich vor einigen Jahren an einer Expedition nach Indien teilnahm, um das Wesen der Cholera zu studieren. Seit dieser Zeit habe ich mehrere kleinere Seereisen unternommen, bin aber jedesmal verschont geblieben.“

„Ah, Sie sind Mediziner?“ fragte der Kapitän.

„Physiolog; ich —“

Ein Matrose rief in diesem Augenblicke den Kapitän nach dem Hinterschiff, weshalb er den Professor mit einigen höflichen Worten bat, ihn zu entschuldigen.

Nachdem er sich entfernt, unterwarf Professor Gerold das Fahrzeug, das für mehrere Wochen seine Heimat zu werden bestimmt war, einer eingehenden Besichtigung. Mit Befriedigung überzeugte er sich, daß er in der That nicht nur ein stattliches und schönes Produkt der modernen Schiffsbaukunst vor sich erblickte, sondern daß der „Siegfried“ hinsichtlich der Ausstattung mit jedem besseren Hotel der deutschen Hauptstadt in Konkurrenz zu treten vermöge. Als Paketdampfer, der nur nebenher der Personenbeförderung diene, gehörte er nicht zu jenen mit feenhafter Pracht ausgestatteten Schiffen, deren Salons, Musik-, Rauch-, Damen-, Kinder- und Bibliothekzimmer jedem fürstlichen Schlosse zur Ehre gereichen würden; sein Inneres präsentierte sich zwar elegant und komfortabel, doch hatte man mehr die Behaglichkeit der Insassen als Prunk und Luxus als Endzweck ins Auge gefaßt. Besonders die Kajüte rief den freundlichsten Eindruck hervor, wie auch die Einrichtung

der ihm zugeteilten Kabine den Professor vollkommen zufriedenstellte. Naturgemäß war sie nicht groß, doch sauber und gut ventiliert, ausgerüstet mit blendend-weißem Bettzeug, einem kleinen Sofa, Waschtisch, Kleiderschrank und Tisch nebst Stuhl, Spiegel und so weiter. Eine elektrische Klingel befand sich in Armbereich des Schlafenden, ein anderer Knopf setzte die elektrische Beleuchtung in Thätigkeit.

Holm Gerold ging sofort ans Werk, seine Sachen unterzubringen. Lang und hager, sowie etwas eckig in seinen Bewegungen, besaß er doch ein äußerst sympathisches Gesicht mit grauen, lebhaften Augen, dessen interessanter, geistvoller Ausdruck durch das dichte dunkle Haar noch gehoben wurde. Einen Bart trug er nicht, und in seinem äußeren Auftreten besleißigte er sich der größten Bescheidenheit; mit Hartnäckigkeit hielt er an grauem Stoff und blankgewischten schwarzen Stiefeletten fest, da ihm die modischen „Gelben“ ein Dorn im Auge waren. Nur die bequeme weiße Schiffsmütze hatte er für die Dauer der Reise acceptiert.

Trotz seiner verhältnismäßigen Jugend — er zählte erst neunundzwanzig Jahre — erfreute sich der Professor bereits eines ausgezeichneten Rufes unter seinen Kollegen an der Universität der deutschen Reichshauptstadt. An Stelle der üblichen elektrischen und mechanischen Reizmethode hatte er mit staunenswerthem Erfolg die chemische Reizmethode in Bezug auf das Gehirn und Nervensystem zur Anwendung gebracht und mit seinem Werk über die dadurch erzielten Resultate der physiologischen Wissenschaft eine beachtenswerte Serie neuer Gedanken und Anregungen zugeführt. Durch seine jahrelangen Forschungen und Experimente auf diesem Gebiete körperlich und geistig erschöpft, hatte sich Holm auf Zureden seiner Angehörigen und Freunde

entschlossen, ein halbes Jahr Urlaub zu nehmen, um gegen das beginnende Uebel die bisher erprobtesten Gegner, Lust und Ruhe, ins Feld zu führen. Schon früher erwies sich ihm die Seelust als besonders heilsam gegen alle nervösen Beschwerden, und so belegte er denn mit frohem Herzen einen Platz auf dem ihm von einem Freunde warm empfohlenen „Siegfried“, der ihn der Genesung entgegentragen sollte.

Während Holm noch eifrig in seinen Reiseutensilien herumkramte, wurden in der benachbarten Kabine Schritte und Stimmen laut. Da die Wände nur aus dünnem Holzwerk bestanden, vernahm der Gelehrte wider seinen Willen jedes Wort.

„Hier hast du zweihundert Mark, keinen Pfennig mehr,“ rief eine tiefe Männerstimme, die scharf und drohend klang. „Und merke dir, Reinhold, geh haushälterisch damit um, trage Sorge, daß du einen Posten gefunden hast, ehe dein Geld zu Ende geht. Von mir hast du weiter nichts zu erwarten.“

„Und wenn ich nun keinen finde?“ gab ein anderes, jugendlich klingendes Organ trotzig zurück.

„Dann ergreife jede Gelegenheit zu arbeiten, die sich gerade bietet.“

„Ich soll also nach berühmten Mustern Kellner, Hausknecht oder Stiefelpuher werden?“

„Kellner, Hausknecht, Zeitungsträger, Diener, ganz gleich was. Drüben schändet die Arbeit nicht, und schon mancher hat sich auf diese Weise zu einer ehrenvollen Stellung emporgerungen.“

Der Jüngere lachte höhnisch auf. „Meine Breslauer Kameraden würden nicht schlecht staunen, wenn sie mich mit der Serviette unter dem Arm herumlaufen sähen.“

„Deine Kameraden? Was die von dir denken, kann

dir egal sein. Halte dich an das, was künftig die Leute von dir halten, und die werden jedenfalls ein Avancement darin erkennen, denn ein ehrlicher Kellner steht unendlich höher als —“

Hier dämpfte der Sprecher seine Stimme zu einem Flüstern. Er mußte jedoch etwas gesagt haben, was auf seinen Zuhörer Eindruck machte, denn der Professor vernahm nicht nur keine Erwiderung, sondern nach einer Weile, während welcher Zeit der ältere von beiden eindringlich, aber für den Bewohner des anstoßenden Gemaches nicht vernehmbar, zu reden fortfuhr, einen Seufzer und unterdrücktes Schluchzen.

„Jedenfalls,“ schloß der Sprecher endlich in wieder erhobenem Tone, „weißt du nun, woran du bist. Ich bin kein reicher Mann und habe schon mehr für dich aufwenden müssen, als ich vor mir selbst und deinen Geschwistern verantworten kann. Nun kommt noch diese Fahrt hinzu und — die zweihundert Mark — Reise-geld“ — hier begann die Stimme zu zittern — „wir gehen jetzt vielleicht für immer auseinander, Reinhold; um deiner Mutter willen, die zu Hause um dich weint, nicht wahr, du versprichst mir —“

Der Professor, dem es widerstrebte, den Forscher zu spielen, und der jetzt seine Arbeit beendet hatte, verließ hastig die Kabine. Mit dem erklärlichen Interesse des Reisenden mischte er sich unter die auf dem Deck versammelten Passagiere, beobachtete die Vorgänge an Bord, die Abschiedsscenen, die Geschäftigkeit der Matrosen und Schiffsbediensteten, die Hast und Aufregung der Abfahrenden. Dann schweifte sein Blick bewundernd über die unzähligen Schiffe, Boote und Lastfahrzeuge des Hafens, folgte den aus mächtigen Effen zu dem tiefblauen Maienhimmel aufsteigenden Rauchwolken, betrachtete die mannigfachen bunten

Flaggen und Wimpel und ruhte entzückt auf der gewaltigen Wasserflut, die fast unter seinen Füßen an ihm vorüberauschte, sich weit vor ihm ausspannte gleich einer gigantischen, in gleichmäßiger Bewegung dahinziehenden Wolkendecke.

Sehnsuchtsvoll richtete Holm Gerold seine Augen nach Nordwesten: da lag das Meer, das herrliche Meer, dessen schäumende Wogen ihn nun bald umrauschen sollten, um ihren salzigen Gischts um sein freudvoll erglühendes Antlitz zu spritzen. Seine Brust hob sich in lange vermistem Wohlgefühl. Welch ein sonniger, köstlicher Frühlingstag! Kein Wölkchen am Himmel, kein unheilverkündendes Zeichen, nur ein leiser Hauch fächelte erfrischend die Wangen.

Doch noch fand der Professor keine Muße zum ruhigen Naturgenuß. Um ihn herum rannte und schrie es durcheinander, die Verwirrung, welche den Abgang eines Eisenbahnzuges oder eines Dampfers zu begleiten pflegt, machte sich geltend. Bereits ertönte hell und durchdringend die Schiffsglocke, hastig drängten sich die noch anwesenden Angehörigen der Reisenden nach der Laufbrücke. Unter ihnen bemerkte Holm einen älteren Herrn, dem ein junger Mensch im hellen Sommeranzuge das Geleite gab. Er war sicher, in den beiden die Helden des von ihm in seiner Kabine belauschten Gesprächs erkennen zu dürfen.

Der Vater sah ernst und traurig aus, auch in den schwarzen Augen des jungen Mannes, den sein Vater Reinhold genannt hatte, blinkten Thränen. Vor dem Schmerz der bevorstehenden Trennung fiel die strenge Maske, welche der Vater bisher zur Schau getragen; mit ungestümer, mühsam verborgener Rührung schloß er den Sohn in die Arme.

Der junge Mann mochte wohl leichtsinnig, aber

nicht schlecht sein; er schluchzte fast laut an der Brust des ihn verlassenden Vaters. Gewaltfam riß sich dieser endlich los, rief ihm noch einige Worte zu, drückte ihm die Hand und schritt eilig davon.

„Sicherlich ein junger Taugenichts, den man nach der Neuen Welt spediirt,“ murmelte Professor Gerold lächelnd vor sich hin. „Nun, zu den schlechtesten scheint er nicht zu gehören, denn der Abschied von seinem Vater geht ihm zu Herzen.“

Eben schaute Holm sich nach einem weniger exponierten Plaze um, als der war, den er in nächster Nähe der Laufbrücke inne hatte, als ein sanfter Klang von wunderbarem Wohl laut sein Ohr traf. Ueber rascht blickte er sich nach der Sprecherin um und gewahrte eine junge Dame von einer Lieblichkeit der Erscheinung, wie ihm solche noch selten im Leben begegnet war. Eine schlanke, hohe Gestalt von schönem Ebenmaß und bei aller Grazie imponierenden Formen, tiefblaue Augen mit schmelzendem Ausdruck, lichter blondes Haar, das unter dem einfachen Sommerhütchen üppig hervorquoll, die Züge von bestrickender Anmut und seelenvoller Klarheit, nur vielleicht ein wenig zu ernst und tief für ihr Alter, da sie doch sicher das zwanzigste Jahr kaum überschritten haben konnte.

Aber auf dem reizvollen Gesicht erblickte der Betrachter die Spuren von Unruhe und Aengstlichkeit, die junge Dame schien aufgereggt, sie hatte wahrscheinlich gefürchtet, den Zeitpunkt der Abfahrt zu verpassen, und den Weg in großer Eile zurückgelegt.

Ihre erste Frage an den sie empfangenden ersten Offizier verriet das.

„Wann fahren Sie ab, mein Herr?“

„Sofort, gnädige Frau, wir haben nur noch auf Sie und Ihren Herrn Gemahl gewartet.“

Ihren Herrn Gemahl! Die junge Dame war also verheiratet. Der Professor fühlte sich von dieser Thatfache, er wußte nicht warum, beinahe unangenehm berührt. Betroffen hielt er Umschau nach ihrem Gatten. Ah, das war der um etwa einen halben Kopf kleinere Herr hinter ihr, mit dem scharfgeschnittenen Gesicht, dem schwarzen Schnurrbart, den stechenden Augen! Hastig schweifte sein Blick wieder zu der jungen Frau zurück; er fühlte sich von ihrer Schönheit mächtig ergriffen, und der Gedanke, die Reise in solcher Gesellschaft zurückzulegen, rief in seinem Herzen eine angenehme Empfindung hervor.

„Verwünscht hübsches Weib das — wie?“ sagte da jemand an seiner Seite.

Der junge Reinhold war es, der neben ihn getreten war und die junge Frau mit Kennerblicken musterte. Der Laugenichts schien nicht gesonnen, die milde Beurteilung des Professors zu rechtfertigen. Unter dem Einfluß der neuen Eindrücke um sich her und beim Anblick des schönen Menschenbildes zerstoben seine edlen Empfindungen wie flüchtige Nebelflecke im Hauche des Morgenwindes; der Augenblick, unter dessen Herrschaft offenbar sein ganzes Thun und Denken stand, versenkte den vorhergegangenen Moment als ein Nichts, das nichts mehr zu gewähren hat, in das Reich der Schatten.

Unwillig wandte sich der Professor ihm zu und sagte scharf und verweisend: „Sie haben recht, es ist eine sehr schöne Dame!“ Dann kehrte er ihm den Rücken zu.

Unterdessen begannen die Maschinen des „Siegfried“ zu arbeiten, der Dampf quoll in dicken Wolken aus seinen gewaltigen Essen. Dicht an Bord gedrängt standen die Passagiere, auf dem Schiff, und am Ufer schwenkte man Tücher und schrie Hurra; die Ufer

wichen zurück, mächtig zerteilte der eiserne Kolosß die schäumenden Wogen.

„Gott gebe uns eine glückliche Fahrt!“ murmelte eine hinter dem Professor stehende junge Frau mit blassem Gesicht, die ein drei- bis vierjähriges allerliebstes Mädchen an der Hand führte.

Der Professor dachte bei sich, daß der Wunsch wohl berechtigt sei, obgleich er seinerseits die Reise als eine bloße Spazierfahrt zu betrachten geneigt war.

Wie hätte auch er oder sonst jemand die Ereignisse vorhersehen können, welche der Fahrt des „Siegfried“ zu so trauriger Berühmtheit verhelfen und ihr für die Zukunft des jungen Gelehrten eine so einschneidende Bedeutung verleihen sollten!

Zweites Kapitel.

Nach beendetem Mahl zog sich Professor Gerold in den Salon zurück. Er bedurfte nach den mannigfaltigen Eindrücken der letzten Stunden einer kurzen Zeit der Ruhe und Sammlung. Der Salon bot ihm heute noch, was er suchte: Einsamkeit, denn alle Insassen der Kajüte befanden sich auf dem Deck, um die Reize der Stromfahrt unverkürzt auf sich wirken zu lassen.

Wohlgefällig lehnte sich Holm in einen der weichgepolsterten Sessel zurück. Ein prächtiger Aufenthalt — dieser Salon! Behaglich und doch mit gediegener Eleganz ausgestattet. Entsprechend dem Namen des Fahrzeuges war der Raum in altdeutschem Stil gehalten. Die Wände schmückten mehrere kunstvoll ausgeführte Gemälde, Scenen aus den „Nibelungen“ darstellend; die Decke wies reiches in Eichenholz ausgeführtes Schnitzwerk auf. Der Fußboden war mit Teppichen belegt; in der Mitte der vorderen Wand stand ein

Piano von — wie sich der Professor später überzeugte — vorzüglichem Ton, zu beiden Seiten desselben je ein mit Klassikern und reichhaltiger Unterhaltungslitteratur gefüllter Bibliothekschrank. Eine Tafel in der Mitte, drehbare plüschüberzogene Lehnstühle, Divans an den Wänden, eine prachtvolle Uhr und schöne Portieren aus seidenem Stoff vollendeten das anheimelnde und gefällige Arrangement. Außer den runden Fenstern sorgte ein mächtiger Lichtschacht für die Beleuchtung und Ventilation des Salons, welcher abends ebenso wie alle anderen Räume des Schiffes im hellen Glanze elektrischen Lichtes erstrahlte.

Der Salon diente, wie der Professor aus dem Schiffsprospekt ersehen hatte, zugleich als Lese- und Musikzimmer; an ihn schlossen sich ein kleinerer Damensalon, ein Rauchzimmer und ein geräumiges Speisezimmer von ebenfalls geschmackvoller und würdiger Ausstattung.

So weit war alles gut, nur wenn Gerold an seine Reisegefellschafter dachte, vermochte er ein Gefühl des Unbehagens nicht zu unterdrücken.

Wie wenige wirklich sympathische Gesichter hatte sein forschendes Auge bei Gelegenheit der gemeinsamen Mahlzeit getroffen! Ein Konsul mit seiner Frau und drei halbwüchsigen Kindern, Frau und Kinder papageienmäßig aufgedonnert, die Eltern gespreizt und hochfahrend, die Kinder ungezogen und vorlaut. Eine Mutter mit zwei Töchtern, die immerfort ficherten und sich von Reinhold Kämpf, dem „verlorenen Sohn“, den Hof machen ließen. Ein Handlungsreisender mit martialischem Schnurrbart nach der Mode „Es ist erreicht“ — über einige andere Physiognomien wollte der ehrliche Gelehrte sich kein voreiliges Urteil erlauben. Am besten gefiel ihm noch die blasse Frau mit dem kleinen



Mädchen. Wie alle wahrhaft edlen Menschen war er ein großer Kinderfreund und zog das naive Plaudern eines Kindes einem ihm nicht zusagenden Gespräch mit Erwachsenen bei weitem vor.

Natürlich hatte er auch nicht vergessen, seine Augen an der anmutsvollen Blondine zu weiden, deren Anblick ihn kurz vorher so entzückt hatte. Sie saß ganz am Ende der Tafel neben ihrem Gatten; still und in sich gekehrt nahm sie nur wenige Bissen zu sich. Ihr Mann unterhielt sich im Gegensatz zu ihr lebhaft mit seinem Nachbarn. Er schien gar nicht mit ihrem Verhalten zufrieden und sprach ihr des öfteren zu, in einer Weise und mit so eindringlichen Gebärden, daß man wohl erkannte, er mache ihr über irgend etwas Vorstellungen.

Die Gedanken Holms weilten bei ihr, als er jetzt seine Siesta hielt. Warum war sie so traurig? Gewiß hatte sie ihre Lieben daheim verlassen müssen. Und doch kam es ihm auch vor, als könne ihre Schwermut nicht allein das Erzeugniß vorübergehenden Leidens sein. Das Weh des Scheidens ist nicht mit einer so seltsamen Apathie gepaart, wie sie in den Blicken und Bewegungen der Dame sich kundgab. Der Grund dieses Schmerzes saß also tiefer. Holm glaubte in ihren Zügen sogar ein Gefühl von Entsagung zu lesen. Lebte sie nicht glücklich mit ihrem Gatten?

Sonderbar, alle Männer, die sich für eine schöne junge Frau interessieren, halten sich mit Vorliebe zu der Annahme berechtigt, daß die von ihnen Bewunderte an der Seite ihres Mannes nicht glücklich sei; hier ist nicht eigentlich der Wunsch der Vater des Gedankens, aber in der Thatsache selber liegt für das resignierende Herz doch ein gewisser Reiz. Der Professor bildete von der Regel keine Ausnahme, er empfand bereits eine Art

Groll gegen den Mann, der sich ihres Besitzes rühmen durfte, ehe er ihn überhaupt kennen gelernt hatte.

Der arme Physiolog! Welch seltsame Verwandlung ging mit ihm vor! Bisher hatte er sich blutwenig um das schöne Geschlecht bekümmert. Nicht daß er ein hübsches Mädchengesicht nicht jederzeit mit Wohlwollen betrachtet hätte, aber sein Beruf, sein Ehrgeiz gewährten ihm seiner Meinung nach nicht die Zeit, den Umgang der Damenwelt zu suchen oder überhaupt viel geselligen Verkehr zu pflegen. Nicht einmal tanzen konnte das arme Opfer wissenschaftlicher Tyrannei. Daran trug freilich mehr sein angeborenes Ungeschick die Schuld als der Mangel redlicher Absicht, denn seine Schwestern sowohl als deren Freundinnen hatten sich, als er noch Student war, es mit ihm sauer genug werden lassen.

Noch grübelte der Professor, als er plötzlich das weiche Organ derjenigen vernahm, mit der sich sein Geist soeben angelegentlich beschäftigte. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es ihn. Ja, sein Herz begann lebhafter zu klopfen, als sie nun hereintrat, begleitet von ihrem Gatten, mit dem sie anscheinend in einer ernsthaften Auseinandersetzung begriffen war, denn ihre Stimme zitterte, und ihre Worte trugen den Stempel der Erregtheit.

„Ich will es nicht,“ hörte Holm sie mit größerer Entschiedenheit sagen, als ihr resigniertes Wesen in ihr vermuten ließ. „Ich wünsche, daß gleich von Anfang an alles zwischen uns klar ist und bitte Sie —“

„Sie, Eda?“ unterbrach ihr Gatte sie scharf.

Die junge Frau errötete. „Entschuldige — ich wollte dich bitten, dich streng an unsere Vereinbarung zu halten. Ich dulde nicht die geringste Abweichung.“

„Vergiß nicht, Eda, was du mir schuldig bist.“

„Es vergessen?“ Wie ein schriller Wehlaut ent-

rangen sich diese Worte ihrem Munde. „Ich vergesse nichts, und am Lande —“

Sie schwieg plötzlich und verließ raschen Schrittes den Salon. Ihr Mann folgte ihr ebenso schnell. Hatten sie bemerkt, daß sie nicht allein waren?

Nein. Ein hoher Sessel entzog den Zuhörer ihren Blicken. Beide waren dicht am Eingang, neben dem Piano, stehen geblieben, von dort aus konnten sie ihn gar nicht bemerken. Wie auf Kohlen saß der Professor, nicht wissend, ob es besser sei, aufzustehen und seine Anwesenheit kundzugeben oder zu warten, ob das Ehepaar sich wieder zurückziehen würde, und sich schlafend zu stellen. In ersterem Falle mußte die Wirkung eine für die Betreffenden fast noch peinlichere sein, trotzdem entschied sich das Anstandsgefühl Holms für diese Art des Verhaltens, und er wollte gerade durch ein leichtes Hüfteln der Voraussetzung des Alleinseins bei dem Herrn und der Dame ein Ende bereiten, als beide zu seinem und ihrem Glücke das Zimmer ebenso jäh wieder verließen, als sie es betreten.

Im Herzen des Professors ließ die Unterredung, so wenig er auch deren Inhalt begriff, nichtsdestoweniger einen unangenehmen Nachklang zurück. Die arme junge Frau war also doch nicht glücklich! Seine erste Vermutung bestätigte sich: Und doch waren beide, der Jugend Eidas nach zu urteilen, noch gar nicht lange verheiratet. Hatte sie ihm nicht aus Liebe ihre Hand gereicht? War sie durch Verhältnisse, durch ihre Eltern gezwungen worden? Nachdenklich erhob sich Holm und begab sich auf das Deck, um bei dem Quartiermeister Erkundigungen einzuziehen, wer die Dame und was ihr Mann sei, und ob er etwas wisse über dessen Absichten bezüglich der Fahrt nach Argentinien.

Der Quartiermeister gab ihm bereitwillig Auskunft.

Der Herr hieß Leonhardi, war aus Berlin und ging mit seiner Gemahlin nach Buenos Aires, um dort einen Posten als Geschäftsführer in einem großen Exporthaus anzutreten. Weiter wußte er nichts von ihnen.

„Er scheint erheblich älter als seine Frau?“ fragte der Professor.

„Nun, das ist besser, als wenn das Verhältnis umgekehrt wäre,“ meinte der Schiffsbeamte lachend.

Um nicht allzu indiscret zu erscheinen, gab Holm dem Gespräch eine andere Wendung und erkundigte sich, wann das Schiff in die Nordsee einfahren werde.

Der Quartiermeister sah nach seiner Uhr. „Zu einer Viertelstunde,“ erwiderte er. „Kurz vor fünf Uhr werden wir die Mündung der Elbe überschreiten, und dann,“ fügte er lächelnd hinzu, „sollen Sie einmal sehen, wie bald die Scene hier“ — er deutete auf das lebendige Treiben der auf dem Deck versammelten Passagiere — „sich verändern wird.“

„Was giebt es denn dort unten zu sehen?“ forschte der Gelehrte, der jetzt erst wahrnahm, daß sämtliche Kajütenbewohner, auf einem Punkt des Promenaden-decks zusammengedrängt, mit und ohne Feldstecher und Fernrohren in die Weite starren.

„O, sie beobachten ein kleines Schiff, das unweit der Strommündung dicht am Fahrwasser des Flusses vor Anker liegt,“ erwiderte der Beamte gleichgültig.

Der Professor gesellte sich zu den Neugierigen, unter denen sich auch Herr und Frau Leonhardi befanden. Sofort unterschied er mit Hilfe seines ausgezeichneten Feldstechers das niedliche Fahrzeug, dessen Bestimmung anscheinend nicht nur die Fahrgäste, sondern auch die Schiffsmannschaft lebhaft interessierte.

„Es sieht fast aus, als warte es auf jemand,“ be-

merkte der Geschäftsreisende mit dem kühn aufwärts strebenden Barte.

„Es wartet in der That,“ versetzte der erste Offizier, mit sachverständigem Blicke das kleine Schiffchen betrachtend.

„Und auf wen?“ fragte der vom Quartiermeister als Herr Leonhardi bezeichnete Passagier.

„Wenn mich nicht alles trügt, auf uns.“

„Auf uns?“

Die junge schöne Frau war es, welcher dieser Ausruf, wie es schien, mehr unwillkürlich entfuhr. Verwundert blickte Holm nach ihr hin, es lag etwas in dem Tone wie Bestürzung. Konnte sie von dem kleinen Fahrzeug für den großen Dampfer irgend eine Gefahr fürchten?

Der Schiffsoffizier wandte sich höflich nach ihr um mit der Erklärung, es handle sich nur um eine kleine Dampfjacht, allem Anschein nach ein bloßes Vergnügungsschiffchen, auf dem sich wahrscheinlich jemand befinde, der den „Siegfried“ anzurufen gedenke.

„Anzurufen? Zu welchem Zwecke?“ fragte der Gatte der schönen Frau.

Der Offizier zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht. Vielleicht beabsichtigt er noch auf dem „Siegfried“ Passage zu nehmen.“

„Dazu dürfte es wohl zu spät sein; ein so großes Schiff wird doch nicht um eines einzigen Passagiers willen die Fahrt unterbrechen,“ bemerkte der junge Reinhold in einem Tone, als sei er mindestens Kapitän oder besäße wenigstens in Bezug auf die Leitung des Dampfers eine gewichtige Stimme.

„Allerdings wird es das — wir müssen jedenfalls hören, was man uns zu sagen hat,“ fertigte der Offizier ihn kurz ab.

Der junge Mann wollte etwas erwidern, verschluckte jedoch seine Weisheit, denn in demselben Augenblicke erscholl der Anruf der Jacht.

„Hallo!“ erklang es durch das Megaphon*) in dumpfem Tone.

„Was giebt es?“ gab der erste Offizier, sich des gleichen Instrumentes bedienend, zurück.

„Ein Herr möchte auf dem „Siegfried“ Passage nehmen.“

„Wohin?“

„Nach Buenos Aires.“

Der Offizier blickte den hinter ihm stehenden Kapitän an, dieser nickte kaum merkbar mit dem Kopfe, indem er leise hinzufügte: „Nur für Kajüte.“

„Zwischendeck oder Kajüte?“ fragte der Offizier wieder.

„Kajüte.“

„Soll an Bord kommen.“

Unverzüglich befahl der Offizier, die Schiffstreppe hinunterzulassen; fast im gleichen Augenblicke stieß von der Jacht ein Boot ab. Der große Dampfer hatte sich inzwischen seinem Miniaturkollegen auf etwa fünfzig Schritte genähert, immer langsamer wurde sein Lauf, nun stand er fast völlig still, die Ankunft des Bootes erwartend.

Innerhalb weniger Minuten stieß dasselbe an das Schiff, an dem es mittels eines Taues befestigt wurde, und der angemeldete Passagier schwang sich an Bord.

Natürlich war er ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für alle Anwesenden, da während einer Reise auch die unbedeutendsten Ereignisse willkommene Unterhal-

*) Ein riesiges, mit Sprachrohr verbundenes Doppelhörrohr aus Papiermasse.

tung und Abwechslung gewähren. Wie er dem Kapitän entgegentrat, bot er den Anblick eines großen starken Mannes im Alter von etwa fünfzig Jahren, dem das Haar schon anfing an den Schläfen grau zu werden. Das rötliche Gesicht mit der gebogenen Nase, den dunklen Augen und schwärzlichem Schnurrbart verlieh ihm einen Ausdruck von Biederkeit, welche der schlichte graue Filzhut und der einfache Anzug ohne jede Konzession an Mode und Eitelkeit nicht Lügen strafen. In gerader, selbstbewußter Haltung, die aber nichts Stolzses oder gar Ueberhebendes an sich trug, schritt er auf den Kapitän zu, dem er sich mit höflicher Verbeugung als Rechtsanwalt Flohr aus Bremen vorstellte.

„Haben Sie Ihre Legitimation bei der Hand?“ fragte Kapitän Frank.

„Hier ist sie.“

Der Quartiermeister trat herzu, das Papier in Empfang zu nehmen.

Aber der Fremde hielt es fest und fügte hinzu: „Herr Kapitän, darf ich Sie um einige Worte unter vier Augen bitten?“

Der Schiffsbefehlshaber bejahte mit einer kurzen Bewegung und schritt voran in das Comptoir des Quartiermeisters, wohin Rechtsanwalt Flohr ihm folgte.

Der Professor sah ihm erstaunt nach. Wo hatte er nur den Mann schon gesehen? In Bremen nicht, denn dort war er noch nie gewesen.

Und einen Rechtsanwalt Flohr kannte er ebenfalls nicht. Vergeblich suchte er sich zu besinnen. Vielleicht täuschte ihn auch nur eine flüchtige Ähnlichkeit.

Mit gleicher Aufmerksamkeit wie Holm verfolgte Herr Leonhardi den Fremden, während Edda langsam

die Gruppe der Passagiere verließ und auf einem seitwärts stehenden Schiffsstuhl Platz nahm.

Die übrigen Anwesenden tauschten inzwischen ihre Mutmaßungen über den Vorfall aus.

„Da ist sicher etwas mit den Papieren nicht in Ordnung,“ rief Reinhold Kämpf, der zwanzigjährige Leichtsin, mit pfißigem Grinsen.

„Wohl möglich,“ stimmte der Geschäftsreisende bei.

„Passen Sie auf, meine Damen und Herren, in fünf Minuten wird er wieder hinausexpediert,“ fuhr Reinhold in derselben Weise fort.

Der junge Herr erlitt indessen mit seiner menschenfreundlichen Prophezeiung ein schmähhches Fiasko. Schon nach zwei Minuten erschien der Kapitän wieder und erteilte Auftrag, das Gepäck des Herrn aus dem Boote heraufzuschaffen. Wie erstaunten die Neugierigen aber, als sie bemerkten, daß dieses Gepäck nur aus einem einzigen mäßig großen Handkoffer bestand, der nach der allgemeinen Ansicht unmöglich die für eine so weite Reise notwendigen Utensilien beherbergen konnte.

„Für einen Schiffbruch hat sich der Herr gerade nicht eingerichtet,“ spottete Reinhold.

„Er führt sich in der That unter ziemlich merkwürdigen Umständen bei uns ein,“ meinte lachend eine der jungen Damen.

Auch der Geschäftsreisende glaubte sein Teil dazugeben zu müssen und bemerkte mit geheimnisvoller Miene im halben Flüstertone: „Ich wette, es ist ein Durchgänger.“

Herr Leonhardi aber verließ, ohne sich in das Gespräch zu mischen, den kleinen Kreis und begab sich zu seiner Gattin, um ihr mitzuteilen, daß der Herr auf dem Schiffe bleibe und ein Reisender sei wie die an-

deren auch. „Hoffentlich bewährt er sich als guter Gesellschafter,“ warf er laut und lachend hin, indem er liebevoll die Hand auf ihre Schulter legte.

Täuschte sich der Professor, oder zuckte sie wirklich unter seiner Berührung zusammen? Gewiß, sie war nicht glücklich!

Mit dieser Ueberzeugung legte sich Holm am ersten Abend seiner Reise zu Bett.

Drittes Kapitel.

Als der Professor am nächsten Morgen auf dem Promenadendeck erschien, eine Zigarre im Munde und den Feldstecher umgehängt, fand er dort niemand vor als Reinhold Kämpf mit den beiden jungen Damen und die blasse Frau mit ihrem kleinen Mädchen. Die anderen Reisenden lagen entweder noch in Morpheus' Armen oder waren mit der Toilette beschäftigt oder — was noch wahrscheinlicher — hatten den Kampf mit dem tückischen Seegespenst, dessen schrecklicher Umarmung nur wenig Begnadete entgehen, bereits begonnen.

Im Vorüberstreifen hörte Holm lächelnd den jungen Mann mit dem Reichtum und den Besitzungen seines Vaters renommieren. Wenn er richtig verstand, log der edle Jüngling seinen Opfern sogar mit ebensoviel Behagen als Unverschämtheit vor, er sei in Wahrheit von Adel und reise nur auf Wunsch seines Vaters inkognito, um den Anfechtungen der schlechten Welt um so wirksamer zu begegnen.

Der Professor grüßte flüchtig die jungen Mädchen, höflich die blasse Frau und nickte dem Kinde freundlich zu, dann ließ er sich auf eine der Bänke nieder, sich ganz in den Genuß des wahrhaft großartigen Naturgemäldes versenkend.

Auf der See lag der Glanz und Duft des Morgens. Blau und wolkenlos spannte der Himmel sich aus über der leise bewegten Flut. Wasser, nichts als Wasser, soweit das Auge zu dringen vermochte; ein ungeheurer Kreis von Wellen, die sich infolge einer optischen Täuschung nach dem Horizont hin zu erheben schienen. Und inmitten dieses Kreises der Dampskoloss, so gewaltig und wunderbar in seiner Kraft und Schnelligkeit und doch nur ein winziger Punkt im unendlichen Meere. Einsamkeit, grenzenlose Einsamkeit umher, heilige, feierliche Ruhe! Nur manchmal umflatterten einige Möwen den qualmenden Eisengiganten, oder fern am Horizonte tauchte ein Segel auf.

Mit seinem Glase bestrich der Professor rundherum den weiten Horizont, bis er plötzlich des kleinen Mädchens ansichtig wurde, das, dicht an seiner Seite stehend, alle seine Bewegungen und Manipulationen mit neugierigen Kinderaugen verfolgte.

„Ah, du möchtest wohl auch einmal durchgucken?“ wandte sich der Professor der Kleinen lächelnd zu.

Sie nickte schüchtern mit dem niedlichen, mit einer wahren Mähne glänzenden brünetten Haares bedeckten Köpfehen. Darauf hob sie der junge Mann auf die Bank und hielt ihr das Instrument vor die Augen, fest überzeugt, daß sie trotz der gegenteiligen Versicherung nicht das mindeste wahrzunehmen im stande sei.

„Wie heißt du, mein Kind?“ fragte er, sie liebevoll streichelnd.

„Gilde Börner.“

„Gi, ein hübscher Name! Wie alt bist du denn? Weißt du das auch schon?“

„Vier Jahre.“

„So klein noch und machst schon eine so weite Reise? Wo willst du denn hin?“

„Nach Bunaires zum guten Papa.“

An der Hand führte er sie zu ihrer Mutter zurück, mit Schrecken erkennend, wie krank und leidend diese ausfah.

— „Arme Frau,“ dachte er, „die Seekrankheit wird ihr übel mitspielen.“

Freundlich unterhielt er sich mit ihr, erkundigte sich, ob sie sich nicht gefürchtet habe, allein mit dem Kinde eine so große und anstrengende Fahrt anzutreten, forschte nach ihrem körperlichen Befinden, gab ihr einige Ratschläge bezüglich ihres Verhaltens für den Fall, daß die Seekrankheit sie übermanne.

Währenddessen erschien Eda auf dem Verdeck und gesellte sich ohne weiteres zu Frau Börner, mit der sie gestern bereits nähere Bekanntschaft geschlossen hatte. Mit achtungsvollem Neigen erwiderte sie den Gruß des Professors, der sofort alle seine Ruhe und Sicherheit verlor. Wie schön sie heute morgen war, welch ein Bild der Anmut und Milde! Wie Schleier neigten sich die langen feinen Wimpern über die Augen; jede ihrer Bewegungen war so ruhig, gleichsam objektiv, ihr Blick so lieb und ernst zugleich. Wenn sie sprach, sah man den kleinen Mund sich kaum bewegen, so daß es den Anschein gewann, als flössen die Worte nur wie ein sanfter Hauch aus ihrem Munde. Selbst das taubengraue Kleid, das sie trug, schien dem Betrachter ihrem stillen, süßen Wesen sich vortrefflich anzupassen; er meinte, keine andere Farbe könne sie so entzückend wie diese kleiden.

Frau Börner vermittelte die Bekanntschaft nach der gesellschaftlichen Vorschrift, und Holm sprach die übliche Phrase.

Nicht so Eda.

„Herr Professor Gerold, ich weiß,“ sagte sie mit

einer Miene, als ob sie einen alten Bekannten begrüße.
„Aus Berlin, nicht wahr?“

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Ich kenne Sie bereits dem Ansehen nach,“ fuhr sie liebenswürdig fort. „Ich habe Ihr Bild in den Journalen gesehen und freue mich nun, Sie persönlich kennen zu lernen.“

„O gnädige Frau“ — der Gelehrte wußte in der That weiter nichts zu erwidern. Da er indessen die Verpflichtung fühlte, doch noch irgend eine Bemerkung vom Stapel zu lassen, versicherte er mit aller Treuherzigkeit seines Wesens, daß die kleine Hilde, welche Eda soeben zu sich aufhob und zärtlich küßte, ein allerliebstes Kind sei.

Edas Züge zeigten den Schatten eines Lächelns.
„Sie lieben die Kinder, Herr Professor?“

„Wenn sie artig sind, sehr.“

Wieder eine Pause. Eda spielte verlegen mit der Kleinen. Frau Börner starrte nachdenklich auf die See. Holm stand wie auf Kohlen. Wie hatte er sich danach gesehnt, von dieser herrlichen Erscheinung auch nur eines Blickes gewürdigt zu werden, und nun, da er sogar mit ihr sprechen durfte, wußte er auch so gar nichts Gescheites zu sagen. Wenn nur die Rede von irgend etwas weniger Alltäglichem gewesen wäre, da hätte er sicher eine Anknüpfung gefunden.

Ein Zufall eilte ihm zu Hilfe. Frau Börner hustete nämlich angestrengt; mitleidig tröstete Holm die Arme damit, daß das gesunde Klima Argentiniens sie sicherlich wiederherstellen werde.

„Waren Sie schon einmal in Argentinien, Herr Professor?“ fragte hier Eda mit neuerwachtem Interesse an der Unterhaltung.

„Vor mehreren Jahren, gnädige Frau.“

„Und glauben Sie, daß es sich dort leben läßt?“

Nun war Gerold in seinem Elemente. In fesselnder Schilderung entwarf er ein Gemälde von Buenos Aires und seiner Umgebung, schilderte die reichen Hilfsquellen des Landes, sein vorzügliches Klima, seine Bewohner, seine Fauna und Flora. Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören; alle Berlegenheit war verschwunden, sobald er nur erst über die ersten zwei Sätze hinausgelangt war, und der Zauber des Themas ihn dahinriß. Die bisher gesenkten Augen richteten sich voll und klar auf sein Gegenüber, ein lebendiger Geist strahlte aus ihnen, ordentlich wie Feuer floß die Rede von seinen Lippen.

Eda und Frau Börner lauschten mit ungeheuchelter Teilnahme, ja, die seelenvollen Augen der schönen Frau hingen mit einer Begierde an seinem Munde, deren sie sich wohl kaum selbst bewußt war. Sogar der schmerzlichen entsetzende Zug verschwand für den Augenblick aus ihrem Gesicht.

„Guten Morgen!“ unterbrach plötzlich eine etwas schrille, durchdringende Stimme den Vortrag des Sprechers.

In einem Augenblicke sank Holm vom Himmel wieder auf die Erde herab.

„Mein Name ist Leonhardi.“

„Professor Gerold.“

„Sehr angenehm. Entschuldigen Sie — ich will nicht stören. Sie sprechen von Buenos Aires, wenn ich recht verstand?“

Die Unterhaltung wurde wieder aufgenommen, aber sie trug jetzt etwas Steifes, Gezwungenes. Der Professor hatte den Faden verloren und fand ihn nicht wieder, der Schmelz seiner Rede war dahin. Außerdem stieß die ganze Persönlichkeit des Mannes ihn zu sehr

ab, als daß er sich in seiner Gegenwart hätte wohl-
fühlen können. Die sarkastische Sprechweise, die nervöse
Art, beim Reden immerfort den Schnurrbart zu streichen,
das unstete Umherirren der Blicke, der mißtrauisch-
eifersüchtige Strahl, den er des öfteren aus seinen
kleinen, tiefliegenden Augen auf den Professor schoß,
alles offenbarte eine gewöhnliche, unter dem Niveau
wahrer Bildung stehende Natur, an welche ein mit
so viel Herz und Geist ausgestattetes Geschöpf anzu-
ketten, wie er mehr und mehr in Gda kennen und ver-
ehren lernte, eine unsagbare Grausamkeit, eine Ironie
war.

Die Erscheinung des gestern nachträglich eingetroffenen
Passagiers befreite ihn endlich von der unwillkommenen
Gesellschaft. Sobald sich dieser auf Deck zeigte, geriet
Herr Leonhardi in eine Unruhe, die er nur mit Mühe
verbar.

„Ah, der Herr aus Bremen!“ rief er mit einem
stechenden Seitenblick auf den Fremden. „Haben Sie
nicht gehört, Herr Professor, was ihn veranlaßt hat,
den „Siegfried“ noch unterwegs abzufangen, statt auf
ein anderes Schiff zu warten?“

Holm zuckte die Achseln. „Ich habe nichts gehört,
mich auch offen gestanden noch nicht darum bekümmert.“

„Ja, ja, Sie als Mann der Wissenschaft! Ich bin
sonst auch nicht neugierig, aber auf so einer Reise ist
man periodisch ein ganz anderer Mensch. Die Lange-
weile flößt Interesse für Dinge ein, denen man sonst
gar keine Beachtung schenkt. Ich werde mir den Spaß
machen, ihn zu interviewen.“

Damit ging Leonhardi entschlossen auf den Frem-
den zu.

Rechtsanwalt Flohr, wie er sich genannt, schritt,
eine Zigarre rauchend und offenbar tief in Gedanken

verfunken, auf der anderen Seite des Promenadendeckes auf und ab.

Leonhardi ging erst einmal an ihm vorüber, entnahm sodann seinem Etui eine Zigarre, biß die Spitze ab, dann kehrte er um, und als beide einander wiederum begegneten, sprach er den Rechtsanwalt um Feuer an.

Höflich reichte ihm Flohr seine Zigarre dar.

„Brächtiger Morgen heute,“ sagte Leonhardi, während er in kräftigen Zügen die glimmenden Funken von des Anwalts Havanna auf seine eigene übertrug.

„Sehr schön,“ antwortete der andere verbindlich.

„Sie hätten gestern beinahe den Anschluß verpaßt,“ fuhr der Interviewer lachend fort, die Zigarre zurückgebend.

„Ah, ich wartete schon über eine Stunde, der „Siegfried“ konnte mir unmöglich entgehen.“

„Im Notfall fanden Sie wohl auch noch andere Fahrgelegenheit.“

„Das nächste Schiff geht erst in vier Tagen, und so lange wollte ich nicht warten. Meine Anwesenheit in Argentinien ist dringend notwendig.“

„Ah so —“

„Es handelt sich um eine große Erbschaft, um das nachgelassene Vermögen eines Estanciero von deutscher Abstammung, die seinen rechtmäßigen in Deutschland befindlichen Erben von der argentinischen Regierung streitig gemacht wird. Ich vertrete die Ansprüche der Erben, und da Gefahr im Verzuge ist, muß ich mich so schnell als möglich an Ort und Stelle begeben.“

Da Leonhardi den Rechtsanwalt so offenherzig und gesprächig fand, schloß er sich ihm, indem beide weiterplauderten, auf seinem Spaziergange an, doch trug er Sorge, auch die Gruppe auf der anderen Seite — den

Professor mit den beiden Damen — im Auge zu behalten.

Diesen hielt Holm eben Vortrag über einen Gegenstand seines speziellen Berufs, die Beschaffenheit des Nervensystems im gesunden und kranken Zustande, als Frau Börner sich plötzlich hastig von ihrem Sitze auf der Bank erhob.

„Was ist Ihnen, Frau Börner? Sie zittern ja!“ rief der Professor, sich unterbrechend, voll Besorgnis.

„Ich weiß nicht — mir wird so übel — so —“

„Das ist die Seekrankheit,“ sagte er in rascher Erkenntnis der Situation. „Am besten ist's, Sie ziehen sich so schnell als möglich in Ihre Kabine zurück.“

„Ich begleite Sie,“ erklärte Eda hilfsbereit, und auf ihren Arm gestützt verließ die blasser Frau das Deck.

Mitleidig sah der Professor ihr nach. Die jungen Dämchen licherten, und Reinhold Kämpf sandte, laut genug, daß auch Holm es vernehmen konnte, die schadenfrohe Bemerkung hinter ihr drein: „Es rast die See und will ihr Opfer haben.“

Doch dem Uebermute folgte die Strafe auf dem Fuße. In demselben Augenblicke vertauschte der junge Mann sein rötliches Kolorit mit einer Leichenfarbe, hustete, fuhr sich betroffen mit der Hand nach dem Halse und stotterte verwirrt: „Ich — ich habe unten etwas vergessen.“ Damit rannte er wie besessen der nach der Kajüte hinabführenden Treppe zu.

Diesmal freute sich der Professor, und auch die jungen Mädchen amüsierten sich weidlich über das köstliche Intermezzo.

Von Stund an aber ward es einsam um unseren Reisenden. Einer der Passagiere nach dem anderen verschwand von der Bildfläche. An der heutigen

Mittagstafel nahmen außer ihm nur noch der Konsul und seine Familie und Rechtsanwalt Flohr teil.

Kein Wunder, daß die nächsten Tage recht einförmig verliefen. Der Rechtsanwalt entpuppte sich mehr und mehr als ein menschenfeindlicher Sonderling, der nur für sich lebte, den ganzen Tag im Salon oder auf dem Deck saß, rauchte und las. Ob ein Verkehr mit dem Konsul der Mühe wert war, vermochte Holm nicht einmal zu erproben, denn dieser Herr dünkte sich zu hoch erhaben über seine zufälligen Reisegenossen, als daß er auch nur einen derselben während der ganzen Fahrt seines näheren Umganges für würdig erachtet hätte. Wenn er den Mund aufthat, sprach er zudem nur spanisch, des gleichen Idioms bedienten sich seine Angehörigen. So blieb der junge Mann ausschließlich auf die kleine Gilde und das Schiffspersonal angewiesen und schloß sich besonders an den Arzt des „Siegfried“, Doktor Wehrmann, an, mit dem er mehrmals des Tages am Schachbrett saß oder wissenschaftliche und andere Fragen erörterte.

Inzwischen lief der Dampfer Antwerpen an, ein Ereignis, das zwar etwas Abwechslung, aber keine gesellschaftliche Aufbesserung brachte, denn die beiden holländischen Mynheers, welche der „Siegfried“ seinem Aufenthalt im Hafen der belgischen Handelsstadt verdankte, erwiesen sich als Geistes- und Sinnesverwandte des Konsuls Barneck, qualmten vom Morgen bis zum Abend aus kurzen Pfeifen dufenden Tabak und tauschten in holländischer Sprache ihre gewiß nicht immer schmeichelhaften Glossen über ihre Kajüten-gefährten aus.

Allmählich tauchten nun die Kranken wieder aus der Versenkung empor, zuerst Reinhold Kämpf, dann Leonhardi, am Morgen nach der Abfahrt aus Ant-

werpen erschien auch Eda zum erstenmal wieder auf Deck, wo der Professor sie zu ihrer Genesung aufs herzlichste beglückwünschte.

„Sie haben damit,“ fügte er hinzu, „Ihre Steuer bezahlt; nun erst werden die wahren Reize der Seefahrt Ihnen aufgehen.“

Sie lächelte schmerzlich. „Ich hoffe es,“ entgegnete sie in ihrer stillen, wehmütigen Art.

„Und wie geht es Frau Börner?“

„O die Arme — sie ist sehr schwach und hinfällig. Ich fürchte, sie hat ihren geringen Kräften zu viel zugemutet.“

„Wenn sie erst die Seekrankheit überstanden hat, wird sich bestimmt der stärkende Einfluß der Seelust bei ihr geltend machen.“

„Ich hoffe es von Herzen um des armen Kindes willen.“ — —

Am Abend dieses Tages saß Professor Gerold ganz allein auf seinem Lieblingsplätzchen auf dem Promenadendeck. Im Schiffe war es ruhig geworden, der Konsul und die Wynheers pflegten sich überhaupt früh zur Ruhe zu begeben, und die anderen Passagiere hatten ihre frühere Kraft und Lebenslust noch nicht ganz wiedergewonnen; sie brachten den Abend entweder im Salon oder in ihren Kabinen zu.

Holm vermißte auch niemand, er blickte sinnend auf das in magischem Licht leuchtende Meer, in dem sich der Vollmond spiegelte; eine stille Wehmut erfüllte sein Herz, eine süße Melancholie; vor seinem Geiste erstanden allerlei liebliche oder schwermütige Traumbilder, seltsam zusammengewoben aus Vergangendem, Gegenwärtigem und Zukünftigem; mitten in allem aber stand Edas liebliche Gestalt, die verklärend in sein Leben trat wie ein Strahl milden, farbigen Morgenlichtes.

Der Träumer lächelte bald, bald senkte er leise, je nach dem Inhalt des ihm gerade vor-schwabenden Gemäldes. So versenkt war er in seine Phantasieprodukte, daß er ordentlich emporschraf, als sich plötzlich ein dunkler Schatten zwischen ihn und das Mondlicht schob.

Eine fremde Stimme sagte in entschuldigendem Tone: „Ich störe Sie wohl, Herr Professor?“

Betroffen fuhr Holm in die Höhe. Wie erstaunte er aber, als er den Rechtsanwalt Flohr, den erst auf der See an Bord gekommenen Passagier, erkannte.

Was wollte der von ihm? Der Professor erblickte im besten Falle einen langweiligen, mürrischen Gefellen in ihm, mit dem nicht gut Kir-schen essen sei, wenn nicht gar diejenigen unter den Reisenden recht behielten, welche die Art und Weise, wie er auf das Schiff gelangt war, noch weit ungünstiger für ihn ausdeuteten. Und warum sollte es nicht möglich sein, daß er die scharfen Augen der Hafenpolizei zu scheuen Ursache hatte? Freilich machte er äußerlich durchaus keinen problematischen Eindruck, seine ganze Erscheinung trug den Stempel strenger Solidität und bürgerlicher Biederkeit — wer aber, dachte Holm Gerold, kann den Menschen ins Herz sehen?

Wiederholt hatte er sich vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, wo ihm nur eigentlich der angebliche Rechtsanwalt schon möge begegnet sein. Daß auch er diesem nicht fremd sei, merkte er an dem Benehmen des Fremden deutlich genug, denn wie er ihn, so erkor ihn dieser seinerseits häufig zum Objekt aufmerk-samer Beobachtung. Ja, es war vorgekommen, daß beider Augen sich in demselben Bestreben überraschten, worauf sich dann jeder mit gleichgültigem Blicke hinwegwandte und anstellte, als ob ihn der andere nicht im mindesten interessiere.

Um so mehr frappierte den Professor die plötzliche Anrede, welcher die späte Stunde noch etwas besonders Eigentümliches verlieh. Der Rechtsanwalt hatte während der vergangenen Tage Zeit genug gehabt, mit ihm zu sprechen, außer einigen durch die Höflichkeit vorgeschriebenen flüchtigen Grüßen aber keinerlei Zeichen des Verlangens nach einer Konferenz mit ihm an den Tag gelegt.

Doch liebenswürdig, wie er war, gab ihm Holm den Bescheid, er störe ihn ganz und gar nicht, obwohl diese Versicherung gerade in jenem Momente durchaus nicht der Wahrheit entsprach. Aber wir lügen ja nun einmal aus Zartgefühl, Höflichkeit, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte weit öfter, als wir es selbst wissen.

„Wenn Sie gestatten, setze ich mich zu Ihnen,“ sprach Rechtsanwalt Flohr halblaut weiter. „Ich habe dringend mit Ihnen zu reden.“

Befremdet blickte Gerold seinen Schiffsgefährten an.

„Mit mir?“

„Das überrascht Sie?“ versetzte Flohr, immer seine gedämpfte Redeweise beibehaltend, lächelnd.

„Offen gestanden, ja.“

„Nun wohl, Sie sollen die Erklärung dafür vernehmen.“

Vorsichtig ging er umher, sich zu überzeugen, ob auch niemand ihr Gespräch vernehme. Dann kehrte er zu dem Professor zurück, nahm, ohne eine weitere Einladung abzuwarten, an seiner Seite Platz und sagte langsam und mit Bedeutung: „Erkennen Sie mich wirklich nicht wieder, Herr Professor?“

„Sie kommen mir allerdings bekannt vor, doch gelingt es mir nicht, Sie zu placieren.“

„Ich erkannte Sie im ersten Augenblick.“

„So haben wir uns doch schon gesehen? Und wo, wenn ich fragen darf?“

„Ich appelliere an Ihr Gedächtnis. Entsinnen Sie sich Ihres Zeugnisses in Sachen Röse gegen Wolf?“

„Ah, in der Angelegenheit des Studenten Röse, über dessen Charakter ich Auskunft geben mußte! Natürlich — aber wie wissen Sie —“ Der Professor wandte sich um und schaute seinem Nebenmann noch einmal aufmerksam ins Gesicht. „Mein Gott, jetzt hab' ich's. Wo hatte ich nur meine Augen! Sie sind ja der —“

„Bst, nicht so laut!“ unterbrach ihn der andere hastig.

Holm fuhr in leiserem Tone fort: „Sie sind der Polizeieinspektor, der mein Zeugnis entgegennahm.“

„Zu dienen, Herr Professor. Aber verraten Sie mich nicht, ich bin in beruflichen Angelegenheiten hier, und die Bekanntgabe meines wahren Standes könnte den Erfolg meiner Mission gefährden.“

„Ihr Geheimnis soll bei mir geborgen sein, bis Sie selbst mich von meinem Worte entbinden.“

„Ich danke Ihnen.“

Die beiden Männer drückten einander die Hand.

„Nun werden Sie,“ begann der Inspektor von neuem, „auch begreifen, weshalb ich mich Ihnen nicht sogleich zu erkennen gab. Ich fürchtete verraten zu werden, und die Thatsache, sofort beim Betreten des Schiffes in bekannte Züge zu blicken, hatte zunächst nichts Erfreuliches für mich. Zum Glück überzeugte ich mich bald, daß Sie mich nicht unterzubringen wußten, das war der Grund, weshalb ich mich so fern von Ihnen hielt; ich scheute mich, Ihrer Erinnerung zu Hilfe zu kommen. Nachdem ich Sie jedoch beobachtet, Herr Professor, weiß ich, daß mein Inognito in Ihren Händen sicher ist; ich zögere daher um so weniger, mich Ihnen zu entdecken, als ich Ihre Unterstützung zur Erreichung meines Zweckes in Anspruch zu nehmen willens bin.“

„Meine Unterstützung?“

„Wenn Sie mir dieselbe gewähren wollen.“

„Wenn ich kann und darf, von Herzen gern. Wozu soll ich Ihnen behilflich sein?“

„Zur Entlarvung eines Fälschers und Desfraudanten.“

„Und suchen Sie denselben auf dem „Siegfried“?“

„Jawohl, Herr Professor, auf dem „Siegfried“, und ich hoffe mich in meiner Erwartung, den Verbrecher hier zu finden, nicht zu täuschen. Oder vielmehr: die Verbrecher, denn der Spitzbube hat noch eine Helfershelferin.“

„Wirklich? Und was kann ich —“

„Hören Sie erst, um was es sich handelt. Alles übrige nachher. Sie leben zwar jedenfalls mehr in der idealen als in der wirklichen Welt, indessen wird Ihnen kaum das ungeheure Aufsehen entgangen sein, das vor kurzem in Berlin die Flucht des Kassierers der „Gesellschaft zur Verwertung elektrischer Erfindungen“ hervorrief?“

Der Professor nickte lebhaft. „D, gewiß weiß ich davon. Die ganze Residenz war ja in Alarm, man hörte von nichts anderem reden, und die Zeitungen waren voll von der Sache. Es handelte sich ja nicht bloß um einen bedeutenden Kassendiebstahl, sondern auch um die Entführung einer schönen und reichen jungen Dame.“

„So ist es — der Herr Kassierer hat nicht nur eine bedeutende Summe Geldes, sondern auch die Tochter des Direktors der Gesellschaft mitgenommen, Elisa Norden, eines der schönsten und gefeiertsten Mädchen der Hauptstadt, geistvoll, reich, und wie man bis dahin allgemein annahm, edel und tugendhaft. Man faßt nicht, durch welche Mittel es dem Betrüger gelungen

sein kann, die junge Dame an sich zu locken; er muß ihr geradezu einen Zaubertrank beigebracht haben, denn er ist der Beschreibung nach nicht der Mann, ein junges Mädchen, und noch dazu ein in so glänzenden Verhältnissen aufgewachsenes, zu fesseln. — Das weibliche Herz ist ja allerdings ein rätselhaftes Ding,“ murmelte der Inspektor nachdenklich.

„Ja, ja.“

„Dazu kommt noch, daß Elisa Norden weit jünger als er und sehr reich ist, während er außer dem veruntreuten Gelde nichts besitzt. Direktor Norden zählt zu den geachtetsten und angesehensten Persönlichkeiten der Residenz.“

„Ich habe oft von ihm gehört, denn er ist ja auch im politischen und kommunalen Leben hervorgetreten.“

„Gewiß, er ist eine der populärsten Gestalten Berlins, dabei ein Mann von außerordentlicher Tüchtigkeit, der das Herz auf dem rechten Fleck trägt, mit allzeit offener Hand für die Armen, von seinen Beamten verehrt und beliebt. Der edle Mann ist dem Wahnsinn nahe. Elisa ist ja sein einziges Kind, sie war sein Alles. Sein einziger Trost ist noch, daß ihre Mutter das Entsetzliche nicht erlebt hat, es würde der Tod der stolzen Frau gewesen sein.“

„Das thörichte, leichtfertige Geschöpf! So den Namen ihres Vaters und ihren eigenen mit Schmach zu bedecken!“

„Der Direktor kann sich den Vorfall um so weniger erklären, als Elisa vorher so gut wie gar nicht mit dem Kassierer Möbius — so heißt der Defraudant — in Berührung gekommen ist. Wenigstens nicht mit seinem Wissen. Sie müssen sich heimlich getroffen haben. Allerdings soll Möbius ein Mensch von wahrhaft gleichnerischer Beredsamkeit sein, der trotz seiner nicht

allzu ansehnlichen Figur bei den Damen Furore macht — so ein zweiter Nils Lyffe, dessen wahrhaft suggestivem Einfluß wenige Frauen widerstehen.“

„Anders möchte der Schritt des unglücklichen Mädchens wohl kaum zu erklären sein.“

„Kaum.“

„Wie hoch ist die Summe, welche der Betrüger mitgenommen hat?“

„Nach vorläufiger Feststellung fehlen neunzigtausend Mark, es kann aber auch mehr sein.“

„Neunzigtausend Mark — wie ist das möglich? Fand denn keine Kontrolle, keine Revision der Kasse statt?“

„Natürlich und alle Monate. Der Spitzbube ist aber mit außerordentlichem Raffinement zu Werke gegangen. Schon seit zehn Jahren, seit er überhaupt die Stelle bekleidet, soll er die Sache vorbereitet haben. Denn nicht etwa auf einmal hat er die Summe unterschlagen, dazu wäre er gar nicht im stande gewesen, sondern im Laufe der ganzen Jahre. Wo sich irgend eine Gelegenheit bot, eignete er sich einen entsprechenden Betrag an und verdeckte das Manko durch falsche Eintragungen. Vermutlich ging er gleich mit dem Plane um, sich ein Vermögen zusammenzustehlen und es dann auswärts in Ruhe zu genießen. Vergeudet hat er jedenfalls die veruntreuten Gelder nicht, da er ein sehr zurückgezogenes und bescheidenes Leben führte. Deshalb genoß er auch das felsenfeste Vertrauen des Direktors und der Aktionäre.“

„Wie hat man denn eigentlich die Unterschleife entdeckt?“ fragte der Professor mit steigendem Interesse an dem Fall.

„Ein reiner Zufall brachte seine Kollegen auf die Idee, es möchte mit seiner Geschäftsführung wohl nicht alles in Ordnung sein. Merken Sie auf, wie schlau

er — oder vielmehr beide — es angefangen haben. Er nahm ein paar Tage vorher Urlaub zu einer angeblichen Erholungsreise; Elisa erklärte gleichzeitig, eine Tante in München besuchen zu wollen. Wenn alles nach Wunsch ging, hätte weder die Flucht des Herrn noch der Dame unter zwei bis drei Wochen bemerkt werden können, und dann würden beide einen Vorsprung gehabt haben, der ihre Ergreifung vermutlich zur Unmöglichkeit gemacht hätte. Zufällig ereignet es sich nun am Tage nach der Abreise des Möbius, daß an der Kasse eine Summe gefordert wird, welche der einstweilige Vertreter des Kassierers, Buchhalter Brandis, sich schon eine Woche vorher zur Zahlung angewiesen zu haben erinnerte. Nachschlagend findet er den Betrag bereits als gezahlt in den Büchern eingetragen und die Quittung in den Akten. Wie sich jedoch alsbald herausstellte, war die Quittung gefälscht — Möbius hatte, um sich vor seiner Flucht noch den Besitz einiger tausend Mark mehr zu sichern, den zur Empfangnahme der Zahlung Berechtigten unter dem Vorgeben, er müsse erst die Autorisation des Direktors einholen, nach einiger Zeit wieder bestellt, inzwischen die Anweisung fälschlich mit der Unterschrift des Empfängers versehen und sich den Betrag angeeignet. Weil der so Bertröstete aber sein Geld notwendig brauchte, fand er sich schon viel eher wieder ein, als Möbius dies vorgeesehen, wodurch die Betrügereien mit einemmal an den Tag kamen. Sofort forschte der Buchhalter nun weiter und geriet bald auf die Spur der anderen Unterschlagungen. Der Direktor, dem der Beamte unverzüglich Bericht erstattete, meldete die Sache dem Aufsichtsrat, dieser setzte sofort eine Kommission zur Prüfung der Bücher ein und veranlaßte die Behörde zum Eingreifen.“

„Aber woher hat man erfahren, daß der Kassierer in Begleitung der Tochter seines Direktors entflohen ist?“

„Raum war der Steckbrief gegen Möbius erlassen und telegraphisch verbreitet worden, so erhielten wir eine Depesche aus Hannover, nach welcher der Gesuchte am dortigen Bahnhof von einem Berliner gesehen und erkannt worden war. Dieser, ein früherer Angestellter der Gesellschaft, sah den ihm wohlbekannten Kassierer mit einer jungen Dame, in welcher er mit großem Erstaunen Fräulein Norden erkannte, in den Zug nach Bremen steigen. Für die Polizei erschien es von höchster Wichtigkeit, die Wahrheit der Nachricht festzustellen. Der Vater sowohl als alle, welche Elisa kannten, erklärten die Behauptung für einen groben Irrtum. Ich begnügte mich damit nicht, sondern depeschierte an die Tante in München, bei der das Fräulein angeblich zu Besuch weilte. Innerhalb zweier Stunden befand ich mich im Besitze folgender Mitteilung: „Meine Nichte nicht hier, von einem beabsichtigten Besuch mir nichts bekannt.“ Gleichzeitig bestätigte eine telephonische Nachricht aus Bremen die frappierende Thatsache: Elisa Norden war auch dort in Gesellschaft eines Mannes, der nach der Beschreibung mit dem durchgebrannten Kassierer identisch sein mußte, gesehen worden, und zwar in der Nähe des Hafens. Kein Zweifel mehr, die beiden waren gemeinschaftlich entwichen und gedachten miteinander Europa zu verlassen. Natürlich hatten sie sich nicht schon in Berlin, sondern erst in Hannover oder einem anderen Orte zusammengefunden, um erst von dort aus ihr weiteres Geschick zu verbinden.“

„Sehr begreiflich,“ entgegnete Holm. „Nur ist mir nicht erklärlich, warum Sie die Flüchtigen, da sie doch

offenbar in Bremen Passage genommen haben, auf einem Schiffe suchen, das von Hamburg aus in See gegangen ist?“

Der Polizeiinspektor lächelte schlau. „Nur Geduld, ich komme gleich darauf,“ sagte er, worauf er, immer mit vorsichtig verhaltener Stimme, seine Erzählung fortsetzte: „Außer daß wir nun unsere Depeschen nach allen Hafenstädten der deutschen und holländischen Küste abgehen ließen, begaben mehrere Beamte sich persönlich auf die Spur der Flüchtigen. Ich reiste nach Bremen, weil nach der erhaltenen Nachricht das Pärchen wahrscheinlich dort zu suchen war, ein Kollege von mir nach Hamburg, andere Geheimpolizisten nach Lübeck, Stettin und so weiter. Von Bremen fuhr ich nach Bremerhaven, wo ich indessen keine Spur der Verschwundenen zu entdecken vermochte. Leider besaß ich auch keine ausreichenden Handhaben. Die Flüchtigen waren so schlau gewesen, alle Photographien von sich, deren sie habhaft werden konnten, zu vernichten. Deshalb erhielt ich von Möbius nur eine Photographie, deren Entstehungszeit bereits drei Jahre zurücklag, und die ihn mit einem rötlichbraunen Vollbart darstellt, während das mir von Elisa Norden zur Verfügung stehende Porträt die Dame im Maskenkostüm, als Mädchen von Capri, zeigt, so daß beide Bilder mir um so weniger als sichere Erkennungsmittel zu dienen vermögen, als die Gesuchten doch jedenfalls nach Möglichkeit bestrebt gewesen sind, sich unkenntlich zu machen.“

„Das ist allerdings anzunehmen,“ stimmte der Zuhörer dem Beamten bei.

„Am Mittag nun des Tages,“ sprach letzterer weiter, „an welchem der „Siegfried“ von Hamburg abfuhr, ging mir von meinem dorthin entsandten Kollegen ein Telegramm des Inhalts zu: vor etwa einer Stunde seien

mit dem Dampfer „Siegfried“ ein Herr und eine Dame abgegangen, deren Signalements mit denen der Entflohenen bis auf einzelne belanglose Details genaue Uebereinstimmung zeigten. Leider habe er erst nach Abgang des Schiffes von der Thatsache Kenntniss erhalten. Er ersuchte mich um weitere Verhaltensmaßregeln. Ich drahtete zurück, ich würde die Spur persönlich verfolgen, packte rasch meine Sachen und ließ mich hinaus nach dem Hafen fahren. Hier forschte ich nach einem Boot, das mich nach einer Stelle bringen könnte, an welcher der aus der Elbe in die Nordsee einfahrende Dampfer vorbeikommen mußte. Lange scheiterten alle Bemühungen, entweder hatten die Schiffer keine Lust oder ihre Boote waren mir zu langsam, so daß ich fürchtete, nicht rechtzeitig am Platze zu sein; endlich erklärte sich noch der Besitzer einer gerade zur Abfahrt fertig liegenden Yacht, Baron v. Settern, bereit, im Interesse meiner Aufgabe sein Schiffchen meinem Dienste zu widmen. Alles übrige wissen Sie. Ich kam an Bord, noch zweifelnd, ob ich nicht auf ganz falscher Fährte sei, in welchem Falle ich beabsichtigte, das Schiff in Antwerpen wieder zu verlassen. Nunmehr bin ich jedoch überzeugt, auf der richtigen Spur zu sein — bloß den sicheren Nachweis vermag ich noch nicht zu führen, und dazu, Herr Professor, sollen Sie mir helfen, wenn Sie wollen.“

„So glauben Sie wirklich, auf dem „Siegfried“ halte sich der Verbrecher mit seiner Helfershelferin verborgen?“

„Ich bin überzeugt davon.“

„Aber wer sollte das sein? In der Kajüte logiert niemand mit einem rötlichbraunen Vollbart, überhaupt niemand, auf den nur der Schatten eines Verdachtes fallen könnte. Ob im Zwischendeck —“

Der Inspektor schüttelte den Kopf. „Meine Vögel sind für das Zwischendeck zu vornehm. Sie fliegen in der Kajüte, Herr Professor. Natürlich würden Sie den rötlichbraunen Vollbart vergeblich suchen, einen Bart kann man sich aber abschneiden und das Haar färben.“

„Gegen wen aber richtet sich Ihr Verdacht, und wie sollte ich —“

„Gerade Sie verkehren am meisten mit ihnen — wenigstens mit der Dame,“ verbesserte sich der Inspektor.

Der Professor begann fieberhaft unruhig auf seinem Platze hin und her zu rücken. „Ich? Sie — Sie wollen doch nicht sagen —“

„Ich rede von Herrn und Frau Leonhardi,“ bestätigte der Polizeibeamte in förmlich triumphierendem Tone.

Holm sprang auf, wie von einem Dolchstich getroffen. „Unmöglich, ganz unmöglich!“ rief er heftig und laut.

Flohr zog ihn hastig auf die Bank zurück. „Herr Professor, um Gottes willen, Sie verderben mir alles! Leise, leise, wenn ich bitten darf. Ich glaube wohl, daß Sie bestürzt sind — Sie empfinden Sympathie für die Dame, ein Gefühl, welches die wahrhaft hinreißende Schönheit und Lieblichkeit des jungen Mädchens erklärlich erscheinen läßt, aber —“

„Woher wissen Sie das?“

Der Inspektor lächelte. „Wozu wäre man Kriminalist, wenn man die Kunst der Beobachtung nicht versteht? Schon in den ersten Stunden erlangte ich diese Kenntniß — und noch mehr, ich darf Ihnen auch versichern, daß die Dame Ihre Sympathie erwidert. Nehmen Sie sich deshalb in acht, daß Sie nicht das Opfer einer schlauen Intrigue werden. Möbius ist

nicht der Mann, sich einen Vorteil entgehen zu lassen, und seine Pseudofrau ein willenloses Werkzeug in seiner Hand, das ihm vermutlich noch manchmal als Lockvogel dienen wird.“

„Herr Inspektor, Sie verleumdete die Dame,“ brauste Holm auf. „Geseht, Sie hätten mit Ihrer Vermutung recht — was ich noch nicht glaube — so thun Sie ihr mit solchen Voraussetzungen doch bitter unrecht. Die junge Dame mag einer Verirrung zum Opfer gefallen sein; deshalb ist sie noch keine Verworfene. Der erste Blick auf sie lehrt, daß das Edlere in ihr nicht erloschen ist — ihr ganzes Verhalten zeigt ihre Reue, ihren Kummer, ihre Verzweiflung. Wer weiß, mit welchen Mitteln der Schurke sie zu zwingen verstanden hat! Nein, nein — mag sie gekehrt haben, aber einer frivolen, einer niedrigen Handlung ist sie so gewiß unfähig, wie die Tugend selbst!“

Aufgeregt stand der Professor auf und schritt einige Male auf dem Deck auf und ab. Eine Flut von Gedanken schäumte auf ihn ein, in heißen Wellen drängte sich das Blut nach seiner Stirn.

Eda eine Unwürdige? Eda, die ihm als erhabenes Ideal holder Weiblichkeit vorgeschwebt, die er im stillen wie eine Heilige verehrte? Ihr Auge, ihr Blick, ihre Züge — strafte nicht alles eine so schöne Anklage Lügen? Und doch, wenn er an mancherlei Auffälliges sich erinnerte, an ihre Unterredung mit ihrem Gatten im Salon, an ihre Aengstlichkeit und Unsicherheit, an ihren Ausruf beim Anblick der wartenden Nacht, an ihre Schwermut und den tiefschmerzlichen Ausdruck, der häufig ihren Mund beschattete — wenn er alle diese Umstände in Erwägung zog, so gewannen die Behauptungen des Vertreters der Staatsgewalt eine beunruhigende Wahrscheinlichkeit. Warum sollte es auch

nicht der Fall sein? Er selbst kannte das weibliche Herz zu wenig, um seinem Urtheil unbedingt zu vertrauen. Insofern aber, davon war er überzeugt, irrte er sich nicht, als dann nur der Fehltritt einer an sich tugendhaften Seele vorlag und niemals eine verabscheuungswürdige That, die durch sich selbst Mitleid und Verzerrung verwirkte.

Der Inspektor mochte fühlen, was in der Brust des jungen Mannes vorging. Er beeilte sich, ihn zu beschwichtigen. Neben ihm hin schreitend hub er von neuem an: „Verehrtester Herr Professor, was ich soeben sprach, dürfen Sie nicht nach seinem grellen Wortlaut erfassen. Mir lag nur daran, Sie auf die Gefahr hinzuweisen, der eine unbefangene Natur manchmal unter solchen Verhältnissen entgegengeht. Das Leben ist reich an derartigen Nezen und Fallstricken. Was jedoch Fräulein Norden — oder falls ich mich irre, Frau Leonhardi — anbelangt, so schließt sich auch meine Meinung der Ihrigen an. Ich habe die Dame während der letzten Tage mit Argusaugen beobachtet, so gleichgültig ich auch gegen alle Vorgänge auf dem Schiffe zu sein schien. Sie haben recht, ihr ganzes Auftreten verkündet etwas Besseres und Höheres, als sich mit dem Schritt, den sie gethan haben soll, vereinbaren läßt. Um so mehr fehlt mir für diesen Schritt eine hinreichende Erklärung — um so besser verstehe ich die gewaltige Sensation, welche er überall hervorrief, und den unendlichen unstillbaren Schmerz ihres Vaters.“

Holm nahm die Worte schweigend hin, erst nach einiger Zeit setzte er das Gespräch mit der plötzlichen Frage fort: „Und was haben Sie für Beweise für Ihren Verdacht, Herr Inspektor? Sie haben eine schwere Beschuldigung erhoben — Sie sind mir die Gründe schuldig, welche dafür sprechen.“

„Sie sollen diese Gründe vernehmen, Herr Professor. Zunächst trifft die Beschreibung, welche ich erhalten, im wesentlichen auf das Äußere der genannten Personen zu. Ich sage: im wesentlichen, weil das Signalement aus verschiedenen Ursachen notwendig ungenau sein muß, hauptsächlich deshalb, weil die Glücklichen natürlich darauf bedacht gewesen sind, ihr Aussehen möglichst zu verwandeln. Außerdem ist mir Elisa Norden der Gestalt nach unbekannt, ebenso der Kassierer. Nun bietet mir aber die Person des letzteren verschiedene gewichtige Verdachtsmomente.“

„Welche?“

„Sein Haar und Schnurrbart zeigen eine tief-schwarze Farbe, während die Augen braun sind.“

„Das kommt vor.“

„Gewiß, aber nicht häufig, man könnte es fast schon ein Naturspiel nennen. Ich habe mein Augenmerk deshalb vor allem auf die Ergründung der Thatsache gerichtet, ob die Farbe der Haare Leonhardis echt ist oder nicht.“

„Wie wollen Sie darüber Aufschluß erlangen?“

„Ich habe ihn bereits erlangt — die Farbe ist unecht!“

„In der That?“

„In der That. Die Feststellung war für einen erfahrenen Polizeimann nicht schwer. Ich behaftete meine Finger mit einer Säure, worauf ich, als Leonhardi noch an der Mittagstafel saß, an ihm vorbeiging und so, als geschehe es absichtslos und aus Versehen, mit meiner Hand seinen Kopf streifte. Mein Mittel bewährte sich vorzüglich: meine Finger zeigten die Spuren schwarzer Farbe!“

„Allerdings ein beachtenswertes Moment, aber nicht durchschlagend. Es giebt zahlreiche Leute, die aus Eitelkeit ihr Haar färben.“

„Ich weiß und lege daher dem Umstand auch nur geringere Bedeutung bei. Doch weiter. In zweiter Linie war ich auf die Prüfung der Legitimationspapiere unseres Mannes bedacht. Natürlich durfte er nichts von meiner Absicht erfahren. Ich hatte meinen Stand und meine Aufgabe, allerdings ohne mich näher über die meinen Verdacht erregenden Persönlichkeiten zu äußern, sofort beim Betreten des Schiffes dem Kapitän und später auch dem Quartiermeister in einer vertraulichen Unterredung enthüllt; ohne Bedenken konnte ich daher den letzteren befragen, auf Grund welcher Dokumente er seiner Zeit die Passagiere der Kajüte, darunter auch das Ehepaar, in die Passagierliste eingetragen habe. Ich erhielt den Bescheid, es habe ihm eine auf den Namen des Herrn und der Frau Leonhardi ausgestellte sogenannte Paßkarte vorgelegen, von der Behörde in Berlin ausgefertigt und zweifellos echt, gültig für das ganze Jahr. Auch die darauf enthaltene Personalschilderung entsprach vollkommen der Wahrheit. Wie sich der Herr in Besitz einer solchen Karte zu setzen vermocht, ist mir freilich ein Rätsel.“

„Soviel mir bekannt, muß man in eigener Person erscheinen, wenn man einen Paß ausgestellt haben will, und sich außerdem legitimieren.“

„Ganz recht. Wer kann wissen, wie er das angefangen — ein schlauer Kunde scheint er ja zu sein. Weitere Verdachtsgründe liefert mir das eigentümliche Verhalten des Paares. In dieser Hinsicht dürften Sie selbst Beobachtungen gemacht haben.“

„Ich kann es nicht leugnen,“ entgegnete der Professor mit einem Seufzer.

„Zuvörderst: beide erschienen, wie ich erfahren, erst in letzter Minute an Bord.“

„Das ist richtig.“

„Die erste Frage der jungen Frau galt der Abfahrt des Dampfers.“

„Ja, ja.“

„Als die Nacht, an deren Bord ich mich befand, in Sicht kam, legten beide große Unruhe an den Tag; die Frau besonders schien von einer mächtigen Aufregung ergriffen. Ihr ganzes Wesen zeigt überhaupt Unsicherheit und Aengstlichkeit, sie offenbart eine in ihrem Alter ungewöhnliche Resignation und Teilnahmlosigkeit.“

„Vielleicht hat sie irgend eine schmerzliche Enttäuschung in Bezug auf ihre Ehe erfahren,“ warf Holm zweifelnd ein.

„Ich bestreite gar nichts,“ versetzte der vorsichtige und von unerbittlichem Rechtsgefühl erfüllte Kriminalist.

„Ich reihe nur ein Glied an das andere, und schon wird eine ziemliche Kette daraus — möglich, daß die Scheu, die sie vor ihrem Gatten zeigt, die wahrhaft sonderbare Zurückhaltung, deren sie sich in Bezug auf ihn beleihtigt, die Merkmale innerlicher Entfremdung sind, möglich aber auch, daß sie gerade dem eigentümlichen Verhältnis, in welchem beide zu einander stehen, ihren Ursprung verdanken.“

„Würde darin aber nicht ein innerer Widerspruch liegen?“

„Wieso?“

„Wenn die junge Dame, deren guter Ruf doch ihre bis dahin behauptete Unbescholtenheit verbürgt, sich zu einem so verzweifelten Schritt entschlossen hat, so kann nur eine leidenschaftliche Zuneigung das Motiv bilden. Sie müßte also von Zärtlichkeit und Innigkeit überfließen, statt ihm mit Stolz und Kälte zu begegnen. Wie wollen Sie sich diesen Widerspruch erklären?“

„Mir erscheint er nicht als ein solcher,“ beharrte der Inspektor. „Gerade weil wir es mit einem an sich

edlen Charakter zu thun haben, müssen wir auf derartige Reaktionserscheinungen gefaßt sein. Sie hat in Uebereilung gehandelt. Erst, nachdem es zu spät war, kam ihr, was sie gethan, zum vollen Bewußtsein. Sehr oft verwandelt sich dann die anfängliche Liebe in Haß, wie sie ja auch bestrebt sein wird, seine Leidenschaft in Schranken zu halten, bis ein gesetzlicher Ehebund beide verknüpft.“

Professor Gerold mußte die Richtigkeit dieses Argumentes zugeben. „Warum, wenn Sie Ihrer Sache so gewiß sind,“ wandte er noch ein, „zögern Sie mit der Verhaftung des Kassierers, und warum nahmen Sie ihn — und auch sie nicht während unseres Aufenthaltes im Hafen von Antwerpen fest?“

„Warum? Weil mir doch noch einige Zweifel übrig bleiben, und ich in einem ausländischen Hafen riskieren müßte, daß die dortige Behörde die Schuldigen wieder laufen ließe, sobald ich nicht den vollen und unanfechtbaren Nachweis ihrer Schuld führen kann. Ja, wenn es mir gelänge, einmal einen Blick in den Koffer zu werfen, welchen Herr Leonhardi in seiner Kabine unter dem Bett liegen hat.“

„Sie glauben, darin sei die veruntreute Summe versteckt?“

„Ich bin davon überzeugt. Der Koffer soll auch sehr schwer sein, wie mir der Steward, der ihn hineingetragen hat, versicherte.“

„Und was erwarten Sie nun von mir? Sie haben mir das noch nicht gesagt.“

„Von Ihnen? Ich —“ Der Inspektor unterbrach sich plötzlich, neigte das Haupt vor und horchte.

„Was giebt es?“

„Hörten Sie nichts?“

„Nein.“

Der Inspektor schlüpfte auf den Behen nach den auf dem Promenadendeck zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen errichteten Leinwandzelten. Er schaute erst in das eine, dann in das andere, dann hinter die Zelte, sah jedoch nichts. Kopfschüttelnd kehrte er zurück.

„Ich hätte darauf schwören wollen — hoffentlich hat man uns nicht belauscht.“

„Wir haben doch ganz leise gesprochen.“

„In der Stille des Abends vernimmt man jedes Wort. Es wäre fatal. — Zum Teufel!“ murmelte er wieder und stürzte nach dem Zugang der in die Kajüte hinabführenden Treppe.

Der Professor folgte ihm.

Nachdem der Kriminalist die Stufen hinabgeschritten war und einen Blick durch die Thür des Speisesaals, an welche man zunächst gelangte, geworfen hatte, gesellte er sich wieder zu dem Professor.

„Haben Sie jemand gesehen?“

„Nein, nein — aber mir war, als husche ein dunkler Schatten von den Zelten nach der Treppe.“

„Ich habe nichts bemerkt.“

„Mit Sicherheit vermag ich es ebenfalls nicht zu behaupten. Indessen, ich muß auf der Hut sein. Kommen wir zu Ende, Herr Professor. Sie verkehren mit der Dame, diese nimmt offenbar Anteil an Ihnen.“

„Darin dürften Sie sich wohl irren, Herr Inspektor.“

„Sagen Sie Herr Rechtsanwalt oder Herr Flohr, es ist besser,“ ermahnte der andere. „Ob ich nun auch,“ erklärte er dann, „irre oder nicht, jedenfalls sind Sie in der Lage, sich mit der Dame zu unterhalten, sie zu beobachten; ebenso den Mann.“

„Den Mann? Wieso?“

„Sie haben Ihre Kabine neben der meinigen. Links von Ihnen logiert der junge Mensch, der —“

„Reinhold Kämpf.“

„Jawohl; rechts Herr Leonhardi.“

„Das letztere erfahre ich erst durch Sie.“

„Sie sehen also, daß es nur an Ihrem guten Willen liegt, mir Ihre Unterstützung zu teil werden zu lassen, Herr Professor. Ohne besonders zu spionieren, vermögen Sie manches zu erforschen, zu erlauschen. Wollen Sie mir Ihre Hilfe gewähren?“

Der Professor blieb stehen. „Niemals!“ rief er entschieden. „Selbst im besten Sinne des Wortes ist ein Spion ein Spion, und ich will und mag mich nicht zu der Rolle eines solchen erniedrigen. Sie sind Kriminalbeamter, das ist etwas anderes; einen Spitzel abzugeben, würden Sie sich wohl in acht nehmen!“

Trotz aller Gegenvorstellungen des Beamten, welcher in der Zumutung nichts Entwürdigendes erblickte, beharrte Holm bei seinem Entschluß. Mit Mühe hatte er während der Besprechung seine Selbstbeherrschung aufrecht erhalten, sobald er indessen seine Kabine betrat — und er zog sich nach Verlassen des Decks unverzüglich dorthin zurück — brach seine Fassung zusammen. Ohne sich auszukleiden, warf er sich auf sein Lager, um über die Enthüllungen des Polizeibeamten nachzugrübeln. Traurige, tieftraurige Gedanken waren es, die seinen schmerzenden Kopf durchzogen, und selbst die Aeußerung des Inspektors, daß Eda an ihm ebenso Anteil nehme wie er an ihr, schleuderte keinen Lichtstrahl in die Nacht seiner Verzweiflung. Denn klar geworden war es ihm, klar zum erstenmal, seit er Eda oder Elisa gesehen: daß er sie liebe, liebe mit der ganzen Blut seiner Seele, mit aller Kraft und Innigkeit einer ersten reinen und ernstesten Leidenschaft. Zum erstenmal unterlag Holm dem unwiderstehlichen Ansturm jenes mächtigsten aller Gefühle, das uns zu

einem Spielzeug unseres Herzens macht, Krieger in Schächer, Könige in Sklaven, Löwen in Lämmer und schwache Lämmer in rasende Löwen verwandelt. Zum erstenmal schlugen seine Pulse rascher und voller im berausenden Bewußtsein wirklicher Liebe.

Aber der Gegenstand seiner Liebe war seiner unwürdig oder das Eigentum eines andern — in beiden Fällen ihm unwiederbringlich verloren!

Viertes Kapitel.

Die Nacht ist keines Menschen Freund, sie begünstigt die Diebe, Mörder und Lasterhaften, und nur die glückliche Liebe findet unter ihren Fittichen willkommenen Schutz. Unser Leben stammt vom Licht, von ihm rührt alle unsere Kraft, unser Mut, unsere Hoffnung, selbst den Zagenden richtet es auf und strahlt neue Hoffnung in die Seele des Kranken; mit goldenem Rosenschein verklärt es die Einöden unseres Daseins, sobald aber die Nacht hereinbricht und ihre schwarzen Netze ausspannt, weichen die mächtigen Lebensgeister aus unserer Brust, der Schmerz wird noch schmerzhafter, das Leid nimmt noch leidvollere Gestalt an. Einsam in der schweigenden Stille eines von keinem Schimmer erhellten Dunkels, in welchem unbestimmte Gefahren zu lauern scheinen, seufzen wir den Morgen herbei, keinen Ausweg erblicken wir in der schwarzen Tiefe, qualvoll arbeitet das kranke, erschöpfte, überreizte Gehirn — die Nacht erzeugt Nacht, und nur der Tag ist des Menschen Freund.

Solche Gedanken durchschossen marternd des Professors Kopf, als er sich schlaflos immer und immer wieder von einer Seite auf die andere warf, in seinem Kummer wühlend in selbstquälerischer Grausamkeit.

Warum, klagte er, wenn es des Menschen Geschick ist, die Schönheit zu lieben, ist diese nicht immer auch der Tempel der Tugend und Würde?

Kein schrecklicherer Gedanke für einen edlen Menschen als der, verloren zu sehen, was ihm wert und heilig ist; wie Fieber zog es durch die Adern des Schlummerlosen, Nadelstiche fuhren durch seine Schläfen, sein gepeinigtes Herz klopfte in beängstigender Stärke. Und schien es nicht, als trauerten die Elemente mit ihm, als die Nacht mit rauher Gewalt die blihenden Sternensfunken vom Himmel strich und die milde Flamme des Mondes verlöschte, als sie den Atem der Natur zum brausenden Sturm ansachte, die Wogen aufspeitschte zu grollenden Schaumfurien, das kunstvolle Menschengebilde, die bewegliche Brücke der Ozeane, wie ein schwaches Spielzeug erschütterte, als wollte sie dasselbe zerbrechen wie ein Simson die Säulen seines Gefängnisses?

Holm empfand keine Furcht vor den zürnenden Naturkräften, er wußte, daß sie erlahmen würden an der Stärke der ihn umgebenden Stahlplatten, an dem Widerstande der doppelten Wände des schwimmenden Riesen. Ihn ängstigten weit mehr die Stürme seines Innern, die hochschlagenden Wellen seiner Brust. Nicht, daß er jetzt schon an sich selbst gedacht hätte, an einen Ausweg, der ihn aus dem Labyrinth einer so hoffnungslosen Neigung führen möchte — nur um den Gegenstand seiner Liebe bangte er, um Eda allein, deren Schicksal ihm mehr als sein eigenes am Herzen lag.

Zeitweise übermannte ihn die Müdigkeit, seine Lider fielen für einige Augenblicke zu, bis ein unangenehmer Traum ihn wieder emporfahren ließ.

Endlich dämmerte der Morgen, und die Ruhe jener

grenzenlosen Erschöpfung, wie eine schlaflose Nacht sie zu hinterlassen pflegt, senkte eben ihre Flügel auf ihn herab, als ein lautes Pochen an der Thür seiner Kabine ihn dem kaum gefundenen Schlummer wieder entriß.

„Herr Professor, Herr Professor!“ rief der Schiffsarzt Doktor Wehrmann mit sowohl Eile als Unheil kündender Stimme.

„Ja,“ fuhr Holm bestürzt auf, sich im Bette aufrichtend. „Was — was giebt es denn?“

„Frau Leonhardi sendet mich, sie läßt Sie bitten, zu Frau Börner zu kommen, die Sie noch zu sprechen wünscht. Die arme Frau liegt im Sterben.“

„Im Sterben? Mein Gott! Was fehlt ihr denn?“

„Sie löscht aus — aus wie ein Licht. Wollen Sie kommen — ich muß sofort wieder zu ihr.“

„Auf der Stelle,“ erwiderte der Professor, indem er aus dem Bett sprang und nach seinen Sachen umhertastete, dann erinnerte er sich der elektrischen Beleuchtung, setzte diese in Betrieb und warf sich hastig in seine Kleider. Gleich darauf klopfte er leise an die Thür der Kabine der Sterbenden. Eda öffnete ihm, sie hatte offenbar bei der Kranken gewacht, denn auch sie sah bleich und übernächtigt aus, und ihr langes blondes Haar, das sie sich nicht Zeit genommen zu ordnen, flutete in langen Wellen über ihren Rücken herab. Ihre blauen Augen waren feucht von einer kostbaren Perle selbstloser Menschenliebe.

Dem Ernst der Situation entsprechend, begrüßte sie den Professor nur mit einem leichten Neigen ihres schönen stolzen Hauptes, aber der stumme Gruß redete eine lautere Sprache als viele Worte, er deutete sowohl sanften Dank als eine flehende, dringende Aufforderung an.

Leise trat der Professor an das Lager der Sterben-

den. Seit dem Tage, an welchem sie erkrankt und von Eda in ihr Zimmer geführt worden war, hatte er sie nicht wiedergesehen, und er erschrak bei ihrem Anblick. Abgezehrt und blaß lag sie da, mit seltsam erloschenen Augen, mit einem stillen, ergebenen Blick. Der Doktor stand an dem kleinen Tischchen, eine Arznei zubereitend; auf dem auf der anderen Seite des Raumes befindlichen Sofa schlief die kleine Hilde tief und fest.

Frau Börner blickte auf und erkannte den Professor. Ein matter Freudenblick flackerte in ihrem Antlitz auf, wie der Schimmer eines verlöschenden Lichtes. Unwillkürlich machte sie eine Bewegung, als wolle sie ihm die Hand reichen, aber kraftlos sank der kaum zollhoch erhobene Arm wieder herab.

Ihre Lippen öffneten sich zu einem leisen Flüstern.

„Was sagt sie?“ fragte Holm, da er die Kranke nicht verstand.

Eda neigte ihr Ohr zu ihrem Munde herab. „Sie dankt Ihnen für Ihr Kommen,“ antwortete sie ernst.

„Und was — was kann ich für sie thun?“ forschte Holm voll tiefen Mitleids. Ohnehin durch die Erlebnisse des letzten Abends und seine nächtlichen Grübeleien in eine mehr als gewöhnlich empfängliche Stimmung versetzt, unterlag er noch außerdem dem Einflusse der Geliebten, wie eine süße, liebevolle Musik wirkte ihre Nähe auf ihn trotz alles Vernommenen; den alten Rittern gleich fühlte er sich durch ihre Gegenwart zu den schwersten Opfern begeistert.

Die Sterbende vernahm seine Frage. „Sagen Sie ihm alles, Eda,“ hauchte sie schwach.

Die junge Dame erklärte sich mit einem Blicke bereit.

„Unsere arme Reisegefährtin, Herr Professor,“ begann sie mit unterdrückter Stimme, „stand im Begriffe,

ihren in Buenos Aires wohnhaften Gatten aufzusuchen. Er ist der Abkömmling einer angesehenen Familie. Sein Vater starb vor einigen Jahren. Seine Mutter, eine stolze und eigensinnige Frau, hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihm in der Person eines jungen reichen Mädchens ihrer Bekanntschaft eine Frau nach ihrem Geschmacke zuzuführen, und verweigerte deshalb ihre Genehmigung zu seiner Heirat mit unserer Freundin hier. Letztere war ebenso schön als arm und dem jungen Mann in inniger Liebe zugethan. Börner heiratete sie gegen den Willen seiner Mutter, die ihm, dem noch Unselbständigen — er war Jurist und hatte eben erst den Assessor gemacht — nun ihrerseits alle Unterstützung entzog. Stammte doch alles Vermögen von ihr her, und sie allein besaß das Verfügungsrecht über ihren Mammon. Kurz entschlossen quittierte der junge Ehemann sein Amt, um einen Posten bei einer Versicherungsgesellschaft zu übernehmen, der ihn in die Lage versetzte, seinen neuen Pflichten gerecht zu werden. Ein paar Jahre erfreuten sich die Neuvermählten eines ungetrübten Glückes, da fallierte die Gesellschaft, bei welcher er angestellt war; ungeachtet aller Bemühungen gelang es Börner nicht, eine neue passende Stelle zu finden. Um nicht mit Weib und Kind in Not zu geraten, folgte er einem Rufe nach Buenos Aires, wo er Beschäftigung in einer großen Reederei erhielt. Zunächst ging er allein in die neue Heimat ab; sobald er festen Fuß gefaßt, wollte seine Gattin mit dem Kinde nachkommen. Das sollte nun jetzt geschehen. Die Arme gedachte den geliebten Mann zu überraschen — der Himmel hat es anders gewollt.“

„Wie, er hat keine Ahnung, daß sie auf der Reise zu ihm begriffen ist?“

„Keine. Als sie abfuhr, mangelte ihr bereits seit

mehreren Wochen jede Nachricht von ihm. Gerade dieser Umstand förderte ihren Entschluß.“

„Schrecklich! Ich weiß wahrlich nicht, wen ich mehr beklagen soll, sie oder ihn,“ sagte der Zuhörer ergriffen.

„Sie haben recht, es ist ein entsetzliches Schicksal. Ihre einzige Sorge ist jetzt ihr Kind, ihre süße kleine Hilde. Als teures Vermächtnis wünscht sie die Kleine ihrem Gatten zu senden. Sie bedarf eines treuen Herolds, der sich liebevoll des Kindes erbarmt, und es dann seinem natürlichen Beschützer in die Arme führt. Ihre Wahl fiel auf mich —“ hier schwieg Eda einen Augenblick und bedeckte wie in unsäglichem Gram ihr schönes Gesicht mit beiden Händen — „der Gedanke,“ fuhr sie dann fort, „war so natürlich, so selbstverständlich und doch —“

„Und doch, gnädige Frau?“ fragte Holm, als sie wiederum innehielt.

„Wie gern hätte ich mich des Kindes angenommen, wäre ihm eine Mutter gewesen,“ rief sie mit einem Ausdruck inneren Leids, wie ihn der Professor noch niemals in einem Menschenantlitz beobachtet hatte, „aber Herr Professor, ich gehe einem ungewissen Los entgegen — mein — mein Mann weiß noch nicht, ob die neue Stellung ihm zusagen wird — ich werde vielleicht nicht Zeit und Gelegenheit finden, das arme Kind dorthin zu bringen, wo eine berufenere Hand mich in seiner Pflege ablöst. Denn der Vater Hildes weiß ja nicht, daß seine Lieben so nahe sind. Frau Börner besitzt zwar seine Adresse, aber wer weiß, ob die noch richtig ist, und es könnte die Notwendigkeit eintreten, das Kind länger zu behalten. So gern ich also auch möchte, so darf ich doch eine Verpflichtung nicht übernehmen, welche einzuhalten zwingende Verhältnisse mich möglicherweise verhindern.“

Holm dachte an die Darlegungen des Inspektors und begann zu fürchten, der Kriminalist möge doch am Ende mit seinen Vermutungen das Richtige treffen. Mit unendlichem Mitleid im Blick schaute er sie an. So viel Schönheit, so viel Sanftmut, so viel Milde — und doch vielleicht eine Schuldige? Aber wenn sie schuldig war, so hatte ein verhängnisvoller Zauber sie bethört, war sie das Opfer einer Verirrung, die sie jetzt schon mit nagender Reue büßte. Nein, er wollte, er durfte sie nicht verdammen, sie war, er fühlte es, seiner ganzen Achtung, sie war doppelten Mitleids würdig.

„Sie müssen am besten wissen, was Sie zu thun haben, gnädige Frau,“ sagte er nach kurzer Ueberlegung. „Doch Sie sind noch nicht zu Ende?“

„Nein, Herr Professor, noch nicht. Hier auf dem Schiffe will ich mich der Kleinen nach Kräften annehmen, aber das genügt nicht. Wir brauchen jemand, der auch nach der Landung ihren Schutz übernimmt. Zu Ihnen allein, nächst mir, hegt die arme Leidende das Vertrauen, daß Sie ihrer letzten Bitte willfahren, sie der bangen Sorge um das Kind überheben werden. In ihrem Namen richte ich daher das Ersuchen an Sie: wollen Sie des Kindes Vormund und Beschützer sein?“

Eda schwieg und blickte den Professor fast flehend an. Auch der Blick der Sterbenden war mit dem gleichen Ausdruck auf ihn geheftet.

Da gab es für den edlen Mann kein Besinnen, kein Zögern. „Natürlich will ich,“ erklärte er und legte seine Hand in die abgekehrte Rechte der Kranken, als stummes feierliches Gelöbniß seiner Zustimmung.

In inniger Dankeswallung preßte sie seine Finger an ihre Lippen.

„Doch Sie, gnädige Frau, müssen mich unterstützen,“ fuhr er eindringlich fort. „Ich liebe die Kin-

der, aber ich bin ein unpraktischer, des Verkehrs mit ihnen entwachsener Mann. Solange wir beisammen weilen, rechnen ich auf Ihre Hilfe, Ihren Rat.“

„Was ich vermag, werde ich thun,“ erwiderte sie einfach und reichte ihm die Hand. Zum erstenmal fühlte er den sanften Druck ihrer sammetweichen Hand, und der zarte Stoff ihres weißen Gewandes streifte einen Augenblick seinen Arm. Die Berührung durchrieselte ihn sonderbar, er errötete, fast fürchtend, das Vibrieren seiner Nerven könne ihr den wahren Zustand seines Herzens verraten.

Auch Edas Wimpern senkten sich wie die Blätter mancher Blumen unter dem Einflusse der Sonne; hastig entzog sie ihm ihre Hand wieder und beugte sich zu der Freundin herab, ihre letzten Bestimmungen zu empfangen.

Wie er gekommen, so schlich Holm, nachdem er noch einen liebevollen Blick auf das schlummernde Kind geworfen, wieder hinaus. Er kehrte nicht in seine Kabine zurück, sondern begab sich auf das Deck, seine brennenden Augen in der frischen Morgenluft zu baden. Noch fauste der Wind und blähte die Wogen zu ungeheuren Schaumbergen auf, ihr schneeiger Gischt sprühte um seine heiße Stirn. Mit Behagen sog der Professor die salzige Luft ein, seine Erregung milderte sich in der Erregung der Elemente. Nun verstand er den sehnsuchtsvollen Ausruf Frithjofs des Wikingers:

„Laß mich hören Sturmesbrausen, Donnerschall ist meine Lust,

Wenn mich Aufruhr rings umtojet, dann ist Ruh in Frithjofs Brust!“

Und seltsam — in all seine Sorgen um Eda, in seine Trauer um das arme junge Menschenleben da unten schlich sich wie etwas, das eigentlich verboten

ist und heimliche Wege gehen muß, ein unbestimmtes Glücksgefühl. Immer wieder spürte er den leisen, weichen Sammetdruck dieser weißen zarten Hand, immer wieder streifte ihr Gewand seinen Arm, immer wieder durchrieselte ihn jene eigentümliche Empfindung.

Wohl eine halbe Stunde ging er auf und ab, da trat Doktor Wehrmann zu ihm und verkündete mit dem ruhigen Ernste seines Berufes, daß alles vorüber sei.

„Sie ist erst sechsundzwanzig Jahre alt,“ fügte er hinzu.

„Was?“ rief Holm erschüttert. „Wie ergreift mich das Welken dieser jungen Blüte! Wozu hat sie nun wohl geblüht, wozu?“

„Sie hat, wenn auch nur kurze Zeit, doch ihre Krone entfaltet und ihren Duft verstreut. Sie hat Glück gespendet und Glück empfangen,“ entgegnete Doktor Wehrmann.

„Wie viele aber, die hingehen, ohne einen Augenblick des Glückes gekannt zu haben, in Verzweiflung und Jammer!“ bemerkte düster der Professor.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Sie werfen da eine Frage auf, auf welche es keine Erwiderung giebt.“

Holm seufzte und fragte dann: „Hat sie schwer zu leiden gehabt?“

„Nicht allzu sehr. Sie litt schon an hochgradiger Auszehrung, als sie das Schiff betrat, ohne daß ihr Aussehen darauf schließen ließ. Sonst wäre sie unter allen Umständen zurückgewiesen worden. Die Seerkrankheit und die immerhin rauhe Seeluft hat ihre Auflösung beschleunigt. Ihr Tod war leicht und schmerzlos, soweit nicht geistige Leiden in Betracht kommen, und selbst diese mildert wohl im Augenblicke des Scheidens eine wohlthätige Apathie. Wir mußten ihr Kind wecken,

noch einmal zog sie es an die Brust und hauchte einen Kuß auf seine Stirn; es lächelte ihr entgegen wie jeden Morgen, dann sank sie zurück und war tot. Frau Leonhardi drückte ihr die Augen zu.“

„Die Gute! Wie treu und aufopfernd hat sie der Fremden ihre Hilfe gespendet!“

„Das ist wahr, sie ist ein edles Weib.“

„Und was wird mit der Toten geschehen?“

Der Arzt zeigte mit bedeutungsvoller Miene auf die wildtösende Flut.

„Da hinein?“

„Ja. Wir laufen zwar morgen Coruña an, aber der Kapitän zieht es vor, die Tote noch vorher zu bestatten. Mit einer Leiche an Bord bereitet man uns Schwierigkeiten, läßt uns vielleicht gar nicht landen, ohne vorher eine weitläufige Untersuchung vorzunehmen — es ist besser so, und ein Grab im Dzean ist ja ebenso gut wie eines in der Erde.“

Gegen Abend, zu der Zeit, als eben die ersten Schatten der Dämmerung hereinbrachen, fand das Begräbniß der unglücklichen Frau statt. Der Schiffszimmermann hatte einen einfachen Sarg angefertigt; freilich fehlte der übliche Blumenschmuck, dafür hatte die Pietät der Passagiere für andere passende Zieraten reichlich gesorgt. Alle zusammen, aus der Kajüte wie aus dem Zwischendeck, standen sie einmütig um die Bahre, sogar der Konsul und die beiden Wijnheers hatten sich nicht ausgeschlossen. Der Kapitän richtete an die Leidtragenden eine kurze, aber in ihrer Schlichtheit tief ergreifende Ansprache, in welcher er besonders des tragischen Umstandes gedachte, der die Tote hinwegriß zu derselben Zeit, als sie mit glücklichem Herzen dem innig geliebten Gatten entgegenteilte.

Professor Gerold stand neben Eda, welche die kleine Hilde an der Hand führte. Das Kind begriff kaum, was hier vorging, es verfolgte das ungewöhnliche Schauspiel mit mehr Neugier als Kummer. Es würde erst nach der Mutter weinen, wenn es ihrer bedurfte, wenn es sich nach der vertrauten, ihm nun auf immer entrissenen Erscheinung sehnte.

Noch ein Gebet, und die feierliche Handlung war beendet. Die Wogen des Meeres schlugen zusammen über den Resten eines Daseins.

„Eine Welt ist hier versunken,“ murmelte Holm bewegt, als er bald darauf in seine Kabine ging, um eine Stunde stiller Sammlung zu widmen. Im Vorübergehen warf er einen Blick durch die offene Salonthür. In einem Lehnstuhl saß Eda mit der kleinen Hilde auf dem Schoße. Liebevoll drückte sie das kleine Mädchen an ihre Brust und küßte es voll überquellender Zärtlichkeit.

Fünftes Kapitel.

Der „Siegfried“ durchfurchte stolz die majestätischen Wogen des Atlantischen Ozeans. Der Hafen von Coruña lag bereits weit hinter ihm, zu seiner Linken, aber unerreichbar für das Auge, viele Hunderte von Kilometern entfernt, dehnte die Küste von Afrika sich aus, zur Rechten in gleicher Entfernung befand sich die bekannte Inselgruppe der Azoren. Die Atmosphäre hatte ihre frühere Ruhe und Klarheit zurückgewonnen, und der Professor schritt wieder mit dem Polizeinspektor auf dem Verdeck auf und ab, sich über die Fragen, welche ihn seit jenem Abend vor dem Todesfall ausschließlich beschäftigten, eifrig besprechend.

„Sie haben also noch keine weiteren, Ihren Ver-

dacht verstärkenden Momente entdeckt?“ antwortete Holm auf eine Bemerkung des Inspektors.

„Einige rein psychologische Indizien abgerechnet, noch keine.“

„Und welche sind das?“

„Sie dürften Ihnen ebenfalls nicht entgangen sein. Haben Sie nicht wahrgenommen, wie die Beziehungen zwischen der Dame und ihrem vorgeblichen Gemahl immer gespanntere werden?“

„Mir ist keine Veränderung aufgefallen, es bestand von Anfang an eine gewisse Entfremdung zwischen ihnen.“

„Ja, aber nur eine einseitige. Der Mann ist nichts weniger als zurückhaltend. Er liebt sie mit rasender Glut und ist eifersüchtig wie ein Othello. Um so mehr zieht sie sich von ihm zurück — das deutet auf Reue, Herr Professor. Sie ist thatsächlich das Opfer einer Verirrung geworden und übersieht nun erst die ganze Tragweite ihres vermessenen Schrittes, den sie gerne ungeschehen machte, wenn sie könnte. Das Leben schreibt mit Vorliebe Satiren; es möchte sich leicht ereignen, daß sie in wenigen Wochen den Mann haßt, um den sie so kurz vorher Vater und Heimat verlassen und ihre weibliche Ehre für immer besleckt hat.“

„Wenn die Dame wirklich mit der von Ihnen gesuchten identisch ist, Herr Inspektor, so beweist sie mit ihrer ängstlichen Zurückhaltung nur die Reinheit ihrer Seele. Sie ist vielleicht dem Geliebten gefolgt, weil dieser entfliehen mußte, und es für sie, da die Einwilligung ihrer Familie wohl nie erlangt worden wäre, keinen anderen Weg gab, ihm anzugehören. Aber sie will deshalb ihre weibliche Tugend wahren, will ihm erst dann näher treten, wenn das Gesetz beide vereinigte. Eine edle Natur wird sich in einem so

eigenartigen Falle selbst gegen die unschuldigste Liebes-
losung stäuben. Ich verstehe das wohl."

"Sie vergessen, daß beide die Rolle eines Ehepaars
aufrecht erhalten müssen. Er ist sich dessen wohl be-
wußt und darauf bedacht, durch allzu kühles Verhalten
keinen unnötigen Verdacht zu erwecken. Haben Sie
nicht gestern abend den Vorfall im Salon beobachtet?"

"Nein."

"Er spielte mit einigen anderen Herren Skat, seine
Frau unterhielt sich mit der Mutter der beiden jungen
Mädchen. Gegen zehn Uhr erhob sie sich, um sich zur
Ruhe zu begeben. Langsam, fast schüchtern trat sie
hinter seinen Stuhl, sagte leise „Gute Nacht“ und
wandte sich der Thür zu. Da verfinsterte sich plötzlich
sein Gesicht, er legte die Karten hin, stand auf und
hielt sie am Arme fest. Niemand achtete weiter der
Scene, um so besser paßte ich auf, so angelegentlich ich
auch in meinem Buche zu lesen schien. Sie suchte sich
ihm zu entziehen, er schlang den Arm um ihre Taille,
zog sie an sich und versuchte sie auf den Mund zu
küssen. Sie sträubte sich und bewegte die Lippen, als
rufe sie „nein, nein“, er aber maß sie mit einem bei-
nahe drohenden Blicke. Plötzlich erblaßte sie, ein gram-
voller Zug erschien um ihren Mund, sie neigte den
Kopf gegen ihn herab und ließ sich küssen wie eine
Sklavin von ihrem Gebieter. Dann aber, die Wangen
mit Purpur übergossen, eilte sie hinaus wie jemand,
der bei einem Verbrechen ertappt wird."

"Sonderbar," ließ Holm sich nach einer Pause des
Nachdenkens vernehmen.

"Zum mindesten sonderbar," bestätigte Flohr, indem
er seinem Begleiter einen verschmitzten Seitenblick zuwarf.

"Und was gedenken Sie schließlich zu thun?" fragte
dieser gespannt.

Der Inspektor blickte sich forschend um, dann bog er sich näher zu den Ohren des Professors und sagte: „Falls ich keine weiteren Anhaltspunkte entdecke, so muß ich eben ohne solche zu Werke gehen. In dem Augenblicke, wo der „Siegfried“ Vorbereitungen zur Landung trifft, verhafte ich das Paar und nehme eine Durchsuchung ihrer Sachen vor.“

Das Erscheinen der beiden jungen Damen mit ihrem getreuen Seladon, dem jungen Kämpf, gab der Unterhaltung eine andere Wendung. — —

Es war am Abend desselben Tages. Im Saale ging es ziemlich lebhaft zu, die Passagiere hatten die Plage der Seekrankheit überwunden, die sorglose Reifestimmung, welche so notwendig ist, um sich über die Einförmigkeit einer längeren Seereise hinwegzutäuschen, griff wieder um sich, und sogar der betrübende Vorfall, der das stattliche Schiff in ein Trauerhaus verwandelt, vermochte die Gemüther nicht länger zu verstimmen. Die Jugend vergißt ja so leicht, sie will genießen, wo und wann es auch sei. Und nicht allein die Jugend. Die älteren Herren spielten ihren Skat oder Whist mit all der Beharrlichkeit und Energie, welche gemeiniglich bei dieser geistvollen Beschäftigung an den Tag oder vielmehr an die Nacht gelegt wird; die Damen musizierten, lasen und plauderten.

Holm hatte unten gelesen, die zunehmende Fröhlichkeit stieß ihn ab, er stieg wieder zu seinem Lieblingsplätzchen hinauf. Am Eingange blieb er lauschend stehen, weiche, süße, schmelzende Töne, sanft und leise wie gedämpfte Musik, drangen an sein Ohr.

„Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine —“

Er ahnte, wer die Sängerin sei, und näherte sich leisen Schrittes, um sie nicht zu stören, ihrem Platz am

Schiffsrand. Sie saß mit dem Gesicht nach dem Wasser, den Kopf über die Brüstung geneigt, neben sich die kleine Hilde, der sie vorsang und deren Händchen sie gefaßt hielt. Noch immer trug sie das schwarze Kleid, in dem sie der Professor bei der Bestattung gesehen. Ihr Gesang klang schwermütig. Ihr lichter Haar schimmerte in dem purpurnen Lichte der scheidenden Sonne.

Auf den Zehen schlich Holm weiter, in der Absicht, sich abseits niederzulassen, ohne seine Anwesenheit kundzugeben; ihr scharfes Ohr vernahm jedoch seinen geräuschlosen Schritt, sie brach ab und wandte sich nach dem Störenfried um.

„Sie sind es, Herr Professor? Guten Abend.“

„Guten Abend, gnädige Frau. O, warum mußte ich Sie unterbrechen! Ich ahnte nicht, daß Sie über eine so herrliche Stimme verfügen.“

Ein müder Blick aus den blauen Augen traf sein Gesicht, es schien fast, als hätten seine Worte sie peinlich berührt.

„Auch Sie machen Komplimente?“ warf sie mit dem Versuch eines Lächelns hin, und ein Schimmer leisen Vorwurfs drang durch ihre Worte.

Holm versicherte mit dem gediegenen Ernst seines Wesens, daß ihm nichts ferner liege, als Phrasen zu machen; er sei nur so entzückt gewesen, sein Lieblingslied von ihren Lippen fließen zu hören und noch dazu in so seelenvollen Lauten.

„Denn Ihre Stimme, gnädige Frau, quillt aus der Seele und wendet sich an die Seele,“ schloß er seine Rede, indem er neben sie trat, von der kleinen Hilde auf das stürmischste begrüßt. Lächelnd zog er das Kind an sich und küßte es; seine Anwesenheit diente ihm dazu, die Beklommenheit zu verbergen, die ihn stets in ihrer Gegenwart befiel. Wie alle Liebenden suchte und

scheute er zugleich die Nähe des geliebten Wesens, er fühlte eine ihm sonst fremde Verlegenheit, und doch durchströmte alle seine Nerven eine wonnige, in Worten nicht wiederzugebende Empfindung; alle Leere, alle Unruhe, aller Zweifel, alles Unbehagen verschwand wie unter dem Einfluß einer narkotischen Essenz, ein unsichtbares geheimnisvolles Fluidum ergoß sich über ihn. Nicht mit dem Schatten eines Gedankens erinnerte er sich in solchen Augenblicken an die Aussichtslosigkeit seiner Liebe oder an die schweren Beschuldigungen, welche man gegen die Reinheit des Gegenstandes derselben erhob; es war auch kein Verlangen nach Besitz, keine Furcht und Qual in ihm, sein Inneres empfand eine köstliche Abgelöstheit von allen materiellen oder durch äußeren materiellen Zustand bedingten Beschwerden. So muß es einem seligen Geiste zu Mute sein, der sich nach seiner Trennung von dem ihm so lange angeschmiedeten Körper erhaben über alle irdischen Sorgen und Nöten frei in krystallenem Aether wiegt.

Zögernd ließ er sich neben ihr nieder und zog die kleine Hilde auf seinen Schoß. Das Kind war müde und lehnte sein Köpfchen schlaftrunken an seine Brust. Die Wellen rauschten, und der Atem des Abendwindes hauchte sanft über sie hin. Aber kein Laut wechselte von Lippe zu Lippe, hingefunken verharrte auch Edda, ebenso träumerisch, so selbstvergessen, aber die Wangen bald glühend, bald erblässend in seltsamem Farbens-tausch und in den Zügen mit einer ängstlichen, fiebernden Spannung, einer bangen, lautlosen Frage.

In schmeichelnden Tönen nur vernahm man die Sprache der Natur, den Gesang des Weltalls, und doch schien auch zwischen den regungslosen, versunkenen Menschenkindern ein Austausch von Empfindungen stattzuhaben, ein Wechsel unhörbarer Fragen und Ant-

worten. Oder bildete das wehevolle Aufzucken um Edas Mund nicht die Erwiderung auf eine stumme Bitte des ernstesten Mannes, und beschwichtigte nicht das milde, verzeihende Lächeln des Professors irgend ein verzweiflungsschweres, qualdurchwehtes Gefühl ihrer Brust? —

Wie lange sie so zugebracht, wußten sie nicht. Vielleicht nur Minuten. Plötzlich sprang Eda jäh auf, flammendes Feuer im Antlitz; sie heftete einen fast furchtsamen Blick auf ihren Nachbar und preßte die Hand auf das Herz, als ob sie daselbst einen heftigen Schmerz empfinde.

„Ich muß die Kleine zu Bett bringen, Herr Professor,“ sagte sie mit eigentümlich hartklingender Stimme, ohne daß sie es wagte, ihn dabei anzuschauen.

Wie aus einem Traum schreckte er auf. „Die kleine Hilde — Sie haben recht.“

Er hob das schlafende Kind vorsichtig empor, um es nicht zu wecken, und legte es in ihre Arme.

„Eda!“ rief es laut von der nach der Kajüte leitenden Treppe her.

Der Professor vernahm einen tiefen, gewaltsamen Atemzug, er sah das Haupt der jungen Frau auf die Brust herabsinken.

„Eda!“ wiederholte die scharfe Stimme des Herrn Leonhardi.

„Hier bin ich. Was soll ich?“ fragte sie zurück.

Der Kopf des kleinen Herrn erschien in der Eingangsthür des hoch gelegenen, von allen Seiten abgeschlossenen Promenadendecks; nachdem er sich orientiert, schritt er rasch auf die Gruppe zu.

„Du wirst dir noch eine Erkältung zuziehen, Eda,“ nahm er mit einem Seitenblick nach dem Gelehrten das Wort. „Der Abend ist kühl — und dunkel. Wir haben bald Neumond. Willst du nicht lieber hinabgehen?“

„Ich war eben im Begriffe,“ erwiderte sie mit etwas zitternder Stimme.

„Ich komme gewissermaßen als Herold zu dir,“ sprach er mit einem Lachen, durch welches schwer verhaltene Wut tönte, weiter.

„Als Herold? Wieso?“ Bewundert richtete sie die noch immer in unruhigem Glanze flackernden Augen auf den Sprecher.

„Die jungen Damen und Herren lassen dich bitten, ihnen einige Musikstücke zum besten zu geben, und ich befürworte ihre Bitte.“

„Ich soll spielen?“ fuhr sie auf.

„Und singen.“

„Niemals!“

„Warum willst du so geizen mit den Schätzen deiner Kehle?“ meinte Leonhardi verdrießlich. „Auch ich wünsche dich zu hören und wünsche, daß du dich hören lässest!“

„Ich bin nicht in der Stimmung,“ versetzte sie kurz.

„Nicht in der Stimmung? Wann wirst du wohl je hineinkommen?“ entgegnete er. „Ein so junges schönes Geschöpf muß sich auch freuen mit den Fröhlichen. Komm, Kind,“ setzte er überredend und ihre Hand ergreifend hinzu, „thu mir den Gefallen. Die junge Welt will tanzen, und da —“

Empört zog sie ihre Hand zurück.

„Nun ja, was ist dabei?“

„Tanzen! Und vor einigen Tagen haben wir erst die unglückliche Mutter dieses lieben Kindes bestattet, und jetzt soll ich die übermütigen Takte eines Walzers oder einer Polka anschlagen? Ich will dir gern zu Willen sein, aber in diesem Falle nicht — die Zumutung geht gegen mein Gefühl.“

Leonhardi preßte finster die Lippen zusammen. „Die

Frauen haben ihren eigenen Kopf, Herr Professor. Sie werden die Erfahrung auch noch machen," bemerkte er mit einer Grimasse, die wahrscheinlich ein Lächeln darstellen sollte. „Komm, Eda, bring das Kind zu Bett, und dann folge mir wenigstens in den Salon, wenn du auch nicht spielen magst. — Guten Abend, Herr Professor.“

„Guten Abend.“

Er begab sich nach der Thür, auf Eda zurückschauend mit einer Miene, welche den Befehl ausdrückte, ihm sofort zu folgen.

Willig gehorchte die junge Dame, sich von Holm nur mit einem kaum bemerkbaren Neigen verabschiedend.

(Fortsetzung folgt.)





Die Glanzledernen.

Humoreske aus dem österreichischen Soldatenleben.

Von U. v. Lychdorff.



Mit Illustrationen
von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Reiterkaserne liegt ziemlich weit außerhalb der Stadt. Es ist ein alter Bau aus der Zeit des Kaisers Franz I., so besagt wenigstens die lateinische Inschrift, die am Mittelgiebel des Gebäudes angebracht ist. An den sehr geräumigen Hof der Kaserne, welcher zum Fußexerzieren bestimmt ist, schließen sich zwei offene Reitschulen an, die rechts und links von den Stallungen flankiert werden. Zwischen der Barriere der Reitschule und den Stallungen zieht sich ein schmaler grüner Streifen hin; dort hat sich der Wachtmeister Borzil einen kleinen Gemüsegarten angelegt, dort pflegt dieser gestrenge Borgesezte nach des Tages Last und Mühe sein Pfeife zu rauchen und Audienzen zu erteilen. Dieser „Garten“ ist das einzige Grün, welches sich dem Auge bietet, sonst sieht man nichts wie gelben Sand.

Zu gewissen Tagesstunden wird der Sand durch exerzierende Dragoner belebt, aber heute war der

Kasernenhof und die Reitschule leer. Die Mannschaft übte draußen im Gelände; der Tag war so schön, die liebe Sonne leuchtete von einem wolkenlosen Himmel herunter, es war vor auszusehen, daß infolge dieser günstigen Umstände die Uebung sicherlich um zwei Stunden länger dauern werde als gewöhnlich.

Von den Ställen her schritten zwei junge Offiziere quer über den Hof auf die Kaserne zu. Der eine trug die Dragoneruniform, die doppelte Achselspange kennzeichnete ihn als Adjutanten; der andere gehörte dem Generalstab an. Beide Herren waren in ein lebhaftes Gespräch verwickelt.

„Du glaubst also,“ sagte der Dragoner, „daß es wirklich wahr ist? Das wäre zu schön, einfach gar zu schön, kann also nicht wahr sein!“

„Aber lieber Freund,“ entgegnete der Generalstabs-
hauptmann, „ich versichere dir, daß sich die Sache genau so verhält. In längstens einer Viertelstunde werden die betreffenden Dispositionen ausgearbeitet sein, dann bekommst du den Befehl zur Ausfertigung. Die Uebung, auf welche du dich so freust, muß jetzt stattfinden, es geht gar nicht anders. Die Rekrutenabrichtung ist vorüber, Remonten haben wir längst keine mehr, die Mannschaft ist bisher nicht über den Exerzierplatz hinausgekommen, die Verbände müssen zu gemeinsamer Arbeit zusammengezogen werden, wie würden wir denn sonst bei den Manövern bestehen?“

„Mein lieber Hauptmann,“ entgegnete der Oberleutnant, „das alles verstehe ich recht gut, ich diene ja doch schon mehr als zehn Jahre, und Jahr für Jahr spielt sich die gleiche Geschichte ab. Wenn ich aber denke, daß diesmal gerade Neuhaus als Uebungsgelände gewählt worden ist, jenes glückliche Neuhaus — da beginne ich zu zweifeln. Das Glück wäre einfach zu groß.“

Eine kleine Pause trat ein. Der Generalstabs-
hauptmann klopfte mit seiner Reitgerte den Staub von
seinen Stiefeln, sah den jüngeren Kameraden von der
Seite prüfend an und sagte dann mit etwas gedämpfter
Stimme: „Du interessierst dich also ernstlich für die
Tochter des Freiherrn? Ja, ja, ich begreife das. Die
Baronessa ist ein begehrenswertes Mädchen, der Alte
gilt als der vornehmste Kavalier der Umgebung, Ver-
mögen ist mehr als genug vorhanden — na, ich wünsche
dir alles Glück.“

„Ich danke dir,“ antwortete der Dragoner warm,
„aber dein Glückwunsch kommt leider etwas verfrüht.
Vorläufig steht das Luftschoß meiner Aussichten noch
auf einem sehr schwachen Fundament. Ich habe die
reizende Ilse im diesjährigen Winter oft gesehen, habe
allen Grund anzunehmen, daß sie mir freundlich gesinnt
ist, doch zu einer Aussprache ist es noch nicht gekommen.
Der Witterungsumschlag, der im Januar eintrat, be-
reitete dem Eislauf ein plötzliches Ende, dann kam die
Hoftrauer beim Ableben der Erzherzogin Julie, damit
fielen die Bälle und Konzerte für uns Offiziere weg,
du begreifst also —“

„Gewiß begreife ich,“ unterbrach ihn der Hauptmann.
„Was ich aber nicht begreife, ist deine kindliche Freude
über die für morgen getroffenen Marschdispositionen,
denn diese sind deinen Plänen durchaus nicht günstig.
Wir reiten um sechs Uhr früh hier ab, in Rohrbach
wird abgekocht und zwei Stunden gerastet, hernach wird
die Uebung fortgesetzt, so daß wir ungefähr um acht
Uhr abends in Neuhaus eintreffen. Für die Offiziere
wird unten im Dorf Quartier gemacht, der Herr Erz-
herzog allein steigt im Schloß ab, dein Ideal wirst du
also kaum zu sehen bekommen.“

„Aber ich werde in ihrer Nähe sein, ich werde mit

dem geliebten Mädchen die gleiche Luft atmen. Vielleicht schaut sie doch irgendwo zum Fenster heraus; wenn wir am Schloß vorüberreiten, lasse ich den Trompeter blasen, warum soll mir das Glück nicht günstig sein?“

„Möglich, daß es dir günstig ist,“ warf der Hauptmann trocken ein, „möglich, aber nicht wahrscheinlich. Um acht Uhr abends sehen junge Damen selten mehr zum Fenster hinaus, mit dem Blasen ist es auch so eine eigene Sache, denn ich glaube kaum, daß der Erzherzog den Befehl dazu geben wird. Vergiß nicht, daß wir alle nach der Ankunft in Neuhaus eine Menge zu thun haben; du weißt es ja, für unsereinen bleibt kaum die nötige Schlafenszeit übrig.“

„Ja, ja,“ seufzte der Oberleutnant, „du hast recht, aber ich will mir meine Hoffnungen nicht knicken lassen.“

Die beiden Offiziere reichten sich die Hände und trennten sich. Der Generalstäbler ging der Stadt zu, der Dragoner stieg langsam die breite Steintreppe in der Kaserne empor, die zu seiner Kanzlei führte.

Oberleutnant Alfred v. Strahberg entstammte einer wohlhabenden Offiziersfamilie und war, der alten Familientradition gemäß, zur Kavallerie gegangen. Gegenwärtig versah er provisorisch die Stelle eines Divisionsadjutanten; als solcher war er dem Major v. Stollenbach zugeteilt.

Das Regiment selbst stand unter dem Kommando des jungen Erzherzogs August Christian. So liebenswürdig und nachsichtig der hohe Herr in und außerhalb des Dienstes war, so unangenehm war der Major. Herr v. Stollenbach hatte den Dienst selbstverständlich im kleinen Fingerring, aus dieser Ursache redete ihm auch der junge Regimentskommandant nie etwas darcin.

Unerbittlich bestand der Major auf der genauesten Durchführung aller Vorschriften, er lebte überhaupt nur im Reglement. Bei ihm kamen zuerst die Pferde, dann die Mannschaft und in letzter Linie erst die Offiziere. In seiner Kanzlei hatte er auch eine Dezimalwage stehen. Dieses teure Möbel hatte der Major auf eigene Kosten angeschafft; er konnte sich so etwas erlauben, denn er war unverheiratet und brauchte für niemand auf der Welt zu sorgen. Diese Dezimalwage war der Schrecken nicht nur der Mannschaft, sondern auch der Offiziere.

Zu gewissen Zeiten stellte nämlich der Major Gewichtsmessungen an und führte darüber ein genaues Buch. Wehe dem Mann, der leichtsinnig genug war, einige Kilo zuzunehmen! In den Augen des Majors war das eines der schrecklichsten Verbrechen. Das Mehrgewicht mußte herunter, koste es, was es wolle. Als Maximalgrenze hatte Major v. Stollenbach achtundsechzig Kilo festgestellt, ein Gewicht, welches ein normal gebautes Pferd ohne Anstrengung zu tragen im stande ist. Darüber sollte nicht hinausgegangen werden. Daß die älteren Rittmeister dem Major schlaflose Nächte bereiteten, braucht kaum erwähnt zu werden, hier war leider auch die Grenze seiner Macht gezogen. An fachmännischen Belehrungen ließ er es trotzdem nicht fehlen. Er warnte vor Bier und Wein, ebenso vor Wasser, der Reiter solle überhaupt nicht trinken, und das Essen selbst dürfe nur ganz nebensächlich behandelt werden. Der junge Erzherzog mit seiner schlanken Figur und der dazu gehörigen Gewichtlosigkeit war ihm ein Ideal, welches er beständig als leuchtendes Muster vorführte.

Auch mit seinem Adjutanten, dem Oberleutnant Alfred v. Strahberg, war der Major — was diesen Punkt anbelangt — recht zufrieden. Strahberg wog

nur neunundfünfzig Kilo und war seit Jahren über dieses Gewicht nicht hinausgegangen.



Als aber der junge Offizier in die Kanzlei kam, hatte der Major gerade einen Mann auf der Wage stehen, über dessen Haupt sich eben eine fürchterliche Strafpredigt entlud.

„Scheibenpflug, Sie edler Rosselenker, Sie hab' ich mir schon lange vorgemerkt! Hat der Kerl volle zwei- undsiebzig Kilo! Glaubst du denn, Bürscherl, daß die kaiserlichen Dienstpferde dazu da sind, dein überflüssiges Fett spazieren zu tragen? Wart, bis du wieder auf deinem Fiaker sitztest, dann magst du dir meinetwegen drei Zentner zulegen! Erwisch' ich dich noch einmal in der Kantine, so soll dich ein siediges Himmelkreuzdonner —“

Durch den Eintritt des Adjutanten wurde der Major unterbrochen; der Dragoner war mit unglaublicher Schnelligkeit von der Wage herunter und zum Zimmer hinaus. Stollenbach nahm weiter keine Notiz davon, er hatte nur auf den Adjutanten gewartet, um die Befehle für die morgigen Uebungen auszufertigen, und sich einstweilen die Zeit mit dem Abwiegen von Dragonern vertrieben.

„Gut, daß Sie da sind, Strahberg, ich habe schon auf Sie gewartet,“ sagte der Gestrenge. „Wir stehen vor einem dreitägigen Uebungsritt, der Herr Erzherzog hat den Befehl bereits ausgegeben, und Hauptmann Löffler vom Generalstab hat die Dispositionen ausgearbeitet. Schauen Sie, daß die Sache so bald als nur möglich erledigt wird.“

„Zu Befehl, Herr Major!“

* * *

Am kommenden Tag um fünf Uhr früh war es im Kasernenhof bereits lebendig. Major v. Stollenbach schien sich zu vervielfältigen, er war an allen Ecken und Enden gleichzeitig zu sehen. Mit seinem Falkenauge besichtigte er Mannschaften und Pferde, der Wachmeister mit der roten Briestafche war beständig hinter ihm und notierte die verschiedenen Verbrechen, welche heute in reichlicher Menge gegen die Vorschrift begangen wurden.

Mit ungeheurem Lärm und lautem Geschrei wurde der Fouragewagen aus dem Schuppen gezogen. Wachtmeister Borzik hatte die Packung persönlich geleitet, diese war also in vollkommenster Ordnung. Sechs Pferde wurden vor den Wagen gespannt, die Stangenreiter saßen auf, Borzik führte diese wichtige Abteilung selbst.

„Der Wagen kann gleich fortfahren!“ befahl der Major. „Zehn Minuten Trab, fünf Minuten Schritt, schonen Sie mir die Pferde. In Rohrbach warten Sie auf unsere Ankunft, dort will ich alles in Ordnung finden, ich mache Sie für die richtige Durchführung meiner Befehle persönlich verantwortlich.“

Der Wachtmeister legte die Hand an den Helm und setzte sich an die Spitze des Zuges; der Wagen rollte schwerfällig zum Kasernenthor hinaus.

Pünktlich mit dem Glockenschlag sechs Uhr erschien der Erzherzog. Die Schwadronen standen haarförmig ausgerichtet, der Major kommandierte die Ehrenbezeigung und erstattete die Meldung.

„Die Truppe hat die Pelze mitgenommen?“ frug der Regimentskommandant.

„Sehr wohl, Kaiserliche Hoheit,“ antwortete der Major. „In feldmarschmäßiger Packung sind die Pelze vorgeschrieben.“

Der Erzherzog hatte keinen Pelz um, denn es war Sommer, die Sonne schien recht warm herunter, der Pelz konnte während des langen Rittes recht unangenehm werden.

„Lassen Sie die Pelze ablegen, Herr Major,“ befahl der hohe Herr, „für den kurzen Uebungsritt genügen die Mäntel.“

Der Major machte ein Gesicht, als ob er Essig getrunken hätte; ein Befehl gegen die bestehende Vor-

schrift — das konnte ihm den ganzen Tag verbittern. Er hatte ohnedem Sorgen genug. Im Offiziercorps war ein Modeluxus eingerissen, dem er vergeblich zu steuern suchte, wurde doch an höchster Stelle mit schlechtem Beispiel vorangegangen. Die Rockfragen wurden immer höher und höher, die Rockschöße immer länger, ja, man hatte schon aufgehört, die ledernen Reithosen rot zu färben, man trug sie einfach im Naturton, was insbesondere für die weißen Handschuhe von großem Vorteil war. Es ließ sich wenig dagegen machen, aber der Major sah infolge dieser Sünden böse Zeiten kommen, er wagte es gar nicht auszuendenken, wohin das schließlich führen würde.

Es dauerte eine gute Weile, bis die Mannschaft wieder im Kasernenhof und aufgefessen war. Die schweren Pelze war man los, ein Segenswunsch für den humanen Kommandanten schwebte auf aller Lippen. Erst im letzten Augenblick hatte sich der Major selbst dazu entschlossen, auch seinen Pelz abzulegen. Wenn schon gegen die Vorschrift gehandelt werden mußte, ihm solle man nicht nachsagen können, daß er mit schlechtem Beispiel vorangegangen wäre.

Die Uebung verlief im allgemeinen glatt. Man war in Rohrbach um die bestimmte Stunde angekommen; die Pferde wurden abgesattelt und je vier und vier an einen Lagerpflock gebunden; die Dragoner hatten Feldherde gebaut mit kleinen Kaminen aus Kasenziegeln, aus denen es lustig rauchte. Das Fleisch briet man am offenen Feuer, es schmeckte zwar etwas nach Rauch und war innen noch blutig, sonst aber ganz gut. Der Erzherzog hieb tapfer ein, und die Offiziere folgten seinem Beispiel. Im Lager entwickelte sich bald ein lustiges Leben. Die Dragoner setzten sich zusammen und sangen, riesige Feuer wurden angezündet, und der Rauch nach

den Pferden geleitet, um die so lästigen Bremsen zu vertreiben. Die Offiziere leerten ihre Feldflaschen auf das Wohl des verehrten Kommandanten, die Kasko war wie im Fluge vorübergegangen.

Um neun Uhr abends, eine volle Stunde später als es beabsichtigt gewesen war, rückte die Truppe in Neuhaus ein. Jeder Empfang war verbeten, der Erzherzog nahm im Schlosse Quartier, die Mannschaft, sowie die Offiziere blieben unten im Dorf.

Alfred v. Strahbergs Quartierzettel trug die Nummer 16. Das Haus war bald gefunden, denn viele Nummern gab es im Dorf überhaupt nicht. So rasch als nur möglich beendete der junge Offizier seine dienstlichen Obliegenheiten, aber es war zehn Uhr vorüber, als er endlich nach Hause kam. Im Hausflur brannte eine kleine Dellampe, welche den Weg notdürftig beleuchtete. Der Bursche war mit der Instandsetzung des Reitzeuges beschäftigt, er hatte bereits alles tadellos gepuzt und war eben im Begriff, seine Schlafstelle aufzufuchen.

„Haben Herr Oberleutnant noch etwas zu befehlen?“ frug er.

„Nein, Sie können schlafen gehen. Waschen Sie mich um fünf Uhr, meine Kleider können morgen gepuzt werden.“

Der Soldat schlug die Absätze zusammen, daß die Sporen klirrten, dann entfernte er sich.

Strahberg war allein. Die Bauernstube, die man ihm angewiesen hatte, bot wenig Bequemlichkeiten, allein er verlangte auch gar nicht danach. Das Bett war rein und machte einen ganz einladenden Eindruck. Er war todmüde. Trotzdem sah er noch längere Zeit zum Fenster hinaus. Das herrschaftliche Schloß zeichnete sich scharf am klaren Nachthimmel ab. Still und ruhig

lag der ausgedehnte Bau da, kein Licht schimmerte in den Fenstern, offenbar war längst alles zur Ruhe gegangen. Sein Ideal zu sehen, war keine Hoffnung. Mit einem Seufzer legte sich der junge Offizier ins Bett.

2.

Im Regimente diente der Dragoner Karl Scheibenpflug, kurzweg der „schöne Karl“ genannt, derselbe, dessen zweiundsiebzig Kilo dem Major Stollenbach so großen Kummer verursachten. Bevor er zu den Dragonern einrücken mußte, um seiner Militärdienstpflicht zu genügen, war er der fescheste Wiener Fiaker gewesen. Kein anderer Kosselenker der Residenzstadt trug die „Sechser“ so unternehmend in die Schläfen frisiert wie der schöne Karl, kein Cylinderhut war ihm fein genug, und seine Kleider waren wie die eines „Gawliers“. Beim Militär kam viel davon in Wegfall, und der schöne Karl wurde gezwungen, einen neuen Menschen anzuziehen. Diese Verwandlung ging leider aber nur äußerlich vor sich, innerlich blieb er der echte Wiener Fiaker mit allen seinen Tugenden und Fehlern. Seinen Vorgesetzten, vom Korporal bis hinauf zum Major, machte er das Leben so sauer als nur möglich. Gab es irgendwo einen tollen Streich, sicherlich war der schöne Karl der Veranstalter, seine Führungsliste bildete ein nahezu vollständiges Verzeichnis sämtlicher beim Militär gangbaren Strafen.

Andererseits war Scheibenpflug ein vortrefflicher Reiter, sein Pferd, wenn es auch vier Kilo mehr zu tragen hatte, als der Major das wünschte, war das bestgehaltene im Regiment, und einen Viererzug einzufahren, das verstand er aus dem Grunde. Sämtliche Dienstmädchen des Garnisonortes schwärmten für den schönen Karl, die Unteroffiziere waren dadurch ge-

zwungen, dem „liederlichen Tuch“ viel durch die Finger zu sehen, was natürlich nicht zu seiner Besserung beitrug.

Den heutigen Manövertag wollte Scheibenpflug nicht vorübergehen lassen, ohne sich eine Unterhaltung zu gönnen, denn die Verhältnisse lagen außerordentlich günstig, und es wäre geradezu sträflich gewesen, sie nicht auszunutzen. Mit dem ihm eigenen Spürsinn hatte der schöne Karl einen Ziehharmonika- und einen Geigenspieler aufgestöbert. Etwas außerhalb des Ortes lag ein Wirtshaus, dorthin bestellte er die beiden Musikanten, dann machte er seine Einladungen für den heutigen Abend. Eine Anzahl von Dragonern hatte sofort zugesagt, an Mädchen mangelte es nicht, sogar das Stubenmädchen vom Schlosse, die zierliche Lisette, hatte sich eingefunden — fürwahr, Scheibenpflug konnte auf seinen Erfolg stolz sein.

Durch die finstere Dorfstraße schritt der schöne Karl dem Tanzsaal entgegen. Aus dem Hausflur, wo Oberleutnant v. Strahberg Quartier genommen hatte, fiel ein heller Lichtschein auf die Straße, das Dellämpchen brannte noch immer. Scheibenpflug warf einen besorgten Blick in den schmalen Hauseingang, dessen Thür offen stand. Wenn der Adjutant noch wachte, dann war die Sache gefährlich, man konnte leicht überrascht werden. Die beiden vor der Zimmerthür stehenden Stiefel des Offiziers aber verschuechten alle Besorgnisse, der Offizier schlief, es war keine Gefahr vorhanden.

Schon wollte sich Scheibenpflug entfernen, als ihm ein famoser Gedanke kam, welchen er sofort in die That umsetzte. Die schweren Kommißstiefel mit den derben Sporen, die er an den Füßen trug, eigneten sich durchaus nicht zum Tanze. Ein flotter Walzer, auf dessen tadellose Durchführung sich der schöne Karl be-

sonders viel zu gute that, war mit solchen Stiefeln überhaupt unmöglich. „Wie wäre es,“ dachte Scheibenpflug, „wenn ich mir vom Herrn Oberleutnant für den heutigen Abend die Stiefel entleihen würde? Während der Nacht sind sie hier ganz überflüssig, nach dem Tanze komme ich ohnedem hier wieder vorüber, dann stelle ich sie vor die Thür, kein Mensch erfährt etwas davon.“

Scheibenpflug entledigte sich geräuschlos seiner schweren, mit Eisen beschlagenen Kommißstiefel, stellte diese in eine dunkle Ecke des Ganges und fuhr in die des Oberleutnants hinein.

„Sie passen,“ sagte er leise zu sich selbst, „sie passen vortrefflich. Jetzt kann ich mich wenigstens in Damengesellschaft sehen lassen.“

Der schöne Karl wurde im Wirtshause wie ein Triumphator mit lautem Hurra empfangen, die Kameraden drängten sich an ihn heran, aus jedem Glase mußte er Bescheid thun. Die anwesenden Mädchen erkannten sofort, daß eine einflußreiche Persönlichkeit auf der Bildfläche erschienen sei; sie betrachteten den hübschen Burschen mit unverhehltem Interesse. Lisette, das Stubenmädchen der gnädigen Herrschaft vom Schlosse, musterte mit besonders kritischen Blicken den schönen Karl; mit Wohlgefallen hasteten ihre Augen an den zierlichen Stiefeln des Dragoners, hatte sie doch während der kurzen Zeit des Tanzes schon manchen schmerzlichen Tritt davongetragen.

Auch Scheibenpflug hatte in Lisetten alsbald die einzige Person erkannt, mit der es sich zu tanzen verlohne. Er trat mit dem Anstande eines vollendeten Weltmannes an sie heran, und bald wirbelten die beiden im lustigen „Sechsschritt“ herum.

Mitternacht war längst vorüber. Aus den Fenstern des einsamen Wirtshauses fiel noch immer ein matter

Lichtschein auf die Straße, die Schatten der Tanzenden glitten schemenhaft vorüber, zum fünfzigstenmal spielten die beiden unermüdblichen Musikanten den Walzer von der schönen blauen Donau.

* * *

Um fünf Uhr morgens war es in Neuhaus bereits lebendig. Am Dorfbrunnen ging es ganz besonders lebhaft zu. Die Pferde wurden getränkt, die Dragoner wuschen sich, die Offiziersdiener holten in Tränkeimern das Toilettenwasser für ihre Herren. Die Unteroffiziere waren bereits in voller Ausrüstung am Platz, einzelne Offiziere standen vor den Stallungen und musterten die Pferde.

Strahberg hatte einen ausnehmend gesunden Schlaf gethan. Jetzt brodelte, während er Toilette machte, im Schnellkessel der Morgenthee, alles klappte zur vollsten Zufriedenheit des jungen Offiziers, nur die Stiefel hatte der Bursche noch immer nicht gebracht. Durch das niedere Fenster seiner Stube sah der Oberleutnant, wie sich die Schwadronen am Dorfplatz sammelten; dort bog auch bereits der Major um die Ecke, es war die höchste Zeit, daß Strahberg aufs Pferd kam. Er rief nach dem Burschen, und dieser erschien wenige Augenblicke darauf, knallrot im Gesicht, doch ohne Stiefel.

„Wo bleiben meine Stiefel?“ herrschte ihn der Offizier an.

„Herr Oberleutnant,“ entgegnete der Mann, „ich habe das ganze Haus bereits vom Keller bis zum Dach durchsucht, hab' aber die Stiefel nicht finden können.“

„Die Stiefel müssen sich augenblicklich finden, oder ich haue alles kurz und klein!“ rief Strahberg in höchster Aufregung. „Gestohlen können die Stiefel doch nicht sein?“

„Unmöglich,“ warf der Diener ein, „ganz unmög-

lich! Um elf Uhr abends haben sie noch vor der Zimmerthür gestanden, und Zigeuner sind gewiß nicht durch das Dorf gekommen.“

Aber alles nochmalige Suchen half nichts. Die Stiefel waren und blieben verschwunden.

Draußen auf der Dorfstraße schmetterte der Trompeter das Alarmsignal in die frische Morgenluft. Der Major war bereits aufgefressen und sah sich nach dem Adjutanten um, denn dieser sonst so pflichteifrige Offizier war noch nicht zur Stelle.

Dem armen Strahberg war sehr übel zu Mute. Ohne Stiefel konnte er doch nicht gut aufs Pferd, das hätte zu sonderbar ausgesehen, da war guter Rat teuer.

„Herr Oberleutnant,“ sagte der Bursche etwas kleinlaut, „hinter der Thür stehen ein Paar Kommißstiefel mit Sternsporen, soll ich sie Ihnen bringen?“

„Her damit!“ rief Strahberg. „Es ist die höchste Zeit, daß ich hinauskomme, der Trompeter hat schon den zweiten Ruf geblasen.“

Strahberg fuhr in die Kommißstiefel. Sie waren ihm so groß, daß er kaum darin zu gehen vermochte. Mit Mühe schwang er sich in den Sattel, beinahe wäre beim Aufsitzen der Stiefel des rechten Fußes davongeflogen. Der Bursche schob den Steigbügel über die breite Sohle, zog die rote Hose so weit als nur möglich über die plumpe Röhre, der Oberleutnant gab Schenkel, ritt eiligst zur Schwadron und meldete sich.

„Sie haben etwas lange geschlafen, Herr Oberleutnant,“ sagte der Major mit leisem Spott.

„Nein, Herr Major,“ entgegnete Strahberg, „mir ist in dieser Nacht —“

Er kam mit seiner Meldung nicht zu Ende, denn eben erschien der Erzherzog. Der Major kommandierte „Habt acht!“, wandte seinen Rappen und sprengte in

kurzem Paradegalopp auf den Obersten zu, um die übliche Meldung zu erstatten.

Der Erzherzog nahm den Rapport entgegen und berief die Offiziere zu sich, um die Dispositionen für den



heutigen Tag auszugeben. Der Offiziersstand des Regiments war nicht vollständig, drei Züge wurden von Wachtmeistern kommandiert, Strahberg mußte es sich daher gefallen lassen, ausnahmsweise Truppendienst zu thun. Er wurde mit der Führung des sogenannten Pionierzuges betraut. Dieser hatte die Aufgabe, einem markierten Feind gegenüber die Eisenbahn zu zerstören und die Brücke über die Wogleina unpässierbar zu machen.

„Sie werden,“ sagte der Erzherzog, „heute kaum

mehr Gelegenheit haben, in unmittelbare Fühlung mit der Haupttruppe zu treten. Sie müssen stets weit voraus bleiben, die Zerstörung der Bahn und der Brücke, welche durch aufgesteckte Fahnen kenntlich gemacht wird, muß in beträchtlicher Entfernung von der Hauptmacht geschehen. Lassen Sie zu einer Ihnen passend scheinenden Zeit ablocken, um sechs Uhr abends brechen wir das Gefecht ab, und um diese Zeit finden Sie sich zur Besprechung auf der Tempelwiese ein. Sie kennen doch den Ort?"

Strahberg, mit der Vertlichkeit wohl vertraut, erwiderte, daß er die Tempelwiese, welche in unmittelbarer Nähe des Schlosses gelegen war, recht wohl kenne, und daß er pünktlich um sechs Uhr abends dort eintreffen werde.

Der Erzherzog wandte sich den anderen Offizieren zu. Strahberg setzte sich an die Spitze seiner Abteilung und ritt ab. Er betrachtete dieses Kommando jetzt als einen ganz besonderen Glücksfall, denn in solchen entsetzlichen Stiefeln hätte er ja doch seiner angebeteten Ilse nicht unter die Augen treten können. Wo nur seine eigenen Stiefel hingekamen waren?

Zum Grübeln blieb ihm übrigens keine Zeit, der Dienst nahm bald seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Mannschaft war mit Steigeisen ausgerüstet, mittels welchen man ohne Schwierigkeiten eine Telegraphenstange erklettern kann, Sprengmaterial wurde mitgeführt, die Uebung begann. Um zwölf Uhr ließ Strahberg ablocken. Nur mit der größten Mühe kam er mit den schweren Stiefeln vom Gaul herunter, mit einem dieser unsinnigen Dinger blieb er wieder im Bügel hängen — es war zum Verzweifeln!

An die holde Ilse wollte er gar nicht mehr denken, er verwünschte die Felddienstübung, sich selbst und die

schweren Stiefel, vor allem aber jenen Schuft, der ihm die feinen gestohlen hatte.

3.

Der Tag ging zur Rüste. Die Mannschaft hatte scharf gearbeitet und war ermüdet, das von weitem hertönende Signal zum Sammeln klang wie eine Erlösung. Strahberg stieg in den Sattel und trabte der Tempelwiese zu, nachdem er einem Unteroffizier das Kommando übergeben hatte. Im weiten Bogen umritt er das Schloß, er war ohnedies hart genug gestraft und fand es völlig überflüssig, auch noch als komische Figur zu erscheinen.

Der Erzherzog hatte sämtliche Offiziere um sich versammelt; entgegen der herkömmlichen Gewohnheit ersuchte er die Herren, zu Pferde zu bleiben. Mit der stattgehabten Übung war der Regimentskommandant überaus zufrieden, Offiziere wie Mannschaft hatten sich sehr gut gehalten. Einige Körnlein dienstlichen Lobes fielen auch für Strahberg ab, der seine schwierige Aufgabe glücklich gelöst hatte. Das war freilich ein sehr schwacher Trost für das Mißgeschick des heutigen Tages.

Nach Erledigung des dienstlichen Theiles sagte der Erzherzog: „Ich habe jetzt den Herren noch eine angenehme Mitteilung zu machen. Mein Gastfreund, Herr Baron v. Westerstetten, hat die Liebenswürdigkeit gehabt, sämtliche Herren des Regiments für heute zum Abendessen zu laden. Im Namen der Offiziere habe ich diese freundliche Einladung angenommen, natürlich nur unter der Bedingung, daß auf besondere Toilette nicht gesehen werden dürfe, denn wir befinden uns ja sozusagen im Felde. Baron Westerstetten als ehemaliger Reiteroffizier weiß diesen Umstand wohl zu würdigen und hat im eigenen wie im Namen der Damen

Dispens erteilt. Ich bitte, direkt mit mir ins Schloß zu reiten, die Pferde werden uns dort abgenommen werden. Es ist ja ohnehin später geworden, als ich gedacht habe.“

Strahberg traf diese Einladung wie ein Donner-
schlag. Im Augenblick konnte er sich unmöglich ent-
fernen, das wäre zu auffallend gewesen. Er hätte
eigentlich die Stiefelgeschichte längst melden sollen, war
aber nicht dazu gekommen. Beim Ausrücken hatte ihn
der Major nicht angehört, und während der Besprechung
war das ganz unmöglich. Der richtige Zeitpunkt war
versäumt, jetzt konnte ihm eine verspätete Meldung nur
dienstliche Unannehmlichkeiten machen, und solchen weicht
man gerne aus. Die nächste passende Gelegenheit wollte
er aber dazu benützen, geräuschlos zu verschwinden; im
Schloßpark, gedeckt durch die alten Bäume, war es
vielleicht möglich, unbeobachtet zurückzubleiben.

Der Generalstabshauptmann lenkte sein Pferd an
die Seite Strahbergs.

„Siehst du, du Glückspilz,“ sagte er, „jetzt gehen
doch alle deine Wünsche in Erfüllung. Ich gönne es
dir von Herzen und freue mich meinerseits auf das
gute Abendessen. Im Dorf war die Verpflegung nieder-
trächtig genug.“

Strahberg gab keine Antwort. Düster starrte er
vor sich hin.

„Hast du am Ende schon einen Korb bekommen?“
frug der Hauptmann lächelnd.

„Das nicht,“ antwortete Strahberg; „ich fühle mich
nur sehr unwohl und angegriffen, ich möchte am liebsten
ganz davonbleiben.“

„Das geht nicht, lieber Freund. Der Herr Erz-
herzog hat für uns alle die Einladung angenommen,
es ist also Dienst, was wir im Schlosse thun. Freilich

ganz angenehmer Dienst. Trink ein paar Gläser Wein, es wird dir dann schon besser werden.“

Im Schloßhose hatte die Musikkapelle des Veteranen- und Kriegervereins Aufstellung genommen. Das Mitglied des kaiserlichen Hauses wurde mit der Volkshymne begrüßt, und der Kapellmeister bat sich die Ehre aus, die Tafelmusik besorgen zu dürfen.

Auf der Freitreppe des Schlosses erschienen der Hausherr und die reizende Ilse; sie begrüßten zuerst den Herrn Erzherzog und dann die übrigen Offiziere. Die kleine Baroness streifte mit flüchtigen Blicken die bunte Schar, ein Aufleuchten ihrer Augen zeigte, daß sie Strahberg gefunden habe; verstohlen, nur ihm bemerkbar, nickte sie herüber.

Strahberg war todunglücklich, er hätte es als die größte Wohlthat des Himmels betrachtet, wenn sich die Erde geöffnet hätte, um ihn zu verschlingen. Jetzt davonzulaufen, war einfach unmöglich. Halb betäubt zog er in der Masse mit; in dem feinen Kies, mit welchem der Schloßhof bestreut war, drückten sich seine derben, eisenbeschlagenen Stiefelsohlen unförmig ab, als wäre irgend ein vorsündflutlicher Dickhäuter hier herumgetrampelt. Nein, so konnte er unmöglich ins Schloß. Ueber die Freitreppe mußte er noch hinauf, diese aber sollte die letzte seiner Leidensstationen sein.

Ein langer Korridor, der mit Hirschgeweihen und Jagdemblemen geschmückt war, nahm die Offiziere auf, die Thür zum Speisesaal war weit geöffnet, eine verlockend gedeckte Tafel leuchtete einladend herüber. Jetzt war die Gelegenheit günstig, zu verschwinden, der Korridor war für ein solches Manöver wie geschaffen.

Langsam und mit der größten Vorsicht zog sich Strahberg in eine Fensterecke zurück; der letzte Offizier war eben in der Thür zum Speisezimmer verschwunden,

nur noch ein klein wenig Geduld, und die schwere Stunde war glücklich überstanden. Geräuschlos bog Strahberg um die Ecke des Korridors.

Noch war er keine drei Schritte weit gekommen, da — du lieber Himmel, es geschah wirklich auf der Welt noch Zeichen und Wunder! — da standen einsam neben einer reichgeschnitzten italienischen Truhe ein Paar prächtige Lackstiefel mit silbernen Sporen.

Strahberg traute seinen Augen nicht, er glaubte, daß eine Sinnestäuschung ihn äffe. Wieder blickte er nach den Stiefeln, sie standen noch immer unbeweglich auf ihrem Platz, sie waren kein Phantasiegebilde, sondern wirkliches Glanzleder. Wem mochten diese Stiefel gehören? Natürlich dem Hausherrn, der als gewesener Kavallerieoffizier sicherlich auch jetzt noch ein eifriger Reiter war. Strahberg hob die leichten Dinger prüfend empor, Offiziersstiefel waren es sicherlich nicht, ihre Form und auch das Material war gegen jede Vorschrift.

Doch diesen Wink des Schicksals wollte der junge Offizier nicht unbeachtet lassen. Im Augenblick hatte er sich seiner Kommißstiefel entledigt und diese in die italienische Truhe hineingesteckt, ebenso rasch hatte er die zierlichen Lackstiefel an den Füßen. Er kam sich vor wie neugeboren, wie ein Vogel, dem plötzlich die Schwingen gewachsen waren. Elastischen Schrittes begab er sich nach dem Speisesaal. Dort hatte ihn bisher niemand vermißt. Plaudernd standen Herren und Damen umher, man wartete auf das Erscheinen des Erzherzogs, der sich für einen Augenblick zurückgezogen hatte.

Alse hieß Strahberg im elterlichen Hause willkommen. Der Oberleutnant strahlte im Glück, er war ungemein unternehmungslustig. Feuriger, als wie es

sich eigentlich geschickt hätte, küßte er dem schönen Mädchen die Hand.

„Nach dem Mahl,“ sagte Ilse mit bezauberndem Lächeln, „werden wir in der Halle unten tanzen. Die Veteranenkapelle wird die Musik besorgen.“

„Dann bitte ich um einen Walzer.“

„Gerne,“ entgegnete Ilse, „Sie können auch eine Quadrille haben, wenn Sie wollen.“

„Sie machen mich zu glücklich, Baronesse. Wenn Sie wüßten, was ich heute schon gelitten habe — ein ganzes Martyrium!“

Ilse wurde plötzlich sehr ernst. „Was ist Ihnen denn geschehen?“ frug sie ängstlich.

„Das ist eine lange Geschichte, sie ist aber jetzt Gott sei Dank vorbei, im Augenblick bin ich der glücklichste Mensch auf der Erde.“

„Sie müssen mir das später erzählen, während der Quadrille, ich muß wissen, was Ihnen geschehen ist.“

Ilse kehrte zur Gesellschaft zurück und widmete sich ihren häuslichen Pflichten. Strahberg stand an der noch immer offenen Thür des Tafelsaales und blickte wohlgefällig auf seine glänzenden Lackstiefel herunter. Der Generalstabshauptmann nickte ihm von weitem aufmunternd zu.

Durch die offene Thür hörte man plötzlich die heftige Stimme des Erzherzogs. Strahberg steckte den Kopf hinaus, um zu sehen, was es gebe. Er sah den Kammerdiener mit allen Zeichen des Schreckens in seinem bleichen Gesicht den Korridor auf und nieder laufen, vor seinem Zimmer stand der Erzherzog vollständig angekleidet, doch — ohne Stiefel!

Dem Adjutanten wurde es plötzlich siedend heiß, der Zusammenhang war nur zu klar. Kein Wunder war geschehen, nichts Uebernatürliches hatte sich er-

eignet, alles war in der natürlichsten Art von der Welt zugegangen — keine Frage, er selbst hatte die Stiefel des Erzherzogs an den Füßen!

Strahberg überlegte, ob er sich melden solle. Aber zu einer Entscheidung blieb ihm keine Zeit, eben wurde der Major abgerufen, der sich eilends zum Erzherzog begab; dieser hatte sich wieder in sein Zimmer zurückgezogen.

Die Gesellschaft nahm von all dem keine Notiz, es wäre taktlos gewesen, sich durch unberufene Neugierde in die Angelegenheiten des hohen Herrn zu mischen.

Der Major stand in dem Zimmer des Erzherzogs.

„Sie sehen mich hier in einem merkwürdigen Aufzug, Herr Major,“ sagte der Erzherzog. „Auf eine ganz unerklärliche Weise sind meine Stiefel, die ich dem Kammerdiener zum Reinigen übergeben hatte, verschwunden. Gestohlen sind sie sicherlich nicht, offenbar hat sie irgend jemand beiseite gestellt, ich kann aber ohne Stiefel nicht länger bleiben. Die ganze Gesellschaft wartet drüben auf mein Erscheinen. Seien Sie so gut, lieber Major, und borgen Sie mir Ihre Stiefel so lange, bis sich die meinen gefunden haben, was ja in kürzester Zeit der Fall sein muß.“

Wortlos zog der Major seine Stiefel aus und reichte sie dem Regimentskommandanten. Dieser fuhr eilig hinein, warf einige freundliche Worte des Dankes hin und begab sich in den Speisesaal.

Der Major blieb fluchend und ohne Stiefel im Zimmer des Erzherzogs zurück. Er hatte den ganzen Tag zu Pferde gefessen, und der Hunger war dementsprechend groß. Ein satter Major ist schon eine sehr gefährliche Persönlichkeit, ein hungriger Major hält nur mit einem bengalischen Tiger noch einen Vergleich aus.

Herr v. Stollenbach hatte sich auf das in Aussicht stehende Festmahl außerordentlich gefreut, er war, wie alle Junggesellen, kein Kostverächter. Das war nun vorüber. Der Kammerdiener versicherte, daß nur der leibhaftige Satan die erzherzoglichen Stiefel geholt haben könne.

Für den Major war



diese Auseinandersetzung kein Trost, im Gegenteil. Der Magen knurrte ihm; durch den Duft der vorübergetragenen Schüsseln, der sich bis in sein Zimmer verbreitete, wurde er bis zur Raserei gereizt.

Blötzlich kam ihm ein rettender Gedanke. „Wenn der Herr Erzherzog mir die Stiefel abgenommen hat, warum sollte ich mir auf gleichem Wege nicht auch solche verschaffen können?“ sagte er sich. „Der Strahberg ist drüben vollkommen überflüssig, zu welchem Zweck habe ich denn einen Adjutanten?“

Der Major rief zur Thür hinaus: „Herr Kammerdiener!“

Dieser erschien sofort. „Herr Major wünschen?“

„Bitte, gehen Sie auf einen Augenblick hinüber in den Saal und schicken Sie mir Herrn Oberleutnant v. Strahberg herüber. Fragen Sie nur nach dem Adjutanten.“

„Sogleich.“ —

Strahberg hatte sich von dem eben ausgestandenen Schrecken gerade ein wenig erholt. Mit Freude sah er den Erzherzog eintreten, dieser hatte offenbar Reservestiefel mitgenommen. Ja, wenn man einen Kammerdiener hat, da kommt man nicht so leicht in Verlegenheit.

Diese so schöne Gedankenkette vermochte der junge Offizier nicht ganz auszudenken, sie wurde jäh unterbrochen. Man war eben im Begriff, sich zu setzen, Strahberg hatte die Lehne seines Stuhles schon ergriffen, da wurde er abgerufen.

Nichts Gutes ahnend begab er sich hinüber zum Major.

Dieser hatte sich, nachdem ihm der so vortreffliche Gedanke gekommen war, etwas beruhigt. Die Aussicht auf den Genuß eines ausgezeichneten Mahles wirkte beruhigend auf seine Nerven; mit ungewöhnlicher Milde empfing er seinen Adjutanten.

„Herr Oberleutnant, Sie müssen mir einen Gefallen thun,“ sagte er ohne weitere Einleitung. „Ich bin,

wie Sie sehen, augenblicklich ohne Stiefel, muß aber hinüber zur Gesellschaft. Es würde zu lange dauern, Ihnen auseinanderzusetzen, wie das gekommen ist. Haben Sie die Güte, mir für ganz kurze Zeit mit Ihren Stiefeln auszuhelfen, Sie bekommen durch den Kammerdiener des Herrn Erzherzogs sofort einen Ersatz; es handelt sich, wie gesagt, nur um Minuten, diese können Sie immerhin opfern.“

Strahberg war sprachlos. Er wußte nur zu gut, daß der Kammerdiener ganz außer stande sei, ein neues Paar Stiefel hervorzuzaubern, es seien denn jene, die in der italienischen Truhe eingeschlossen waren, damit aber konnte man in keinem Ballsaal erscheinen. Aber es half nichts. Der Adjutant ließ sich ganz zerschmettert in einem Lehnstuhl nieder, zog stumm die Stiefel aus und reichte diese seinem Vorgesetzten.

Der Major griff rasch danach. Kaum aber hatte er die zierlichen Dinger in Händen, so verfinsterte sich seine bisher so freundliche Miene. Diese Lackstiefel mit den zarten Radsporen, mit welchen der junge Herr zur Felddienstübung ausgerückt war, bildeten geradezu eine Verhöhnung der Dienstvorschrift, ihr Anblick wirkte auf den Major wie ein Peitschenhieb auf ein edles Pferd.

Er drehte die Stiefel hin und her, besah die seidenen Strupfen, die papierdünnen Sohlen, die breiten englischen Absätze, dann hielt er diese schreiende Vorschriftswidrigkeit dem unglücklichen Adjutanten unter die Nase.

„Also mit solchem Komteffenschuhzeug rückt man zu einer Felddienstübung aus? Diese Glanzledernen haben Sie offenbar von einer Chanfonettensängerin geschenkt bekommen, die auf dem Brettel den Dragonerleutnant spielt. Welcher Schuster liefert denn diese Meisterstücke? Den Mann möchte ich kennen lernen, denn der muß Regimentslieferant werden. Richtig, schau, schau, da

ist die Marke! Dachte ich es mir doch, daß ein solcher Künstler seinen Namen nicht weglassen wird: Johann Klopf, K. und K. Hoffschuster, Graben 16. Also bei Herrn Klopf in Wien lassen Sie arbeiten? Wenn Seine Majestät diese Stiefel an den Füßen eines Kavallerieoffiziers sehen würde, Herr Klopf hätte bald ausgehofschustert — sagen Sie das dem Künstler, wenn Sie einmal Gelegenheit haben, ihn zu sprechen. Und wissen Sie was, Herr Oberleutnant, machen Sie mir die Freude, kommen Sie morgen, nachdem wir eingerückt sind, zu mir hinauf in die Kanzlei, ich möchte den Genuß des Anblicks dieser Stiefel noch einmal haben.“

Der Major zwängte sich in die feinen Stiefel mit aller Mühe hinein, sie drückten ihn jetzt schon fürchterlich. Dann eilte er hastig davon.

Strahberg war allein. Er stützte den müden Kopf in die Hände und starrte düster vor sich hin. Für ihn gab es keine Rettung, herauskommen mußte die Geschichte, und dann lebewohl schöner Militärdienst — lebewohl herrliche Plze!

4.

Der Herr Major konnte zu keinem rechten Genuß der Tafelfreuden kommen, so hungrig und durstig er auch war. Die engen Stiefel drückten ihn entsetzlich. Er machte mehrmals den vergeblichen Versuch, diese Folterwerkzeuge unbemerkt von den Füßen zu streifen — umsonst, sie saßen fest wie angegossen. Solange der Heißhunger des Herrn v. Stollenbach anhielt, ließen sich die Schmerzen noch ertragen, sie traten mehr in den Hintergrund. Je mehr das Mahl aber fortschritt, desto unerträglicher wurden ihm die engen Stiefel; er fühlte deutlich, wie das Blut immer schlechter und schlechter in den Beinen kreiste, seine Phantasie half

redlich mit, die Leiden bis zur Unerträglichkeit zu vergrößern. Schon bereute er, seinen Adjutanten zur Abgabe der Stiefel gezwungen zu haben — freilich, damals war er ausgehungert und jetzt gesättigt; jetzt würde er entschieden anders handeln.

Dem Major gegenüber saß die Tochter des Hauses, deren Herz gleichfalls sehr unruhig schlug. Sie hatte das Verschwinden Strahbergs sehr wohl bemerkt, sein Platz blieb während der ganzen Mahlzeit leer. Wo war der junge Herr hingekommen? Verabschiedet hatte er sich nicht, er mußte also noch im Schlosse sein. Warum kam er nicht zur Tafel?

Endlich wurde der schwarze Kaffee herumgereicht; die Herren zündeten ihre Zigarren an, Ilse konnte, ohne Aufsehen zu erregen, sich vom Tisch zurückziehen.

Im Korridor gewahrte sie ihre Kammerjungfer Lisette, welche eben mit einem graziösen Sprung von dem Schlüsselloch einer Thür zurückschnellte.

Ilse rief das Mädchen an. „Lisette, weißt du nicht, wohin der Herr Oberleutnant v. Strahberg gekommen ist?“

„Er sitzt im Zimmer des Herrn Erzherzogs,“ sagte Lisette. „Es muß etwas ganz Besonderes geschehen sein, er hält den Kopf in die Hände gestützt und rührt sich nicht. Am Ende hat er sich gar etwas angethan, es ist ganz unheimlich.“

Ilse's Herz klopfte zum Berspringen. Im Zusammenhalt mit allem, was sie heute bereits gehört und gesehen hatte, schien es ihr gar nicht unmöglich, daß sich Strahberg zu einem unüberlegten Schritt habe hinreißen lassen. Ihre bewegliche Phantasie spiegelte ihr die schrecklichsten Bilder vor: sie sah den eben noch in voller Lebenskraft blühenden Offizier mit durchschossenem Kopf als Leiche, vielleicht hatte er auch Gift

genommen. Sie war unfähig, alle diese Gedanken auszudenken.

Kurz entschlossen, mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande folgend, eilte sie den Korridor entlang. Lisette folgte ihr in bescheidener Entfernung. Vor der Thür, hinter welcher Strahberg saß, hielt sie einen Augenblick inne, sie that einen tiefen Atemzug, klopfte an und trat in das Zimmer.

Strahberg schnellte höchst überrascht von seinem Sitz empor.

„Ihse,“ rief er, „gnädigste Baronesse, was führt Sie hierher?“

Ihse schwamm in einem Meer von Verlegenheit. Sie erröthete bis tief unter die Haarwurzeln, was ihr allerliebste stand und den armen Strahberg um die letzten Reste seiner Vernunft brachte. Mit Mühe sammelte sich das liebe Mädchen, und nicht ohne Stottern brachte sie ihre Entgegnung vor.

„Wir haben Sie bei Tische vermißt, wir konnten uns nicht erklären, wohin Sie gekommen seien. Da habe ich mir endlich ein Herz gefaßt und Sie hier aufgesucht.“

„Ach Ihse, Sie glauben nicht, wie tief unglücklich ich bin!“ seufzte Strahberg. „Auf den heutigen Tag habe ich alle Hoffnungen meines Lebens gesetzt, und nun sind mir diese in grausamer Weise zerstört worden. Ich wollte, ich könnte hier sterben!“

Dabei hatte Strahberg Ihsens Hand ergriffen, die sie ihm willig überließ.

„Um Gottes willen,“ rief das geängstigte Mädchen, „sagen Sie mir nur, was geschehen ist? Sie sprechen in Rätseln, haben Sie doch Vertrauen zu mir!“

Strahberg sah die hellen Thränen in ihren Augen, und dieser Anblick gab ihm eine bisher nie gefühlte

Zuverficht. Wie alles kam, das wußte nachmals weder er noch sie. Plötzlich hatte er sie umfangen und ihr sein Liebesgeständnis gemacht; und dann küßte er ihr die Erwiderung von den Lippen.

„Ihre sammelte sich zuerst. „Unsere Verlobung müssen



wir augenblicklich bekannt machen," sagte sie. „Komme mit mir hinüber in den Speisesaal, der Vater, der dich schätzt, wird mir ohne weiteres seinen Segen geben. Dafür garantiere ich.“

„Ach, es ist leider unmöglich," entgegnete der glückliche Strahberg kleinlaut, „siehst du denn nicht, mein Engel, daß ich — keine Stiefel an habe?“

Ilse hatte das bisher gar nicht bemerkt und war über diese Mitteilung sehr überrascht. Mit wenigen Worten erzählte ihr Strahberg sein Unglück; Ilse wurde nachdenklich, sie nahm den Fall sehr ernst.

„Warte,“ sagte sie entschlossen, „vielleicht finden sich im Hause ein Paar Stiefel, die du zur Not anziehen kannst, ich werde meine Jungfer fragen.“

Lisette war merkwürdig rasch bei der Hand; sie hatte offenbar wieder am Schlüsselloch gestanden.

„Weißt du nicht, Lisette, ob Papa ein Paar Reitstiefel besitzt?“

„Nein, gnädiges Fräulein, der Herr Baron tragen schon lange keine Reitstiefel mehr. Für die Jagd bedienen sich derselbe lederner Gamaschen.“

„Was sollen wir da anfangen? Du siehst, Lisette, daß der Herr Oberleutnant ein Paar Stiefel braucht.“

Lisette wurde nachdenklich. „Ich bitte,“ sagte sie etwas befangen, „ich könnte wohl einen Rat geben, doch müßten mir Baronesse eine Freiheit verzeihen, die ich mir ohne Erlaubnis genommen habe.“

„Gerne,“ sagte Ilse, „ich verzeihe dir alles, nur hilf.“

„Gestern,“ begann Lisette, „war im Sternkrug eine kleine Tanzunterhaltung, an welcher ich teilgenommen habe. Unter den Tänzern war auch ein sehr hübscher junger Soldat, der sehr elegante Stiefel trug. Es war zu auffallend, als daß ich es nicht hätte merken sollen, denn er stach zu sehr ab von den übrigen Dragonern mit ihrem schweren, plumpen Schuhzeug.“

Strahberg horchte auf. „Wie sah denn der Mann aus?“ fragte er Lisette.

„Ach,“ entgegnete diese verschämt, „er sieht sehr hübsch aus, ganz wie ein vornehmer Herr, und dabei ist er ein ausgezeichnete Tänzer. Seine Kameraden

nannten ihn den „schönen Karl“, mehr weiß ich nicht.“

Jetzt wußte Strahberg alles. Also Scheibenpflug — natürlich, der war zu jeder Schandthat fähig! Er und kein anderer besaß die so schwer vermißten Stiefel, er allein trug die Schuld an den unglückseligen Verwicklungen des heutigen Tages. Aber das sollte er schwer büßen! Dann fiel aber dem glücklichen Oberleutnant die eben stattgehabte Verlobung ein, die er zum großen Teil doch nur dem Verluste seiner Stiefel zu danken hatte, und er wurde dadurch wieder wesentlich milder gestimmt.

„Lisette,“ wandte er sich an das Kammermädchen, „senden Sie mir so rasch als möglich einen Unteroffizier hierher.“

„Das kann sofort geschehen,“ antwortete Lisette eifertig. „Die Ordonnanzen des Herrn Erzherzogs sind im Hause, ich hole einen.“

Wenige Minuten später trat Wachtmeister Borzif ins Zimmer.

„Herr Oberleutnant befehlen?“

„Wissen Sie zufällig, wo der Dragoner Scheibenpflug steckt?“

„Gewiß, Herr Oberleutnant. Ist Ihnen der Fall nicht gemeldet worden?“

„Nein, ich weiß von gar nichts. Ich war abkommandiert und bin erst vor kaum zwei Stunden eingerückt.“

„Der Herr Major sind unterrichtet und haben auch die diesbezüglichen Befehle gegeben. Die Dragoner Scheibenpflug, Hödl und Doppelbauer nahmen gestern ohne Erlaubnis an einer Tanzunterhaltung teil. Zu vorgerückter Stunde kam es zwischen der Mannschaft und einigen anwesenden Zivilisten zu einer Schlägerei,

eine Patrouille schritt ein und brachte die Leute auf die Stationswache, wo sie sich gegenwärtig noch befinden.“

„Also das wäre des Rätsels Lösung!“ sagte Strahberg. „Ist die Stationswache weit von hier?“

„Nein, Herr Oberleutnant, sie ist im Schlosse selbst; wenn Sie zum Fenster hinausblicken, so können Sie den Posten auf und nieder gehen sehen.“

„Ich bitte Sie, Borzif, gehen Sie sofort hinunter und bringen Sie mir die Stiefel des Scheibenpflug. Er wird sie Ihnen ohne Widerspruch ausfolgen, denn auf den ersten Blick werden Sie erkennen, daß er Extra Schuhzeug hat. Erledigen Sie diese Sache so rasch als möglich.“

Der Wachtmeister eilte davon und erschien atemlos fünf Minuten später wieder mit Strahbergs Stiefeln in der Hand. Selbst der Anblick seiner geliebten Ilse konnte dem glücklichen Oberleutnant in diesem Augenblick nicht so hohe Freude machen als das Wiedersehen seiner Stiefel. Rasch hatte er sie angezogen.

„Borzif,“ sagte er dann, „im Korridor unter dem großen Hirschgeweih steht eine geschnitzte Truhe. In dieser liegen ein Paar Kommißstiefel. Bringen Sie diese dem Scheibenpflug und sagen Sie ihm, daß ich über diesen Gegenstand mit ihm noch sprechen werde.“

5.

Vom Saale herüber klangen die ersten Töne einer Polonaise.

Strahberg reichte seiner glückstrahlenden Braut den Arm und führte sie hinüber; die Verlobung sollte alsbald verkündet werden. Eben im Begriff, in den Saal einzutreten, begegneten sie Herrn v. Stollenbach.

Ilse wandte sich sofort an den Major. „Nein, Herr v. Stollenbach, jetzt dürfen Sie uns nicht ver-

lassen, Sie müssen noch bleiben, ein höchst wichtiges Ereignis wird verkündet werden.“

Stollenbach litt Höllequalen, die er unter einem freundlich sein sollenden Lächeln zu verbergen suchte. Wie ein Schraubstocck umklammerten die engen Stiefel seine Zehen, um jeden Preis wollte er diese Marterwerkzeuge von den Füßen herunterbekommen. Aber der Tochter des Hauses gegenüber konnte er nicht unartig sein, und so folgte er dem jungen Paar zurück in den Saal, nicht ohne einen wahrhaften Tigerblick auf seinen Adjutanten zu werfen.

Freiherr v. Westerstetten nahm die Mitteilung seiner Tochter freundlich auf. Er kannte den jungen Offizier, mit dessen Vater er einst zusammen gedient hatte, recht wohl und wußte, daß sich das Glück Jhsens in den besten Händen befinde. Die Musik fiel, nachdem die übliche Verkündigung stattgefunden hatte, mit einem rauschenden Tusch ein, von allen Seiten drängte man sich glückwünschend an das Brautpaar heran, der Generalstabshauptmann gratulierte ganz besonders.

Dem Erzherzog gehörte der erste Walzer. Der Major hatte sich, so gut es ging, zurückziehen versucht, es war leider umsonst. Gerade in seiner unmittelbaren Nähe dankte der Erzherzog seiner Tänzerin, jetzt war es Sache des Majors, um eine Tour zu bitten.

Im Märchen von dem schönen Aschenbrödel mußten die bösen Schwestern bekanntlich in glühenden Pantoffeln am Hochzeitstag ihrer Schwester vortanzen. Das mag sicherlich kein angenehmer Reigen gewesen sein, er war aber jedenfalls kaum qualvoller als der, dem der Major sich unterwerfen mußte. Die schnelfüßige Jfse wirbelte nur so herum, der Major war nahe daran, in des Wortes bester Bedeutung aus der Haut zu fahren.

Strahberg sah mit boshaftem Lächeln dem Paare nach. Er überlegte, wie er die unangenehme Stiefelgeschichte wieder in Ordnung bringen könnte. Dem Erzherzog mußte er unbedingt wieder zu seinem Schuhzeug verhelfen. Wie? Das war eine schwer zu lösende Aufgabe.

Das Unglück, welches seit dem frühesten Morgen den jungen Offizier verfolgt hatte, war in Glück umgeschlagen, der Zufall war ihm günstig.

Herr v. Stollenbach hielt es einfach nicht mehr aus in den engen Stiefeln, die Schmerzen hatten sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Er schwankte auf den Adjutanten zu und redete ihn mit seltener Güte im Tonfalle der Stimme an: „Lieber Strahberg, Sie sind seit heute abend sozusagen der Schwiegersohn des Hauses, beglückwünscht habe ich Sie ohnehin schon. Vielleicht gelingt es Ihrem Einfluß, mir im Schloß ein Zimmer aufsperrn zu lassen, allwo ich diese verdammten Marterwerkzeuge von den Füßen bekommen könnte. Ich muß leider warten, bis der Herr Erzherzog die Gnade haben wird, mir meine Stiefel zurückzugeben; Hochderselbe scheint jedoch noch gar keine Neigung zu verspüren, das heutige Fest zu verlassen.“

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, Herr Major,“ entgegnete Strahberg, entfernte sich eiligst aus dem Saal und rief Lisette an, die aus guten Gründen sich stets in der Nähe hielt. Diese bat er, dem Herrn Major für kurze Zeit ein Zimmer aufzuschließen.

„Das ist gleich geschehen,“ antwortete Lisette freundlich, „gestatten Sie nur, Herr Oberleutnant, daß ich eine Lampe anzünde und die Fenster öffne, ich bin gleich wieder zurück.“

„Auf ein Wort!“ rief ihr Strahberg nach.

Das Mädchen kehrte zurück.

„Lisette, der Herr Major hat nicht seine eigenen Stiefel an, sondern die des Herrn Erzherzogs. Es handelt sich darum, den beiden Herren, ohne daß sie es merken, das richtige Paar wieder zuzustellen. Das schönste Seidentuch, welches ich aufzutreiben vermag, soll Ihr Lohn sein, und auch den schönen Karl will ich so milde als nur möglich behandeln.“

Lisette lächelte den jungen Offizier kokett an. „Lassen Sie mich das nur machen, gnädiger Herr, es ist eine Kleinigkeit, gar nicht der Rede wert.“

Strahberg suchte den Major auf, der höchst ungeduldig wartete und dabei von einem Fuß auf den anderen hüpfte.

„Haben Sie ein Zimmer?“

„Ja, Herr Major, bitte, folgen Sie mir.“

Der Major und Strahberg traten auf den Korridor hinaus. Lisette stand da mit einer Lampe in der Hand und leuchtete voran. Sie schloß ein freundlich eingerichtetes Zimmer auf. Ein bequemer, breiter Schlafdivan mit mächtigen Polstern lud zur Ruhe ein; auf dem Tische standen zwei Flaschen, eine mit Wasser, die andere mit Wein gefüllt, eine Zigarrenkiste nebst Feuerzeug und Aschenschale befanden sich daneben. Durch die hohen Bogenfenster, die nach dem Garten zu gingen, flutete die kühle Nachtlust herein.

Nach den Anstrengungen des Tages erschien dieser behagliche, ruhige Raum dem Major wie ein Paradies. Uebermüdet, von Schmerzen gequält, warf er sich auf den weichen Divan und ächzte leise. Die geschäftige Lisette machte sich daran, ihm die Stiefel auszuziehen.

„Herr Major,“ sagte Strahberg, „erlauben Sie, daß ich mithelfe; die Geschichte dauert sonst zu lange.“

Der Major war gerne mit Strahbergs Hilfeleistung einverstanden, er warf ihm sogar einen dankbaren Blick zu. Der Adjutant und Lisette zogen gemeinsam an, Herr v. Stollenbach hielt sich krampfhaft fest und ächzte und stöhnte — da, ein kräftiger Ruck — die entsetzlichen Stiefel waren von den Füßen.*)

Stollenbach that einen tiefen Atemzug und streckte sich, daß alle Gelenke knackten. Ihm war ganz unsagbar wohl.

„Bitte, Herr Oberleutnant, verständigen Sie mich, sobald sich der Herr Erzherzog zurückzieht. Ich werde hier auf meine Stiefel warten und einstweilen eine Zigarre rauchen.“

Zur Zigarre kam es aber nicht. Der Major lehnte sich zurück in die bequemen Polster des Divans, that noch einen kräftigen Atemzug und war im nächsten Augenblick fest eingeschlafen.

Lisette drehte die Lampe etwas herunter und schob den Schirm vor, dann entfernte sie sich geräuschlos mit des Erzherzogs Glanzledernen.

Mitternacht rückte heran, es mußte endlich an den Aufbruch gedacht werden. Der junge Regimentskommandeur hatte sich bisher recht wacker gehalten, nun machte die Natur auch bei ihm ihre Rechte geltend. Ohne besonderes Zeremoniell zog er sich zurück, Lisette leuchtete voran.

„Liebes Kind,“ sagte der hohe Herr gütig, „verständigen Sie doch meinen Kammerdiener, daß er mir beim Auskleiden behilflich sei.“

„Der Herr Kammerdiener,“ log Lisette unverschämt, „hat sich schon nachmittags über ein leichtes Unwohl-

*) Siehe das Titelbild.

sein beklagt; ich glaube, er hat sich niedergelegt, vielleicht kann ich Kaiserlicher Hoheit behilflich sein?"

„Nein, nein,“ wehrte lachend der Erzherzog ab, „ich kann einmal auch ohne Kammerdiener fertig werden.“

Lisette knickte und zog sich, ein reichliches Trinkgeld in der Hand, zurück.

Wenige Augenblicke später flog ein Paar Stiefel zur erzherzoglichen Thür hinaus. Rasch langte Lisette danach.

Alles glückte wider Erwarten gut. Beim Aufbruch am nächsten Morgen um sechs Uhr früh hatte jeder der Herren sein eigenes Schuhzeug wieder an den Füßen. Auch der Dragoner Scheibenpflug. Nur machte der kein sehr vergnügtes Gesicht.

* * *

Alfred v. Strahberg war der glücklichste Bräutigam. Die reizende Ilse hatte ihm beim Abschied noch eine Rose geschenkt, die er neben dem Feldzeichen auf den Helm steckte. Lächelnd deutete der Erzherzog mit dem Reitstock auf diese Auszeichnung.

In seinem Glück hatte der junge Offizier nach dem Einrücken fast vergessen, daß er zum Major befohlen war, aber noch rechtzeitig erinnerte er sich daran. Er warf sich in Paradeuniform und stieg beflommenen Herzens die Treppe empor.

Der Major war nicht in bester Laune. Er hatte zur Abwechslung wieder einmal einen Dragoner auf der Wage stehen, dessen Pferd während der Gefechtsübung einen Satteldruck davongetragen hatte.

„Sie wünschen?“ frug der Major den eintretenden Adjutanten.

„Herr Major haben mich hierher befohlen.“

Der Major dachte einen Augenblick nach. „Richtig,“ sagte er, „ich wollte Ihnen einen Verweis erteilen

wegen Ihrer höchst vorschriftswidrigen Stiefel. Mit solchem Schuhzeug darf ein Offizier nie und nimmer ausrücken.“

In diesem Augenblick trat der Erzherzog in die Kanzlei. Der Major wandte sich sofort seinem Kommandanten zu; er warf zufällig einen Blick auf dessen Stiefel und verstummte. Er war keines Wortes mächtig; unter einer Million von Stiefeln hätte er die beiden Marterwerkzeuge wieder heraus erkannt — kein Zweifel, es waren die Stiefel des Herrn Erzherzogs gewesen!

„Ich danke Ihnen,“ sagte er zu Strahberg, „der Gegenstand ist erledigt.“

Strahberg leistete die Ehrenbezeigung und entfernte sich eiligst.

Der Erzherzog plauderte in seiner leutseligen Weise mit dem Major, dieser aber hörte nur mit halbem Ohr zu. Er konnte sich es nicht erklären, wie er auf dem Schlosse zu den erzherzoglichen Stiefeln gekommen war, auch in der Zukunft blieb ihm dieses Rätsel ungelöst, denn weder der Oberleutnant v. Strahberg, noch der Dragoner Scheibenpflug hielten es für nötig, ihn aufzuklären.





Geister und Gespenster.

Ein Streifzug ins Reich des „Übersinnlichen“.

Von Otto Häussler.



Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Von den ältesten Zeiten her hat der Mensch die Neigung zum Aberglauben gehabt, und die fortschreitende Kultur hat nur vermocht, sie zu vermindern, nicht aber, sie völlig auszurotten. Weite Kreise stecken auch jetzt noch bei den höchstkultivierten Völkern der Erde tief im wüsten Aberglauben, und wenn man auch keine Hexen mehr ersäuft oder verbrennt, so treiben doch noch immer Wahrsagerinnen, Kartenlegerinnen, Schatzgräber, Vieh- und Menschenbeschwörer, Geistesseher ihr Wesen; und in neuester Zeit haben sich ihnen die Spiritisten zugesellt und sogar in den Mittelpunkt des modernen Lebens, den großen Städten, eine Anzahl fanatischer Anhänger gefunden.

Ja, man kann sagen, daß der Geister- und Gespensterglaube in unserer Zeit einen neuen Aufschwung genommen hat durch diese sich immer mehr zu einer religiösen Sekte herausbildenden Spiritisten, welche alte Wahnvorstellungen durch modernen Aufputz und pseudo-wissenschaftliche Experimente auf eine sichere und unan-

taftbare Basis gestellt und als thatsächlich bewiesen zu haben behaupten.

Ihrer Lehre liegt der uralte Glaube zu Grunde, daß sich die Geister der Verstorbenen unter gewissen Umständen den Lebenden kundgeben. Jedermann ist



Die „weisse Dame“ als Unheilverkünderin.

diese Vorstellung aus alten Annenerzählungen, Gespenstergeschichten, Gedichten, Romanen, Theaterstücken u. s. w. geläufig. Solange ihre irdische Schuld nicht geföhnt, oder ihr brennendes Verlangen nicht gestillt ist, kann die Seele im Grabe keine Ruhe finden und schweift ruhelos um den Ort ihrer Missethat oder ihrer Sehnsucht, spukt daselbst, „geht um“, plagt die Leute, die sie an dem betreffenden Orte antrifft, zeigt sich auch Sonntagkindern oder mystisch besonders Veranlagten.

Diese Vorstellungen, die dann zu den Erzählungen von Haus- und Poltergeistern, Burg- und Klostergespenstern, von Irrelichtern, Feuermännchen und ähnlichen Gebilden einer erhitzten und geängstigten Phantasie geführt haben, sind von den Spiritisten in ein System



Das Gespenst des Schlosses.

gebracht worden. In ihren geschlossenen Zirkeln „materialisieren“ sich mit Hilfe sogenannter „Medien“, denen sie den irdischen Stoff entnehmen, die Geister Verstorbener zu sichtbaren und greifbaren Gestalten, machen kindische und ganz wertlose Mitteilungen über das Jenseits, spielen Harmonika oder Gitarre, treiben auch etwelchen ergötzlichen oder unangenehmen Schabernack, führen sich sogar oft genug recht ungebührlich auf — denn es giebt natürlich auch böse und ungezogene

Geister — kurz, betragen sich so echt menschlich, daß eine ungewöhnliche Dosis von Einfalt, Voreingenommenheit oder Gläubigkeit dazu gehört, um dergleichen für wahr zu halten. Die verblüffenden Kniffe und Taschenspielerkunststücke „berühmter Medien“ haben freilich auch eine Zeitlang selbst gebildete und gelehrte Männer zu täuschen vermocht, und die Geisterphotographien waren geeignet, selbst das nachdenkliche Staunen des Szeptikers zu erregen.

In der That, die modernen Gespenster sind gegen ihre Vorgänger in früheren Jahrhunderten in der Kultur so vorgeritten, daß sie selbst der photographischen Kamera standhalten. Manche, vornehmlich weibliche Geister, lieben es sogar sehr, sich in verschiedenen Stellungen photographieren zu lassen und liefern dadurch nach Ueberzeugung der Spiritisten den unwiderleglichen Beweis für ihre Existenz, denn — so lautet das gewöhnlich triumphierend vorgebrachte Argument — die photographische Platte kann sich doch nicht täuschen!

Nein, allerdings nicht. Sie giebt ohne Vorurteil oder Aberglauben ganz mechanisch wieder, was die durch das Objektiv einfallenden Lichtstrahlen auf die empfindliche Schicht zeichnen. Aber was man uns vorweist, ist ja nicht die Platte, sondern ein Abdruck derselben, eine Kopie auf Papier. Beim Kopieren wird meist der Betrug begangen, dem die Leichtgläubigen zum Opfer fallen. Wo dies aber infolge strenger Ueberwachung nicht möglich ist, da wird vorher in geeigneter Weise die Platte präpariert.

Diese Geisterphotographien erregten so lange auch bei den Denkenden einiges Aufsehen, bis es gelang, hinter das Geheimnis ihrer Anfertigung zu kommen. Gegenwärtig vermag jeder Photograph nach Belieben die schönsten Geister- und Gespensterphotographien zu



Der Totenkopf in der verfallenen Abtei.

erzeugen. Es ist das einfachste Ding von der Welt, eine Spielerei, die häufig auch von nichtspiritistischer

Seite betrieben wird, wie die diesem Artikel beigegebenen Bilder beweisen.

Es giebt verschiedene Mittel und Wege, Gespensterphotographien zu erhalten, ohne daß man deswegen einen abgesehenen Geist zu bemühen brauchte, einem dazu zu sitzen. Das einfachste ist, einen Menschen mit Leintuch oder Mullschleiern — bekanntlich die Kleidungsstücke, die zur unerläßlichen Toilette eines anständigen Geistes gehören — herauszustaffieren und dann eine Aufnahme von ihm zu machen, doch von so kurzer Belichtungsdauer, daß nicht ein scharfes, sondern nur ein schattenhaftes und verschwommenes Bild von ihm auf der Platte erscheint. Dann geht der „Geist“ schnell fort, und nun wird mit derselben Platte eine zweite Aufnahme der Dertlichkeit, diesmal von normaler Dauer, gemacht. Der Erfolg ist, daß die Umgebung — Zimmer, Halle, Kirche, Gruft, Garten oder dergleichen — scharf und klar auf dem Bilde sichtbar ist, der „Geist“ dagegen nur wie eine weiße, halb durchsichtige, daher gespenstisch wirkende Gestalt.

Diese einfachste und bequemste Methode ist gewöhnlich nur zum Zwecke des Scherzes anwendbar, da man dabei wenigstens eines, noch häufiger zweier Mitwissenden bedarf. Denn noch wirksamer ist es, wenn nicht nur der Geist allein, sondern auch die Person, der er erscheint, auf dem Bilde zu sehen ist, wie auf der von uns reproduzierten Gespensterphotographie: „Die weiße Dame als Unheilverkünderin.“ Natürlich kann man auf diese Weise auch jede beliebige Anzahl von Geistern darstellen, aber die Wahrung des Geheimnisses wird dadurch immer schwieriger und zweifelhafter, und zum Betrug kann man sich ihrer kaum bedienen.

Um so zweckmäßiger ist dafür das folgende Verfahren, das auf der Eigentümlichkeit der Trockenplatten

beruht, einen empfangenen Eindruck ungemessene Zeit treu zu bewahren.

Eine Aufnahme von ganz kurzer Belichtungsdauer wird mit einer Trockenplatte gemacht, und letztere bis zu geeigneter Zeit beiseite gelegt. Man verwendet dann diese Platte zu einer zweiten Aufnahme, wann man will, ohne natürlich zu verraten, daß sie bereits benutzt worden ist. Auf diese Weise lassen sich die schönsten Ueberraschungen erzielen. Zum Beispiel eine alte Dame kommt, sich photographieren zu lassen. Als das



Canzende Geister aus der Rokokozeit.



Das Klostersgespenst I.

Bild fertig ist, erblickt man darauf zu allgemeinem Staunen neben der Dame eine zweite weibliche Person

in weißem Mullgewand, in der die Auftraggeberin zu ihrem namenlosen Entsetzen den „Geist“ ihrer verstorbenen Mutter erkennt. Die erste Aufnahme, die das



Das Klostersgespenst II.

Porträt des Geistes liefert, kann natürlich ebensogut nach einer alten Photographie, wie nach einem lebenden Menschen gemacht sein. Oft ist die Ähnlichkeit nur ganz entfernt, aber die Phantasie abergläubischer Leute

ist ungemein stark und ergänzt freiwillig, was etwa zur vollen Ueberzeugung fehlen sollte.

Eine dritte Art, Gespenstererscheinungen photographisch zu erzeugen, ist diese. Man schneidet aus Kartonpapier das Gespenst in der gewünschten Form und Größe aus, bestreicht es mit einer phosphoreszierenden Mischung und legt es entweder vor oder nach der Aufnahme direkt auf die lichtempfindliche Platte. Diese Methode empfiehlt sich besonders dann, wenn man die Gespenstererscheinung möglichst unbestimmt zu haben wünscht. Geisterphotographien, auf denen das Gespenst sich nur als ein weißer, menschlich gestalteter Lichtfleck mit verwischten Umrissen darstellt, sind meist auf diese Weise angefertigt.

Schöne Gespensterphotographien erhält man mit Hilfe von zwei Platten, von denen die eine nur den „Geist“, die andere die Dertlichkeit und erforderlichen Falls auch lebende Personen enthält. Beide Platten werden nacheinander auf demselben Papier kopiert. Auf diese Weise sind die von uns wiedergegebenen Gespensterphotographien „Tanzende Geister aus der Rokokozeit“, „Das Gespenst des Schlosses“, „Das Klostergespenst I und II“ und „Geisterbesuch im Boudoir“ angefertigt.

Will man ganz gruselige Bilder erzielen, die auf den Unkundigen und Abergläubischen ihren Eindruck selten verfehlen, wie zum Beispiel „Der Totenkopf in der verfallenen Abtei“ oder „Das Gerippe in der Kirchenpforte“, so muß man die Gespenstererscheinung mit chinesischem Weiß auf schwarzes Papier malen und sie dann photographieren. Dieses Negativ liefert die erste Platte. Die zweite Platte stellt die Dertlichkeit, die verfallene Abtei, die Kirchenpforte, die Gruft oder dergleichen schaurige Dertlichkeiten, dar. Beide Platten

werden übereinander auf demselben Papier kopiert und erzeugen den erwünschten Effekt.

Sehr merkwürdige Geisterphotographien kann man



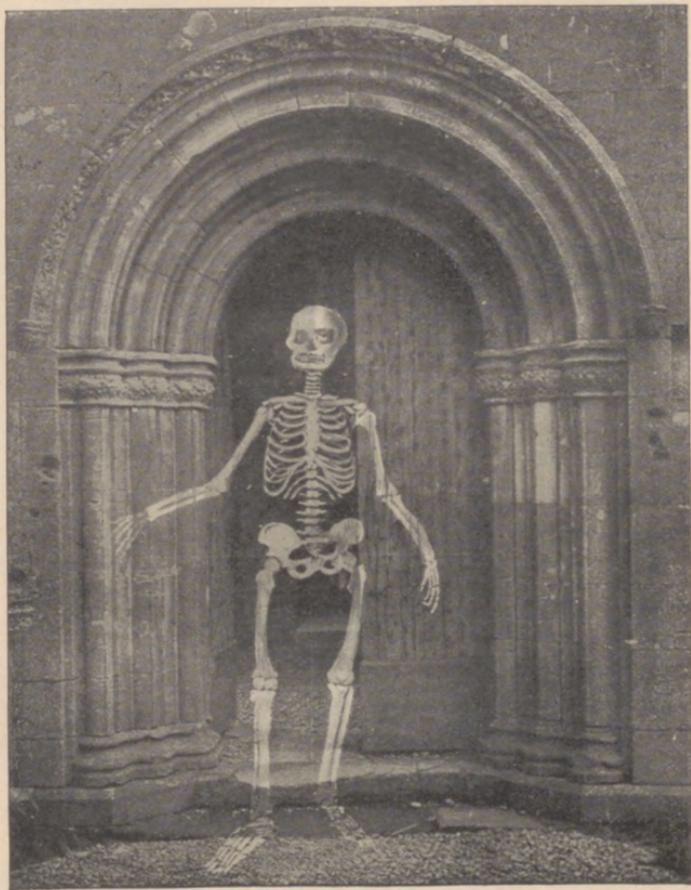
Geisterbesuch im Boudoir.

auch erhalten, indem man über die Rückseite der photographischen Platte, mit der man vorher eine Aufnahme gemacht hat, ein Stück Pauspapier legt und mit dem Pinsel die Geistererscheinung, die man hervorbringen

will, darauf malt. Man hat dabei zu beobachten, daß die dunklen Stellen auf der Kopie hell, die hellen dunkel erscheinen. Legt man nun die Platte in den Kopierrahmen, so tritt auf der Kopie das eigentliche, auf der Platte befindliche Bild scharf hervor, das hintere auf dem Glase angebrachte Geisterbild aber giebt nur einen schwachen und schattenhaften Abdruck, wodurch der Eindruck erzeugt wird, daß man es mit einem leichten, ätherischen, überirdischen Wesen zu thun habe.

Daß endlich die Röntgenstrahlen geeignet sind, auch zur Erzeugung von Geister- und Gespensterphotographien zu dienen, ist klar, und so fehlt es dem Photographen heutzutage wahrlich nicht an Mitteln, ein Wesen aus der vierten Dimension aller Welt zur deutlichen Anschauung zu bringen. Selbst dem Liebhaberphotographen wird es unter Beherzigung der hier erteilten Winke ein leichtes sein, Gespensterphotographien herzustellen, bei deren Betrachten sich den jüngeren und abergläubischeren seiner weiblichen Verwandten oder Hausgenossen das Haar auf dem Haupte sträubt.

Selbstverständlich ist mit den hier angegebenen einfachen Methoden der Geisterphotographie der Umfang der zu Gebote stehenden Hilfsmittel keineswegs erschöpft. Es giebt offenbar noch viel feinere und schwierigere Arten, die von den Erfindern geheim gehalten werden, denn wo unter Beobachtung gearbeitet werden muß und eine absichtliche Täuschung auszuführen ist, können die oben erwähnten Verfahren fast durchweg nicht in Anwendung kommen. Wenn man aber auch in manchen Fällen noch nicht hinter den Betrug gekommen ist, so beweist dies doch keineswegs, daß ein solcher nicht vorliegt, ebensowenig wie die staunenswerten Kunststücke der Salonmagier, Jongleure, in Variététheatern auftretender „Fakire“, „Derwische“ und



Das Gerippe in der Kirchenpforte.

ähnlicher Zauberkünstler, deren Kniffe das Publikum ebenfalls nicht kennt, beweisen, daß dabei übernatürliche Kräfte im Spiel sind.

Noch stets hat sich über kurz oder lang unter der Forschung vorurteilsfreier Männer jeder Spuk, jede Geistererscheinung, Zauberei, magische Wirkung u. s. w.

als Selbsttäuschung abergläubischer und unwissender Leute oder als Betrug erwiesen, und es ist nicht anzunehmen, daß es in Zukunft anders sein wird. Was dem Aberglauben immer neue Nahrung giebt, ist die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß unser Leben, sein Ursprung, Ziel und Zweck zu den großen Welträtseln gehört, und daß uns fast jede einzelne Naturerscheinung, die kleinste wie die größte, ihrem inneren Wesen nach ein Geheimnis ist, an dessen Enthüllung die Wissenschaft seit Jahrtausenden unausgesetzt arbeitet, ohne bisher das Ziel erreicht zu haben.

Diese Erkenntnis darf uns aber nicht dem Aberglauben in die Arme treiben, der leider nur von zu vielen Leuten in gewinnfüchtiger Weise genährt und ausgebeutet wird. Und wenn es ein Zeichen der Einsicht und Bildung ist und dem menschlichen Fortschritt dient, den vielen Wundern der Natur mit täglich neuem Interesse nachzuforschen, so versetzt uns hingegen der Glaube an Spuk und Geisterphotographien intellektuell um viele Jahrhunderte in der Kultur zurück und gehört zu jener dunklen Macht, gegen die nicht nur von jeher Philosophie und Wissenschaft, sondern selbst die Götter bekanntlich vergebens kämpfen.





Der Strohmann.

Novelle von Gustav Johannes Krauss.



(Nachdruck verboten.)

1.

In dem Abteil erster Klasse des Schnellzugs Stettin — Berlin befanden sich nur zwei Reisende, eine Dame und ein Herr, die sich an dem breiten Fenster gegenüber saßen und auf die blitzschnell durch ihr Sehfeld gleitende, ein wenig einförmige Landschaft hinaus blickten.

Zusammen gehörten die beiden nicht, das sah man auf den ersten Blick. Sie hatten fast gar nichts Gemeinsames. Die auffallend schöne Frau gemahnte an eine Odaliske in ein wenig zu eleganter europäischer Tracht. Nach der beginnenden Fülle ihrer Gestalt mochte sie ungefähr dreißig Jahre zählen. Ihr Gesicht sah entschieden jünger aus. Dazu mochte die sachkundige Behandlung des prachtvollen weißen und rosigen Teints, der pechschwarzen, schön gezeichneten Augenbrauen, des lockigen Rabenhaares, das sich unter dem kleinen Reisehut hervordrängte, das Ihrige beitragen. Andere Anzeichen von Jugendlichkeit, das schmachtende Feuer der mandelförmigen schwarzen Augen, das sehnsüchtige Schwellen der roten Lippen,

waren durch die Künste der Kosmetik weniger leicht zu erklären. Wenn die schöne Frau — sie war Frau, denn an dem vierten Finger ihrer weißen, molligen Rechten, von der sie den Handschuh abgestreift hatte, saß neben einem funkelnden Brillanten ein breiter, glänzender Ehering — wirklich eine Dreißigerin war, so hatte sie sich jedenfalls sehr gut erhalten.

In diesem einzigen Punkte hatte die Erscheinung des Mannes etwas mit der ihren Gemeinsames. Auch er war kein Jüngling mehr, er konnte sogar schon die Vierzig erreicht haben, und doch lag ein Hauch von Jugendlichkeit über seinem Wesen. Sein schlanker Oberkörper mit den breiten Schultern hielt sich im Sitzen so stramm aufrecht, wie Zivilisten selten thun, in seinem männlichen und geistvollen Gesichte saß keine Falte, in seinem kurzgehaltenen Vollbarte und dem vollen dunkelbraunen Haupthaar, das der Herr schlicht geschheitelt trug, war kein weißes Fädchen zu sehen, seine großen braunen Augen, die jetzt so ruhig und nachdenklich blickten, machten den Eindruck, als hätten sie es noch lange nicht verlernt, begeistert aufzuleuchten und leidenschaftlich zu lodern.

Auch an der aristokratisch schlanken Hand des Mannes saß ein schlichter glatter Goldreif. Aber der Solitär fehlte.

Das merkwürdige Paar schwieg geraume Zeit, bis die Frau dem Manne langsam ihr schönes Gesicht zuwandte.

„Wie schnell alles vorüberfliegt da draußen, Herr Sanitätsrat! Es ist wie . . . wie das Leben.“

Der Herr sah die schöne Sprecherin groß und ruhig an. Unter seinem dichten braunen Schnurrbart spielte ein Lächeln, das wohlwollend und teilnehmend, zugleich aber ein ganz klein wenig spöttisch war.

„So melancholisch, Frau Neumann?“ fragte er mit tiefer, angenehmer klingender Stimme.

Die Dame neigte das Haupt. „In einer Viertelstunde sind wir in Eberswalde,“ antwortete sie mit leichtem Unmut. „Da erwarten sie mich auf dem Bahnhof. Da muß ich wieder ins Joch.“

„Das heißt,“ verbesserte der Arzt, „Sie müssen an der Hochzeit Ihrer Nichte teilnehmen. Da amüsieren Sie sich brillant, verdrehen allen Männern den Kopf und fahren morgen weiter, nach Berlin, wo der Schwarm Ihrer Anbeter Sie sehnsüchtig erwartet.“

Sein humoristischer Ton war der Dame sichtlich unerwünscht. Mit schmollend aufgeworfenen Lippen sagte sie: „Das ist ja eben das Joch, dieser Familienkreis, diese Freunde, diese . . . Anbeter, wie Sie sagen. Ich passe so wenig zu ihnen allen. Es sind ja brave Männer und achtbare Geschäftsleute, tüchtige, respektable Frauen. Aber so ausschließlich materielle Interessen in dem ganzen Kreise! Und dann dieses gräßliche Kesseltreiben! Die ledigen Herren wollen mich alle heiraten, und die anderen leisten den Heiratskandidaten Vorschub.“

„Das ist doch nicht gräßlich, sondern nur natürlich. Junge, schöne und reiche Witwen sind nun einmal dazu da, wiederum geheiratet zu werden. Und diese Witwen selbst haben schließlich die nämliche Ansicht.“

Einen Augenblick schien es, als wolle die Dame ernstlich böse werden. Dann verwandelte sich aber der heraufziehende Unmut in ihrer Miene in den Ausdruck elegischer Trauer. Mit ein wenig zitternder Stimme sagte sie: „Sie sind ein Spötter, Herr Sanitätsrat. Und Ihr Spott thut mir weh.“

Jetzt wurde auch der Mann ernst. „Dann bitte ich vielmals um Verzeihung,“ sagte er rasch und nicht

ohne Wärme im Ton. „Das war natürlich nicht meine Absicht. Wir kennen uns eben so wenig, daß ein Mißgriff nur zu leicht möglich ist. Geht Ihnen die Sache denn wirklich so nahe?“

„Die Aussicht auf eine zweite Ehe? Und wie! Ich . . . ich fürchte mich geradezu davor. Jeden Tag erwache ich mit der Angst, irgendwie überrumpelt zu werden oder in einer Anwandlung des Ueberdrusses an dieser endlosen Quälerei irgend einem mein Jawort zu geben, nur um endlich Ruhe zu haben.“

Ihr Gegenüber schüttelte den Kopf. „Ein sonderbarer Gemütszustand, gnädige Frau. Legen Sie denn so viel Wert darauf, allein zu leben? Danach sehen Sie, offen gesprochen, wirklich nicht aus.“

Frau Neumann ließ den Kopf hängen. „Soll ich Ihnen bekennen, daß . . . daß ich mich nach einer zweiten Ehe geradezu sehne? Sie wäre ja in so vieler Beziehung meine erste. Aber nur um Gottes willen keinen Mann von denen, die sich mir da so rastlos aufdrängen . . . überhaupt keinen Mann aus meinen Kreisen. Und die anderen Kreise, die, nach denen ich mich sehne, in die ich nach meiner Denkart, nach meinem ganzen Wesen hineingehöre, sie sind mir verschlossen. Sie wissen ja auch wodurch.“

In ihrem Tone zitterte so viel ehrliche Trauer, daß es dem Manne, der doch ursprünglich das ganze Gespräch ziemlich humoristisch aufgefaßt hatte, ganz warm ums Herz wurde. „Es ist freilich eine eigentümliche Lage für Sie,“ begann er nach einer Verlegenheitspause. „Einen, den Sie kriegen können, wollen Sie nicht, und einen, den Sie haben möchten, fürchten Sie nicht zu bekommen, weil . . . Ihr verstorbener Mann Pfandleiher war.“

In den schönen Augen der jungen Frau standen

jetzt die Thränen. „Er war aber kein Rehlabschneider!“ verwahrte sie sich. „Das Geschäft wurde ganz nach den Grundsätzen des königlichen Leihamtes geführt. Und er hat es auch nicht selbst betrieben. Zwölf Beamte waren da. Er kam überhaupt in keine Berührung mit dem Publikum.“

Der Sanitätsrat nickte. „Das haben Sie mir ja alles schon auseinandergesetzt, in unseren Plauderstunden auf Rügen. Uebrigens wußte ich es schon früher. Unsereriner, ein Arzt, kommt zu allerlei Leuten, sieht in viele Verhältnisse hinein. Und ich habe eine ziemlich ausgedehnte Armenpraxis. Wie oft habe ich das Geschäft Ihres Mannes in den Häusern dieser Patienten nennen hören. Und alle redeten mit Achtung und Dankbarkeit davon, wie anständig er sei, im Gegensatz zu manchem anderen seines Gewerbes. Trotzdem —“

Frau Neumann nickte mit bitterer Miene und ergänzte: „Trotzdem stoßen sich die Leute daran. Trotzdem muß ich es büßen, daß dieser Geschäftszweig nicht so ganz . . . nicht zu den vornehmen zählt, in denen man Kommerzienrat werden kann. Ich will gar nicht von den Offiziers- und Beamtenkreisen reden. Aber auch Kaufleute, Bankiers, die doch selbst Geldgeschäfte machen, bei denen es oft genug lange nicht so redlich hergeht wie in dem Geschäfte meines armen Mannes, sind sehr zurückhaltend gegen mich. Die Frau des Kommerzienrats Stein in der Tiergartenstraße ist meine Cousine. Sie selbst verkehrt ja mit mir, aber zu den Gesellschaften, die sie geben, werde ich nicht geladen. Sie hat mir auch ganz offen gesagt warum. Bin ich mal dort, was unter diesen Umständen trotz der nahen Verwandtschaft selten der Fall ist, und es kommt anderer Besuch, ist es ihr sichtlich peinlich. Und dabei . . . na, ich will nicht klatschen.“

Der Sanitätsrat nickte wiederum. „Das ist so echt Berlin W. Erstarrt in Vorurteilen. In dieser Gesellschaft wird es Ihnen freilich schwer werden, Frau Neumann. Und überhaupt hier in Berlin, wo jedes Kind an Ihren Namen die Vorstellung des großen Hauses in der Elsäffer Straße knüpft, in das man, wenn's Matthäi am Letzten ist, Vaters Uhr und Mutters Ohr-
ringe trägt. Sie sollten fortgehen. In München, noch besser in Wien, würden Sie besseren Boden finden. Da sind Sie eben die begüterte Witwe, die niemand danach fragt, welche Art von Geschäften ihr Seliger betrieben hat. Und wenn man's selbst erfährt, so stößt man sich nicht daran. Das ist dann so eine Sache vom Hörensagen, die wahr sein kann oder auch nicht, an die man nicht einmal zu glauben braucht, wenn's einem nicht paßt.“

Die schöne Frau sah ein wenig unzufrieden aus, als sie jetzt fragte: „Sonst wissen Sie mir keinen Rat, Herr Doktor?“

Ein gellender, langgezogener Pfiff der Lokomotive, nach dem sich die Fahrt des Zuges merklich verlangsamte, enthob den Arzt der Antwort auf die heikle Frage.

„Jetzt sind wir gleich in Eberswalde. Gestatten Sie, daß ich Ihnen behilflich bin.“

Der höfliche Mann hatte sich flink erhoben und begann aus dem Gepäck die fahrende Habe seiner Reisegenossin herabzuholen. Die war ziemlich zahlreich. Ein Handkofferchen und noch eine kleine Ledertasche, Plaidrolle und Hutschachtel und dazu noch etliche Kleinigkeiten bildeten einen ganz stattlichen Berg, den der Sanitätsrat ordnungsliebend auf dem Gesitz nächst der Thür aufbaute.

Frau Neumann sah ihm stumm zu. Als er fertig war, reichte sie ihm die mollige Rechte.

„Ich danke Ihnen. Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, geben Sie mir Ihre Hand jetzt. Nachher, unter den Augen der Leute, die mich abholen, dürfen Sie nur den Hut ziehen. Sie haben keine Ahnung, wie neugierig und klatschfüchtig diese Art Menschen sind. Wenn diese Gesellschaft auch nur das kleinste Zeichen von Vertraulichkeit zwischen uns bemerkte, sofort wäre ein pikantes Hörtörchen fertig, und niemand würde mir glauben wollen, daß es leider nicht wahr ist.“

Sie hatte das „leider“ mit einem schalkhaften Augenaufschlag begleitet, den der hohe, schöne Mann mit einem verbindlichen Lächeln erwiderte.

„Also viel Vergnügen — und recht bald besseren Humor!“ lautete der Abschiedswunsch, den der Arzt aussprach, während er der Reisegefährtin die Hand drückte. „Und wenn's hier nicht gehen will, so denken Sie an meinen Rat und fahren nach München oder Wien.“

„Darüber sprechen wir noch,“ antwortete Frau Neumann. „Sie werden schon kommen, wenn Sie auch auf meine wiederholte Einladung immer wieder höchst ungalanterweise davon geredet haben, wieviel Sie zu thun hätten. Schlimmsten Falls lasse ich Sie ganz einfach holen. Sie sind ja Arzt. Sie müssen kommen, wenn eine Patientin Sie ruft.“

Darauf blieb der Mann die Antwort wiederum schuldig. Er hatte sich wieder auf seinen Platz gesetzt, denn der Zug fuhr eben in die Bahnhofshalle von Eberswalde ein, und draußen auf dem Bahnsteig wurde die dichtgedrängte Schar der Leute sichtbar, welche die ankommenden Reisenden abholen wollten.

Als Frau Neumann ausstieg, verabschiedete er sich, ihrem Wunsche entsprechend, nur durch ein gemessenes

Lüften des Hutes von ihr, auf das sie mit förmlichem Kopfnicken antwortete. Dann sah er sich mit humoristischem Blinzeln die Scene mit an, die sich draußen auf dem Bahnsteig abspielte.

Eine große Gesellschaft hatte sich auf die Aussteigende gestürzt. Während die Frauen und Mädchen Frau Neumann in ihren Umarmungen fast zu ersticken drohten, hatten sich die Männer auf den Gepäckträger gestürzt und jeder ein Stück von dem Gepäck der schönen Frau an sich gerissen. Den glücklich errungenen Raub in den Händen, drängten sie sich nun an Frau Neumann heran, um ihren Diensteifer bemerken zu lassen und dafür einen dankbaren Blick zu ergattern.

„Ladeninhaber aus der Provinz und aus dem Berliner Osten,“ taxierte der Sanitätsrat, während er die Hände in den Taschen seines hellbraunen Rockes vergrub und die langen Beine behaglich von sich streckte. „Wenn die Verwandten und Bekannten des seligen Neumann alle so aussehen, ist es freilich kein Wunder, wenn seine elegante und lebenslustige Witwe sich nach anderer Luft sehnt.“

Er zündete sich eine Zigarre an. Auf diesen Genuß hatte er während der Fahrt von Stettin bis hierher aus Rücksicht auf die Dame verzichtet. So eifrig er sich mit der Herrichtung des Glimmstengels beschäftigte, so fing er doch den Blick auf, den Frau Neumann draußen aus dem Schwarme ihrer Freunde heraus nach ihm zurückwarf, als der Zug jetzt weiterfuhr. Er nickte mit stillem Lächeln.

„Scheint nicht übel Lust zu haben, das kleine Frauchen, als Frau Sanitätsrat Friedrich Böhler in die so heiß ersehnten besseren Kreise einzudringen,“ dachte er. „Und alle Achtung vor der Energie, mit der sie auf ihr Ziel losgearbeitet hat! Ich darf mir bei-

nahe etwas darauf einbilden, unverlobt aus Saßnitz entronnen zu sein. Das Zeug hat sie dazu, einem einsam lebenden Manne den Kopf zu verdrehen. Reichlich!"

Die Augen halb geschlossen, hüllte sich der Sanitätsrat in blaue, duftende Rauchwolken. Dabei zergliederte er in feinen Gedanken die bestrickende und zugleich ein ganz klein wenig komische Erscheinung seiner Badebekanntschaft, wie der Chemiker einen zusammengesetzten Stoff in seine Bestandteile zerlegt.

So verging ihm die Zeit ganz angenehm, und schließlich befah er mit erstaunter Miene den Rest der Zigarre zwischen den Fingern.

"Manu!" brummte er. "Die ganze Zigarre weggeraucht, und immerzu an diese gefährliche Frau gedacht dabei!"

Er zog den goldenen Chronometer und sah nach der Zeit.

"In zehn Minuten bin ich in Berlin," dachte er. "Ich freue mich ordentlich darauf. Was Agna wohl macht und Elschen? In den Briefen des Mädchens war zuletzt ein so merkwürdiger Ton. Nun freilich, sie ist ja nun bald zwanzig, da kann allerlei vorkommen. Es sollte mir nur leid thun, wenn sich gerade in meiner Abwesenheit etwas angesponnen hätte. Ich hätte das so gerne von seinen ersten Anfängen an beobachtet."

Er stand auf und stellte sich an das offene Fenster des Abteils.

"Sonderbar unruhig bin ich," stellte er fest, während er über die weite Ebene hinblickte, durch die der Schnellzug dahinrastete. "Sollte das die Freude sein, nach Hause zu kommen? So etwas giebt es doch nicht bei einem Einsamen, wie ich bin. Oder die Aussicht, Agna

und Elschen bald wiederzusehen? Was braucht so einem armen alten Onkel das Herz schneller zu klopfen, wenn er seine junge, blühende Nichte wiedersehen soll? Am Ende ist mir diese verteufelte Frau Neumann näher gegangen, als ich selbst weiß, und das Herzklopfen gilt ihr, soviel Mühe ich mir gebe, sie als bloßes Studienobjekt zu betrachten, um mich gar ein bißchen lustig zu machen über sie. Wenn's so ist, dann kann ich von Glück sagen, ihr entronnen zu sein. Eine sehr interessante Frau. Aber verlieren möchte ich mich nicht an so ein Geschöpf zwischen zwei Klassen, das sich in der Klasse, in der es geboren ist, und in die es im Grunde doch noch hineingehört, nicht wohl fühlt, und in die andere, in die es hinein will, nicht ganz passen würde."

Nun erschienen hohe, rußgeschwärzte Häuser neben dem Bahnkörper, erst einzeln, dann in zusammenhängender Reihe. Das eilfertige Rattern des Zuges verlangsamte seinen Takt. Und nun — die Bahnhofshalle.

Der Sanitätsrat beugte sich aus dem Fenster und spähte scharfäugig in den Schwarm der auf dem Bahnsteig harrenden Menschen hinein.

"Da ist richtig Elschen!"

Er riß die Thür seines Abteils auf und sprang leichtfüßig auf den Bahnsteig hinab, noch ehe der Zug recht hielt. Gleich darauf hing ein schlankes, bildhübsches Mädchen an seinem Arm.

"Guten Tag, Onkel! Gottlob, daß du wieder da bist, Onkelchen!"

Der Sanitätsrat sah mit einem freudestrahlenden Blick in das zu ihm emporgewandte ovale Mädchen-
gesicht, dessen blendende Weiße von den dunklen, beinahe schwarzen Augen und dem rotblonden, metallisch

glänzenden Haar, das sich um die Schläfen kräufelte, seltsam, aber wirkungsvoll abstach.

„Das ist schön von dir, daß du gekommen bist, Elschen!“ sagte er behaglich. „Aber woher diese übergroße Freude, deinen alten Onkel wiederzusehen? Ist vielleicht etwas vorgefallen? Wie geht es Mama?“

„Wie immer, Onkel. Du weißt ja.“

„Na, dann — aber warte einmal!“

Er winkte einen Gepäckträger heran, trug ihm auf, den Handkoffer aus dem Abteil zu holen, und übergab ihm den Schein über das aufgeliesserte Gepäck. Dann reichte er dem Mädchen wiederum den Arm und führte sie nach dem Ausgange des Bahnsteigs.

Als die beiden in der Droschke dahinvollten, sagte der Sanitätsrat: „Also jetzt schieß los, Kind. Ich sehe ja, daß du mit Neuigkeiten geladen bist.“

Das Mädchen legte bittend die Hand auf seinen Arm. „Nicht jetzt, Onkel. Der Wagen rasselt so. Warten wir, bis wir bei dir sind.“

Der Sanitätsrat riß die Augen auf. „Donnerwetter!“ entfuhr es ihm. „Das klingt ja feierlich zum Fürchten. Was wird denn da zum Vorschein kommen? Nun, wir wollen unsere Neugier bezähmen. Nur das eine kannst du mir sagen: Ist es etwas Gutes oder etwas Schlimmes, was du in den Falten deines Gewandes birgst?“

„Beides,“ antwortete Elschen zögernd.

„Hm. Klingt äußerst sibyllenhaft. Na, wir werden ja sehen. Inzwischen können wir uns von anderen Dingen unterhalten. Stelle dir vor, was für eine Badebekanntschaft ich gemacht habe.“

Er begann dem jungen Mädchen die schöne Frau Neumann zu schildern und ließ dabei seiner satirischen Ader freien Lauf.

Der herzenskundige Mann verfolgte seinen besondern Zweck mit seiner geistfunkteln den Erzählung. Er wollte daraus, wie sein Nichtchen die amüsante Geschichte aufnahm, sehen, ob das, was sie ihm offenbar zu erzählen hatte, ihr sehr nahe ginge.

„Die Sache scheint ihr ziemlich auf die Nägel zu brennen,“ dachte er nach dem dritten oder vierten Seitenblick auf das schöne Gesicht der jungen Dame an seiner Seite. „Sie ist sichtlich zerstreut und hört nur ganz oberflächlich zu. Wäre sie halbwegs freien Gemütes, würde sie ganz elektrifiziert sein.“

Er brach das Gespräch ab. Else machte keinen Versuch, es wieder in Fluß zu bringen. So legten die beiden die ziemlich lange Fahrt von dem Stettiner Bahnhof nach der Viktoriastraße an der Potsdamer Brücke, wo Sanitätsrat Böhler wohnte, schweigend zurück.

In seiner Wohnung angekommen, hatte der Sanitätsrat zunächst seine alte Wirtschafterin und den Diener abzufertigen, die beide vor Freude, ihren Herrn wieder zu Hause zu haben, ganz aus dem Häuschen schienen. Die Wirtschafterin schien nicht übel Lust zu haben, noch im Vorzimmer ihren Bericht über allerlei Vorkommnisse, die sich in der Abwesenheit des Hausherrn zugetragen hatten, zu erstatten. Böhler mußte ziemlich energisch abwinken.

„Lassen Sie das nur für später, liebe Frau Wendland. Ich habe jetzt mit meiner Nichte dringend zu reden.“

Die alte Frau zog sich ein wenig beleidigt in ihr Reich, die Küche, zurück. Nachdem der Sanitätsrat noch dem Diener Franz den ihm gebührenden Tribut an Beachtung gezollt, ihn auf die Schulter geklopft und scherzend gefragt hatte, ob er ihm nicht in seiner

Abwesenheit an die guten Zigarren gegangen sei, konnte er Else endlich in sein Arbeitszimmer führen.

Sein erster Blick, als er nach einer Abwesenheit von vier Wochen den großen, vornehm-behaglich eingerichteten Raum wieder betrat, flog zu einem großen Gemälde in goldenem Rahmen empor, das eine schöne junge Frau mit dunklen, beinahe schwarzen Augen und üppig goldblondem Haar darstellte.

„Wie ähnlich du meiner armen verstorbenen Frau siehst, Else!“ rief er wie erstaunt, indem er nun seine Nichte ansah.

„Mama behauptet ja immer, daß ich das Ebenbild Tante Adas bin,“ antwortete sie.

Der Sanitätsrat hatte sich in einen der breiten Armstühle niedergelassen und heftete nun seinen forschenden Blick von unten nach oben auf das Antlitz seiner Nichte.

„Ich weiß. Ich hab's auch von jeher gefunden. Aber so sehr wie heute ist mir die Ähnlichkeit nicht aufgefallen. Mit dir muß eine Veränderung vorgegangen sein, Mädchen. Als ich fortfuhr, warst du ein halbes Kind, trotz deiner zwanzig Jahre. Und jetzt hast du so etwas Gereiftes, Frauenhaftes, möchte ich sagen, in den Augen und um den Mund. Das wird wohl mit der Geschichte zusammenhängen, die du mir zu erzählen hast. Setz dich hierher und fang an.“

Elsa setzte sich aber nicht. Mit schlaff herabhängenden Armen blieb sie vor ihrem Onkel stehen, sah ihm voll, mit bittendem Ausdruck, in die Augen und stieß die Worte hervor. „Onkel, ich muß dich um deinen Beistand bitten, um deinen Beistand gegen ... gegen Mama.“

Eine kleine Pause folgte diesen inhaltschweren Worten. Dann fragte der Sanitätsrat mit beherrschter Stimme: „So, so ... hm ... wie heißt er denn?“

Das junge Mädchen errötete tief. Dann sagte es: „Kurt von der Heyden.“

Der Sanitätsrat fuhr förmlich von seinem Sitze empor. „Was? Ist das etwa der Schriftsteller, der Sohn des Ingenieurs von der Heyden?“

„Ja, Onkel.“

Böhler verschränkte die Arme auf dem Rücken und wanderte ein paarmal unruhig durch das Zimmer. Dann blieb er vor seiner Nichte stehen.

„Wann hast du ihn kennen gelernt?“

„Gleich nach deiner Abreise, Onkel.“

„Wo?“

„In Schlachtensee, bei meiner Freundin Klara.“

„Seit wann weiß Mama darum?“

„Seit gestern.“

„Ist die Sache wirklich ernst zu nehmen, Elschen?“

„Sehr ernst, Onkel. Ihn oder keinen.“

Fragen und Antworten waren rasch, wie Schlag auf Schlag, gefallen. Jetzt entstand eine kleine Pause.

Dann sagte der Sanitätsrat kopfschüttelnd: „Armes Kind — das wird deine Mutter nicht zugeben. Den Eindruck wirst du nach dem gestrigen Gespräche mit ihr wohl haben.“

„Darum komme ich ja zu dir, Onkel.“ Das junge Mädchen trat einen Schritt vor und erhob bittend die gefalteten Hände: „Ich flehe dich an, sag mir, was gegen Kurt so Schreckliches vorliegt!“

Böhler besah seine Fingernägel so sorgfältig, als wolle er die Antwort, die er zu geben hatte, von ihnen ablesen. „Gegen ihn? — Nichts. Aber gegen seinen Vater! Von der Geschichte mit den Wechseln hast du doch gehört?“

„Ja. Aber er hat Papa doch den Schaden später ersetzt,“ widersprach das Mädchen aufgeregt. „Und

wenn er's selbst nicht gethan hätte, wie kann man den Sohn büßen lassen für etwas, was der Vater gethan hat?"

„Um,“ meinte Böhler. „Büßen lassen ist ein tragischer Ausdruck. Man hütet sich eben vor dem Sohne, wenn man Beweise dafür hat, daß der Vater ein Lump war. Denn der Charakter schlägt oft genug nach dem Vater.“

„Kurt's Vater war aber kein Lump! Er hat das Geld doch später zurückgegeben.“

„Als er seine Erfindung damit finanziert hatte,“ erwiderte der Sanitätsrat scharf. „Das konnte er leicht thun. Und es war nur ein Akt der Klugheit von ihm, eine Sache aus der Welt zu schaffen, die ihm nicht gerade zur Ehre gereichte. Eine Lumperei war es aber doch von ihm, die Wechsel, die ihm sein Freund Haushofer aus Gutmütigkeit giriert hatte, einfach verfallen zu lassen und die Deckung zu anderen Zwecken zu verwenden. Wäre dein Vater eine weniger vornehme Natur gewesen, so hätte er die Anzeige erstattet, und der saubere Herr von der Heyden wäre ins Loch geflogen. Er hat das nicht gethan, obwohl ihm die Sache schwere Sorgen bereitete und ihn fast seine ganze Existenz gekostet hätte. Mit dieser Bornehmheit hat der freundliche Herr wohl gerechnet, sonst hätte er's nicht gewagt.“

„Du sagst, die Sache hätte Papa fast die Existenz gekostet?“ fragte Else erstaunt. „Wieso? Gar so viel war's doch nicht. Und wir sind so reich!“

„Damals wart ihr das noch nicht, Kind. Die Geschichte spielte vor der Ausöhnung deines Vaters mit deinem Großvater mütterlicherseits. Der große Fabrikant war anfangs fuchsteufelswild auf die Tochter, die sich's in den Kopf gesetzt hatte, einen schlichten Privat-

gelehrten von geringem Vermögen zu heiraten. Er gab deiner Mutter nichts mit als die Ausstattung und wollte lange Jahre von dem jungen Paare nichts hören. Erst später, kurz vor deiner Geburt, ist es deiner Großmutter gelungen, eine Ausöhnung herbeizuführen.“

Else war von dieser Eröffnung sichtlich peinlich berührt. Sie raffte sich aber zusammen und sagte: „Wenn er Papa dadurch in Ungelegenheiten gebracht hat, ist die Sache freilich schlimmer, als ich's mir vorgestellt habe. Aber trotzdem — was kann Kurt dafür?“

„Nichts. Man schließt bloß von dem Vater auf den Sohn. Und der Vater war ein Lump.“

„Ihr kommt mir beide merkwürdig verändert vor,“ kam es bitter von den zuckenden Lippen des schönen Mädchens. „Mama sowohl wie du. So hart habe ich euch noch nicht urteilen hören.“

„Um so sicherer kannst du darauf bauen, daß dieses harte Urteil gerecht ist,“ erwiderte der Sanitätsrat bestimmt. „Kurt von der Heydens Vater war ein glänzender Kopf, aber ein durch und durch verdorbener Charakter. Es liegt noch etwas vor gegen ihn außer der Geldgeschichte, etwas, was deine Mutter persönlich betraf, und was dein Vater niemals erfahren hat. Man spricht ja sonst zu jungen Mädchen nicht gern von derlei Dingen. Aber da du den jungen Herrn so gewohnheitsmäßig beim Vornamen nennst, hast du ja wohl keine Novellen auch schon gelesen?“

„Ja. Alle.“

„Dacht' ich mir. Wer die Novellen des meistgepfefferten unter den Ganzmodernen gelesen hat, kann auch von den Dingen hören, die sich in der Welt zutragen. Also höre, Else: Dein Vater war gutmütig genug, mit Herrn von der Heyden auch nach der Treu-

losigkeit in der Geldsache noch weiter zu verkehren. Weißt du, was der Dank dieses Patrons war? Er versuchte, sich dem jungen Weibe seines opferwilligen Freundes zu nähern, obwohl er selbst auch verheiratet, und sein Sohn bereits da war. Er wollte sich scheiden lassen und drängte deine Mutter, ein Gleiches zu thun. Sie hat ihm das Haus verboten, deinem Vater aber von dieser neuen Niederträchtigkeit kein Wort gesagt. Sie fürchtete, ein Duell heraufzubeschwören.“

Unter der Wucht dieser neuen Eröffnung hatte Else wie gebrochen den rotblonden Kopf gesenkt.

„Jetzt versteh' ich die Empörung Mamas, als ich den Namen von der Heyden nur nannte!“ stammelte sie. „Das ist entsetzlich! Was soll ich nur thun? Ich kann ja von ihm nicht lassen. Ich kann nicht!“

Sichtlich beunruhigt blickte der Sanitätsrat auf das verzweifelte junge Geschöpf herab. Dann faßte er Else am Kinn und hob ihr Gesichtchen empor, so daß er ihr in die von Thränen umflorten Augen sehen konnte.

„Kind, Kind!“ sagte er bewegt mit weicher Stimme. „Seit vier Wochen kennst du ihn erst, und schon bist du so tief in seinem Netz verstrickt. Wie ist das bloß möglich? — Komm, komm, Kindchen. Setz dich zu mir und erzähle mir, wie das alles so gekommen ist.“

Er führte das Mädchen an den Divan und zog es an seine Seite nieder. Mit der einen Hand hielt er ihre beiden zuckenden Hände umschlossen, mit der anderen streichelte er ihr den goldig leuchtenden Scheitel, bis das krampfhafte Schluchzen Elsens sich allmählich stillte.

„So, Kindchen, so! Und nun erzähle.“

Das Mädchen hatte sein feines Batisttüchelchen hervorgeholt und drückte die Augen hinein, um sie zu fühlen und die Thränen wegzuwischen.

„Da ist nicht viel zu erzählen, Onkel,“ begann sie, noch von Schluchzen unterbrochen. „In Schlachtensee haben wir uns zum erstenmal gesehen. Der Bruder meiner Freundin hatte ihn im Café Kaiserhof kennen gelernt und ihn eingeladen. Es war eine große Gesellschaft damals draußen, aber wir beide waren vom ersten Blicke an nur füreinander da. Ich verlor keines seiner Worte, wenn er auch mit dem einen sprach, und ich mit dem anderen, und ich hatte das Gefühl, daß jedes seiner Worte mir galt, wenn es auch nicht an mich gerichtet war. Ihm ging es ebenso, wie er mir nachher gesagt hat. Und ansehen mußten wir uns immer wieder.“

„Wenn er seinem Vater gleicht, muß er ein gefährlich hübscher Mensch sein,“ sagte Böhler.

„Hübsch? Schön ist er!“ antwortete Else in naiver Begeisterung. „Und ein so interessanter Kopf dabei. Er ist schon wiederholt gemalt und modelliert worden. Und so viel Bornehmheit in seinem Auftreten und in seinem Wesen.“

„Zurück fuhr ihr zusammen?“ schnitt der Onkel die Lobeshymne ab.

„Ja. Mit anderen. Ich hätte beinahe in Steglitz das Aussteigen verpaßt, so schwer wurde es mir, mich von ihm zu trennen. Den anderen Vormittag, ich saß gerade im Vorderzimmer und spielte Klavier, ist mir's, als ob mir irgend etwas Unsichtbares die Hände mitten im Accord von den Tasten nähme und mich antreibe, aufzustehen und ans Fenster zu treten. Ich stehe richtig auf und sehe auf die Straße hinaus, da geht er vorüber und blickt wie suchend zu unseren Fenstern herauf. Ehe ich recht wußte, was ich that, hatte ich schon meinen Hut aufgesetzt und eilte die Treppe hinunter.“

„Das nenne ich Entgegenkommen!“ warf der Onkel unbehaglich ein.

„An der Straßenecke trafen wir uns,“ fuhr Else fort. „Er war sehr erstaunt über den Zufall. Er hatte mich zuvor am Fenster nicht bemerkt. Er ist kurzsichtig. Ich ließ ihn bei seinem Glauben. Wir gingen eine halbe Stunde miteinander spazieren und sprachen von allerlei. Meistens von Litteratur.“

„Damit fängt's immer an,“ schaltete der Sanitätsrat ein.

„Als wir uns trennten, hatten wir uns für den anderen Tag verabredet. Ich hatte Besorgungen in Berlin. Er begleitete mich und fuhr dann auch mit bis Steglitz.“

„In der Wannseebahn hattet ihr dann öfter eure Rendezvous?“ fragte Böhler.

„Ja.“

„Und die leeren Abteile habt ihr bald aufgesucht, um euch ungestört küssen zu können?“

Else errötete bis über die hübschen kleinen Ohren und schwieg verwirrt.

Der Sanitätsrat faßte ihre Hände fester und neigte sich vor, um ihr in das Gesicht sehen zu können. „Sage, Kind,“ fragte er gütig, „ist es dir niemals in den Sinn gekommen, daß es nicht hübsch war von ihm, dich zu diesen Dingen zu verleiten? Und diese Heimlichkeit! Gestern erst, sagst du, hat deine Mama etwas gehört von eurer — Bekanntschaft.“

„Das war nicht seine Schuld, Onkel!“ verteidigte Else den Geliebten. „Er wollte sofort Besuch bei uns machen. Ich habe ihn abgehalten davon. Wegen Mamas Zustand.“

Der Sanitätsrat nickte mit ernster Miene. „Wie das auf sie gewirkt hat, kann ich mir denken. Weiß sie alles?“

Else verneinte mit kummervoller Miene.

„Gar nichts. Bloß, daß ich ihn kennen gelernt habe. Weiter bin ich gestern in meiner Beichte nicht gekommen, so außer sich war sie, als ich nur den Namen nannte. Dann hat sie mir sofort die Wechselgeschichte erzählt und mir schließlich verboten, mit Kurt weiter zu verkehren. Aus Angst, ihr durch die Aufregung zu schaden, habe ich nicht zu widersprechen gewagt. Aber ich war so froh, daß du heute schon zurückkommen wolltest. Ich habe die Minuten bis zu deiner Ankunft gezählt.“

„Hast du ihn heute schon gesehen?“

„Gegen Mamas bestimmtes Verbot? Nein. Ich habe ihm gestern sofort einen Rohrpostbrief geschrieben und ihn gebeten, mich bis auf weiteres nicht mehr zu erwarten. Dagegen solle er dich besuchen, du kämst heute zurück. Heute früh hatte ich schon einen Brief von ihm. Der Arme ist ganz verzweifelt darüber, daß wir uns nicht mehr sehen sollen. Zu dir will er heute noch kommen. Um drei Uhr.“

Der Sanitätsrat klopfte anerkennend die runde Wange seiner Nichte. „Das war recht von dir, Elschen. Und trotz meiner Abneigung, die er von seinem Vater ererbt hat, finde ich es von ihm nett, daß er es so eilig hat, mit mir zu reden. Ich werde mir den jungen Herrn also ansehen. Wenn er mir nur halbwegs gefällt, so will ich für euch thun, was ich kann. Nur —“ er stockte und fuhr dann zögernd fort: „Ich muß dir etwas sehr Trauriges eröffnen, liebes Kind.“

Das Mädchen zuckte schreckhaft zusammen und sah den Dunkel angstvoll an. „Mama?“ fragte sie dann tonlos.

Böhler nickte. „Du weißt, was ihr fehlt. Tuberkulose, seit der Lungenentzündung vor drei Jahren. Ich habe alle meine ärztliche Kunst aufgeboten in dieser

Zeit, aber die Fortschritte dieser tödtlichen Krankheit waren nur etwas zu verlangsamten. Stillstand gebieten ging nicht. Ich glaube, wir werden sie nicht mehr lange behalten. Bis zum Winter, in den Winter hinein vielleicht, bis zum nächsten Frühjahr kaum.“

„O Gott!“

Else hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen. Zwischen den Fingern quollen ihr die Thränen.

Böhler ließ sie zunächst ausweinen, ihr nur, wie zuvor, leise mit der Hand das Haar streichelnd. Nach einer Weile redete er weiter: „Sie muß sehr sehr geschont werden, die arme Agna, wenn ihr die Gnadenfrist nicht verkürzt werden soll. Aufregungen müssen streng vermieden werden. Bei ihrer heftigen, an Haß grenzenden Abneigung gegen alles, was den Namen von der Heyden trägt — du hast ja gestern ein Exempel davon erlebt — weiß ich nicht, wie ich ihr das beibringen soll, ohne ihr zu schaden. Ihr werdet euch wahrscheinlich gedulden müssen, bis die Arme angelitten hat.“

Elsa war wie gebrochen. „Wie entsetzlich!“ klagte sie leise. „Vielleicht habe ich ihr schon geschadet, indem ich . . . indem ich ihr von Kurt redete.“

„Das glaub' ich nicht,“ tröstete sie der Sanitätsrat. „Du bist ja in deiner Beichte nicht weiter gekommen, wie du sagst, als eben bis zu eurem Zusammentreffen in Schlachtensee. Das wird sie wohl geärgert haben, aber so sehr aufregen, daß es ihr schadete, konnte sie das doch nicht.“

„Ist es nicht möglich, Onkel,“ fragte Else, „daß du dich in Mamas Zustand irrst? Doktor Heine, dein Vertreter, machte ja immer ein so vergnügtes Gesicht, wenn er bei uns war.“

Böhler zuckte die Achseln. „Jeder Arzt muß ein

bisſchen Schauspieler ſein. Und der gute Heine hat für dieſe Seite unſeres Berufs ganz beſondere Begabung. Seine Berichte an mich — ich habe ihn gebeten, mir nach jedem Beſuche bei deiner Mutter einige Zeilen zu ſchreiben — lauten weniger hoffnungsvoll. Sie beſtätigen meine Anſicht von dem Fall. Unfehlbar ſind wir natürlich nicht, Kindehen. Solange noch ein Fünfchen Leben da iſt, ſoll man keinen Kranken aufgeben, heißt es. Und gerade bei Lungenleidenden tritt bisweilen noch im ſcheinbar letzten Moment eine Wendung zum Besseren ein. Die Tuberkelherde verfallen zuweilen. Wenn dann der Kranke auch nur noch einen Teil geſunder Lunge im Bruſtkasten hat, wird er geſund und atmet damit oft noch Jahre lang. Dieſe Hoffnung iſt alſo zu unſerm Troſte immerhin noch da. Aber die Wahrſcheinlichkeit, daß ſo etwas eintritt, iſt leider ſehr gering.“

„O, die arme, arme Mama!“

„Und nun geh, Kind. Deine Mutter ängſtigt ſich ſonſt noch um dich. Beſtelle die ſchönſten Grüße, und ich käme zwischen Bier und Fünſ. Vorher hätte ich noch eine wichtige Konferenz. Du weißt ja, mit wem. Und in dieſer Angelegenheit bleibt es bei meinem Worte. Wenn ich von dem Herrn einen nur halbwegs günſtigen Eindruck empfangen, ſo will ich in Gottes Namen euren Schutzengel ſpielen.“

„Ich danke dir, Onkel.“

Böhler begleitete ſeine Nichte bis an die Wohnungsthür. Als Elſe fort war, wandte er ſich an ſeine beiden Dienſtboten.

„Franz, ich bin für niemand zu ſprechen, hören Sie? Bloß wenn um drei Uhr ein Herr Kurt von der Heyden kommt, der wird vorgelaſſen. — Und Sie, Frau Wendland, ſind ſo gut und gehen ſofort in die

Buchhandlung in der Potsdamer Straße. Man soll Ihnen für meine Rechnung mitgeben, was von den Schriften Kurt von der Heydens auf Lager ist. Werden Sie den Namen behalten, oder soll ich Ihnen einen Zettel mitgeben?"

„Ich behalt' ihn schon, Herr Sanitätsrat.“

„Schön. Aber machen Sie schnell.“

Böhler kehrte in sein Studierzimmer zurück und trat zu der auf den Balkon führenden Glasthür, an deren Spiegelscheiben er seine heiße Stirn lehnte.

„Elsa Haushofer und Kurt von der Heyden!“ klang es ihm durch den Sinn. „Wie wunderbar das Leben spielt! Wer sollte das für möglich halten? Und so eine merkwürdige Geschichte! Sich sehen und sich klar sein darüber, daß man zu einander gehört, den Rapport auf den ersten Blick hergestellt! Wie beredt die Kleine wurde, als sie mir das erzählte! Förmlich dichterisch. Ich möchte nur wissen, warum sich alles in mir so empörte dabei. Der verhaßte Name machte das wohl. Und dann, weil Elschen dabei meiner Uda so wunderbar ähnlich war. Ich hatte bei Gott einen Augenblick das Gefühl, als säße Uda selbst neben mir, und ich müßte von ihrem Munde das Geständnis anhören, daß mir ein gewissenloser Verführer das Herz meines Weibes abwendig gemacht habe. Das ist natürlich Unsinn, Nervensput! Weit ernster ist die Frage, ob die arme Kleine glücklich werden kann, wenn aus dieser romantischen Geschichte wirklich Ernst werden sollte. Ich fürchte, ich fürchte —“

Er schritt einigemal rasch durch das Zimmer. Dann blieb er vor dem Bilde seiner Frau stehen und sah es lange an.

„Uda!“ flüsterte er. Und gleich darauf: „Elsa!“

„Ich bin wohl ganz verrückt?“ fuhr er hinterher

auf. „Da steh' ich, gucke das Bild der einen an und denke zwischendurch an die andere. Aber diese merkwürdige Aehnlichkeit auch. Wunderlich, daß das Kind manchmal so ganz nach einem aus den Geschwistern der Eltern schlägt. Da liegen noch Geheimnisse begraben. Geheimnisse, hinter die wir vielleicht überhaupt nie kommen werden.“

Die Wirtschafterin trat ein und brachte die Bücher. Es war ein starker Band und drei schwächige Hefte.

Böhler setzte sich sofort an seinen Schreibtisch und nahm die Sachen vor. Erst guckte er in die kleinen Bändchen.

„Novellen,“ brummte er. „Die kenn' ich schon aus den Zeitschriften. Mir kann das Zeug nicht gefallen. Bin wohl zu altmodisch. Wie wahnsinnig das übrigens gedruckt ist. Zwanzig ganz kurze Zeilen inmitten des Blattes, wie Verse. Und die Seitenzahlen unten statt oben. Schon faul, wenn man in solchen Nebensachen originell sein will. Da steht es meistens um die Originalität in der Hauptsache schlecht. — Was ist denn das da? „Frau Magda, Roman.“ Wohl ganz neu erschienen. Sehen wir mal hinein.“

Er schlug das Buch auf und begann mitten drin zu lesen. Stirnrunzelnd übersflog er ein paar Seiten, schüttelte den Kopf, öffnete den Band an anderer Stelle und las wieder etliche Seiten. Endlich warf er den Band mit einer halblauten Verwünschung von sich.

„Das ist ja unglaublich!“ murrte er. „Und das gefällt unserem Elschen? Ach, Unsinn! Sie war ja schon behext von ihm, als sie das Zeug zu lesen bekam. Wie aber einer nur so etwas schreiben kann! Dieser kalte, freche Cynismus, der einem aus jeder Zeile entgegengrinnt! Und dazu diese Verschrobenheit aller Ansichten! Vor allem aber ist das Zeug herzlos,

herzlos, herzlos! Und der Mensch, der das geschrieben hat, soll einer solchen Liebe fähig sein, wie die arme Kleine sie mir geschildert hat? Das glaub' ich im Leben nicht. Da muß etwas anderes dahinterstecken. Berechnung! Schnöde Berechnung!"

Er verfiel in Nachsinnen.

Welcher Art konnte diese Berechnung sein? Sollte Kurt von der Heyden auf das Vermögen Elsens spekulieren? Das hatte er doch kaum nötig. Der alte von der Heyden, der mit seinen Patenten ein kloßiges Geld verdient hatte, mußte doch seinem einzigen Sohne ein beträchtliches Vermögen hinterlassen haben. Freilich läßt sich auch das schönste Vermögen durchbringen. Aber ein Schriftsteller hat doch auch noch anderes zu thun, als bloß jubeln und verjubeln. Wenn das Zeug auch schlecht war, schließlich mußte es doch ausgedonnen und niedergeschrieben werden.

Schließlich wurde Böhler an sich selber irre. Vielleicht war es doch bloß die zäh eingewurzelte Antipathie gegen den Vater, die ihn mit solchem Widerwillen gegen den Sohn erfüllte. Was mußte er denn von dem jungen Kurt von der Heyden? Daß er einige, ihm unsympathische Bücher geschrieben hatte. Aber es war doch ganz gut möglich, daß die Herzensroheit, der Eynismus in diesen Werken bloße Nachäfferei, und der Verfasser in Wirklichkeit ein gutmütiger Bursche mit einem Stich ins Lyrische war, wie er zu der überschwenglichen Liebesgeschichte, die Else erzählt hatte, paßte.

Der Sanitätsrat Friedrich Böhler nahm sich zusammen. Er hatte Else versprochen, ihrem Liebsten möglichst ohne Vorurteil gegenüberzutreten, und sein Wort wollte er halten.

Er sah nach der Uhr.

„Zehn Minuten vor Drei! Er kann gleich da sein. Jetzt nur schnell weg mit den Büchern. Sonst glaubt der Bengel noch, ich wäre ein Verehrer seiner sogenannten Muse. Könnte mir passen!“

Die Bücher waren eben in der Schreibtischlade verschwunden, als der Diener eintrat und meldete: „Herr Kurt von der Heyden.“

„Ich lasse bitten.“

Der Arzt hatte sich erhoben und erwartete, an die Kante seines Schreibtisches gelehnt, den Besuch.

Der erste Eindruck, den der junge Mann von etwa achtundzwanzig Jahren hervorbrachte, der sich ihm mit höflicher Verneigung vorstellte, war nicht übel. Eine hohe, schlanke, geschmeidige Figur, weltmännisch gewandte Formen. Der Kopf wirklich interessant — da hatte Else gar nicht übertrieben. Ein energisch geschnittenes dunkles Gesicht, hohe, gewölbte Stirn, eine fein geformte Nase, große, hellblaue, klare Augen. Geradezu schön war es, dieses Gesicht. Aber zu Elses Geschichte paßte es gar nicht. Das war nicht das Gesicht eines lyrischen Schwärmers. Eher das eines Menschen, der sich von seinem Verstande zu der Auswahl seines Ziels leiten läßt, dem einmal ins Auge gefaßten aber mit rücksichtsloser Willenskraft entgegenstrebt.

Böhler lud den Besuch zum Sitzen ein.

Als die beiden Platz genommen hatten, begann er: „Herr von der Heyden . . . es thut mir leid, unser Gespräch damit eröffnen zu müssen, daß ich Ihnen mein Mißfallen ausdrücke.“

Der Schriftsteller blickte ein wenig überlegen. „Herr Sanitätsrat, ich gebe gern zu, daß ich nicht ganz korrekt vorgegangen bin. Aber schließlich . . . Sie waren doch auch mal jung, Sie werden verstehen. Die erste An-

näherung geschieht doch zumeist ohne Vorwissen der Eltern oder der Vormünder. Dann wollte ich mich ja sofort Frau Haushofer vorstellen, aber —“

„Ich weiß,“ schnitt Böhler ihm die Rede ab. „Else selbst war dagegen. Aus guten Gründen. Ist Ihnen bekannt, was zwischen den Eltern Elsens und Ihrem Vater vorgefallen ist?“

Von der Heyden zuckte die breiten Schultern. „Bestimmtes weiß ich nicht. Ich erinnere mich dunkel, daß Papa einmal von vorgefallenen Mißhelligkeiten sprach. Das sind aber heute doch alte, verstaubte Geschichten. Und so ganz schlimm können sie auch nicht gewesen sein, als sie neu und frisch waren. Das traue ich meinem alten Herrn nicht zu.“

„Es fällt mir gar nicht ein, den verstorbenen Vater vor seinem Sohne anzuklagen,“ erwiderte Böhler. „Es mag Ihnen genügen, daß meine Schwägerin an diese alten, verstaubten Geschichten, wie Sie es nennen, mit wohl begründeter Bitterkeit zurückdenkt und Ihrem Herrn Vater kein allzu freundliches Andenken bewahrt.“

Der Schriftsteller nahm diese Eröffnung mit der Miene eines höflichen, aber kühlen Bedauerns entgegen. „Das thut mir aufrichtig leid, Herr Sanitätsrat. Aber schließlich —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Die Zwistigkeiten des vorigen Geschlechtes gehen das heutige wenig an. Das mag im allgemeinen richtig sein. Nur liegt hier der Fall ganz besonders. Else hat auf den Gesundheitszustand ihrer Mutter Rücksicht zu nehmen, der leider derartig ist, daß starke Aufregungen ihrem Leben plötzlich ein Ende machen können. Gezählt sind ihre Tage ohnehin.“

Wieder der Ausdruck höflichen, aber kühlen Be-

dauerns in der Miene des jungen Mannes. „Deshalb habe ich ja auch auf das Vergnügen verzichtet, der gnädigen Frau meine Aufwartung zu machen, und bin zu Ihnen gekommen, Herr Sanitätsrat, als dem Vormund der jungen Dame.“

„Leider kann ich Ihnen aber den Bescheid, den Sie offenbar wünschen, nicht geben,“ erwiderte Böhler. „Ob ich es überhaupt wagen darf, meiner Schwägerin von dem, was sich zwischen Ihnen beiden angesponnen hat, Mitteilung zu machen, kann ich heute nicht wissen. Ehrlich gesprochen, glaube ich nicht recht daran. Bei Lebzeiten der Mutter kann ich aber auf eigene Faust über die Hand der Tochter nicht gut verfügen. Ich muß Sie also bitten, zu warten, bis . . . nun, bis später. Ich habe Ihnen bereits angedeutet, daß dieses „später“ leider nur zu bald eintreten wird. In einigen Monaten wohl schon. Wenn Ihre Empfindungen für Else wirklich diejenigen sind, die . . . nun, sagen wir, die Ihr Vorgehen wenn auch nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen würden, werden sie diese Wartezeit überdauern. Wenn Sie dann wieder zu mir kommen, so sollen Sie wohlwollende Aufnahme finden.“

Von der Heyden verneigte sich. „Ich werde warten, Herr Sanitätsrat.“

„Schön. Nur muß ich Sie noch um ein anderes Versprechen bitten.“

„Ich stehe ganz zur Verfügung.“

„Gewisse Dinge müssen für diese Wartezeit fortfallen, Herr von der Heyden. Daß sie vorgefallen sind, mißbillige ich, wie ich schon bemerkte. Man verleitet eine junge Dame aus guter Familie nicht zu heimlichen Stelldichein. Der gute Ruf eines Mädchens ist ein empfindliches Ding, und der künftige Gatte hat vor allem die Pflicht, diesen zu schonen.“

Von der Heyden verneigte sich wieder. „Den Briefwechsel Ihres Mündels werden Sie wohl nicht kontrollieren, Herr Sanitätsrat?“

Durch die Frage klang es wie leiser Spott.

Böhler stieg das Blut zu Kopf. „Nein!“ erwiderte er schroff.

„Ich danke Ihnen, Herr Sanitätsrat.“

Der junge Schriftsteller erhob sich, verneigte sich Abschied nehmend und ging. —

Als Böhler wieder allein war, ärgerte er sich über sich selbst.

Er hatte sein Versprechen an Else schlecht eingelöst. Wenn ihr Geliebter auf ihn einen günstigen Eindruck machte, hatte er ihn freundlich aufnehmen und die Rolle eines väterlichen Vertrauten des jungen Paares übernehmen wollen. Statt dessen war das Gespräch zwischen ihm und von der Heyden ausgefallen wie die Unterhandlung zwischen den diplomatischen Vertretern feindlicher Mächte.

Und dabei hatte der junge Mann gar keinen üblen Eindruck auf ihn gemacht. Im Gegenteil!

„Ich möchte wirklich wissen, was mir bei diesem Gespräch immer das Blut zum Wallen gebracht hat,“ dachte der mit sich selbst unzufriedene Mann ärgerlich. „Mir scheint, ich werde nervös.“

Er nahm seinen Hut und verließ das Haus, um nach Steglitz zu fahren, nach seiner Schwägerin zu sehen und Else über die Unterredung Bericht zu erstatten.

2.

Das junge Mädchen, das ihn offenbar am Fenster erwartet hatte, kam ihm bis auf die Straße herab entgegen.

„Nun?“ fragte sie gespannt.

„Ich habe ihm die Sachen auseinandergesetzt. Er war ganz vernünftig. Wir kamen überein, daß ihr warten müßt. Die Zusammenkünfte und Begegnungen unterbleiben inzwischen. Dafür könnt ihr Briefe wechseln.“

„Wie hat er dir gefallen, Onkel?“

„Nicht schlecht,“ erwiderte Böhler kurz.

Die beiden traten nebeneinander in das hübsche Landhäuschen und stiegen die Treppe hinauf nach dem Zimmer, in dem Elsens Mutter tagsüber im Lehnstuhl lag. Die Kranke streckte ihrem Schwager mit einem schwachen Freudenruf die abgezehrte Hand entgegen.

„Weil du nur wieder da bist, Friedrich!“ sagte sie mit der tonlosen, belegten Stimme der Lungenleidenden. „Wie ist es dir ergangen? Hast du dich erholt? Fühlst du dich wieder recht frisch?“

„Ja, Agna. Du hoffentlich auch?“ erwiderte der Arzt. „Du scheinst mir viel kräftiger, als da ich wegging.“

Während er diese Worte in möglichst glaubwürdigem Tone sagte, stellte er erschüttert fest, wie hohl die Wangen der Kranken waren, wie die Haut sich über den hervortretenden Backenknochen spannte, wie unheilverkündend auf ihrem fahlen Gelblichweiß die gewissen hektischen, scharf abgegrenzten roten Flecke prangten. Von all der einstigen Schönheit dieser Frau war nichts zurückgeblieben als das reiche dunkelblonde Haar und die großen blauen Augen, die durch die Abmagerung des Gesichts noch größer und durch das schleichende Fieber in den Adern der Leidenden noch strahlender schienen als ehemals in gesunden Tagen.

Frau Haushofer antwortete auf die Behauptung Böhlers, daß er sie gekräftigt finde, mit einem zweifelnden Blick. „Setz dich ein wenig zu mir, Friedrich,“ bat sie. „Wir wollen ein bißchen plaudern.“

Der Sanitätsrat holte sich einen Stuhl. „Blaudern werde ich,“ sagte er, während er sich setzte. „Du sollst dich nicht anstrengen, sonst bekommst du deinen bösen Husten wieder.“

Frau Agna ließ sich aber vom Sprechen nicht abhalten. „Elsechen hat dir schon erzählt?“ fragte sie.

Das junge Mädchen hatte sich aus dem Zimmer zurückgezogen, um der Mutter Gelegenheit zu geben, sich mit dem Schwager auszusprechen.

„Jawohl,“ bestätigte dieser. „Auf dem Wege vom Bahnhof zu mir nach Hause.“

„Was sagst du dazu?“

„Komisch, dieses Zusammentreffen der beiden. Aber bedeutungslos.“

Mit glücklichem Lächeln erwiderte die Kranke: „Bedeutungslos, jawohl. Im ersten Augenblick bekam ich ja einen fürchterlichen Schreck. Stelle dir vor, mein geliebtes Kind in den Händen des Sohnes dieses verworfenen von der Heyden! Aber bald darauf wurde ich mir klar, daß das nie geschehen wird, nie!“

„Ich glaube auch nicht an eine solche Möglichkeit,“ log Böhler, dem das Lügen immer fürchterlich sauer wurde, unter Aufgebot seiner ganzen Verstellungskunst. „Aber woraus ist dir das klar geworden?“

Wieder das glückselige Lächeln. „Gleich darauf kam dein Telegramm, mit dem du uns deine Rückkehr anzeigtest. Du hättest sehen sollen, wie das Kind außer sich vor Freuden war, als es die Nachricht gelesen hatte. Die Farbe kam und ging immer auf ihren Wangen, und ihre Augen strahlten wie die Sterne. „Ich hol' den Onkel ab, Mama,“ war ihr erstes Wort. Und dann diese kribbelnde Ungeduld gestern, den ganzen Nachmittag! Sie konnte offenbar nicht erwarten, daß es Abend wurde. Und dann wurde ihr wieder die

Nacht zu lang. Um Sechs war sie schon auf und lief im ganzen Hause herum. Und eine halbe Stunde früher, als nötig war, ging sie fort. Friedrich . . . ich bin so glücklich darüber, Friedrich! Unsere Else liebt dich!“

Dem Sanitätsrat war es schon während der Aufzählung der Symptome, die Frau Haushofer an ihrem Töchterchen beobachtet hatte, auf seinem Stuhle sehr unbehaglich geworden. Als die Kranke ihm jetzt gar die Schlußfolgerung, die sie aus diesen Anzeichen gezogen hatte, mit glückstrahlender Miene zuraunte, fiel er fast von seinem Sitze. In seinem ersten Schrecken hätte er beinahe ausgerufen: „Keine Spur! Sie war so ungeduldig, weil sie es nicht erwarten konnte, mit mir über ihren Kurt zu sprechen.“ Es gelang ihm aber noch, das Wort zurückzuhalten.

In ungläubigem Tone meinte er nach einer Pause: „Ach was! Das junge Geschöpf mich alten Krippenfeher!“

„Das bist du gar nicht!“ widersprach Frau Agna eifrig. „Im ersten Augenblick hat mich ja der Altersunterschied auch beunruhigt. Das geb' ich zu. Aber bei näherer Ueberlegung ist diese Sorge in nichts zerflogen. Wie alt bist du? Zweiundvierzig. Und Else ist zwanzig. Das werden manchmal die besten Ehen. Du wirst noch in fünfundzwanzig Jahren, wenn Else bereits eine Matrone ist, ein rüstiger Mann sein, Friedrich. Meine arme Schwester ist ja so früh gestorben. Und seitdem hast du nur deinen Studien und deiner Praxis gelebt und sonst für nichts Sinn gehabt. Ich bin fest überzeugt, daß Else mit keinem anderen so glücklich werden würde als mit dir. Wenn nur du sie lieb gewinnen könntest! Jetzt betrachtest du sie immer noch als Kind, als dein Kind sogar. Willst du nicht

versuchen, sie mit anderen Augen ansehen zu lernen? Sie hat dich so lieb, die arme Kleine! Und wie ich mir die Sache heute, als Else so lange ausblieb, immer wieder durch den Kopf gehen ließ, kam ich zu der Ansicht, daß es auch dir nicht schwer fallen könnte, sie lieben zu lernen. Sie ist ja ganz und gar die arme Uda, an der du so sehr gehangen hast. Du müßtest dich nur bemühen, aus der Dunkelrolle herauszukommen. Wenn es mir so gut würde, euch beide vorher segnen zu können, dann würde ich gern sterben. Ließe ich doch mein Ein und Alles, mein Elschen, in den treuesten Händen zurück. Oder ich würde vielleicht vor Freude darüber ganz gesund.“

Von dem langen Sprechen besiel die Kranke ein trockener bellender Husten, der ihr den Angstschweiß auf die Stirne trieb. So sehr dieser Husten Agnas dem Sanitätsrat sonst durchs Herz schnitt, heute begrüßte er den Anfall beinahe mit Freude. Ueberhob er ihn doch der Dual, diese Aeußerungen eines so ungeheuren und grotesken Irrtums, von dem er nicht wußte, ob er über ihn lachen oder weinen sollte, weiter anzuhören.

„Da hast du's! Nun hustest du wieder. Du weißt doch, daß du nicht so viel sprechen sollst.“

Unter diesen vorwurfsvollen Ausrufen bemühte sich der Arzt um die Kranke. Er legte ihr den Kopf anders und flößte ihr einen Löffel voll von der Medizin ein, die er gegen solche Anfälle verschrieben hatte.

Endlich ließ der Husten nach. Frau Haushofer lehnte matt in ihren Kissen. Jetzt rang sie noch nach Atem. Sowie sie sprechen konnte, fing sie sicher wieder von der Idee an, die sich da in ihrem armen Kopfe festgenistet hatte.

Dem wollte der Sanitätsrat sich nicht aussetzen.

Er zog rasch die Uhr und sagte nach einem Blick auf das Zifferblatt: „Jetzt muß ich leider wieder fort. Dringend zu thun. Ganz dringend. Morgen — nein, übermorgen komm' ich wieder. Was du mir da sagst, hat mich natürlich grenzenlos überrascht. Ich alternder, an die Einsamkeit gewöhnter Mann, und nun auf einmal — — Ich werde aber versuchen, mich aus der Dunkelrolle herauszufinden. Gewiß werde ich. Ich kann nur nicht versprechen, daß es auch gelingen wird.“

Die Kranke streckte ihm die Hand hin. „Ich danke dir,“ flüsterte sie. „Es wird gehen, es wird schon, o ja! Und ich werde so glücklich sein! So unendlich glücklich!“

„Adieu, Agna, adieu! Ich schicke dir die Pflegerin herein,“ stotterte der verwirrte Mann. Dann raffte er seinen Hut auf und verließ das Zimmer in fluchtähnlicher Eile.

In langen Säßen stürmte er die Treppe hinab und durch den Hausflur. Im Vorgarten stand Else und sah ihn aus ihren dunklen Augen verwundert an.

„Du gehst schon wieder, Onkel?“

„Jawohl. Ich habe . . . ich muß . . . nach Berlin muß ich.“

„Warte wenigstens noch einen Augenblick. Ich hole meinen Hut und begleite dich zum Bahnhof.“

Vor dem Gitterthor der Villa trat Böhler unschlüssig von einem Fuß auf den anderen. Am liebsten wäre er davongerannt, ohne die Rückkunft des jungen Mädchens abzuwarten. Das ging aber doch nicht gut. Wenn er's genau überlegte, mußte er selber Else von der Einbildung ihrer Mutter in Kenntniß setzen. Wenn sie von der Kranken zuerst davon hörte, konnte ihr sehr leicht geschehen, was zuvor ihm selber beinahe widerfahren wäre, daß sie in ihrer Ueberraschung den wahren

Zusammenhang der Dinge verriet. Und das durfte nicht geschehen. Agna befand sich heute übler als je zuvor. Die Aufregung wäre Gift für sie gewesen.

Da kam Else schon mit Hut und Sonnenschirm. Sie nahm den Arm ihres Onkels und sagte: „Jetzt wollen wir aber lange Schritte machen, wenn du solche Eile hast.“

Der Onkel machte aber keine langen Schritte, sondern im Gegenteil sehr kleine. Er wollte die Eröffnung, die er dem Mädchen auf diesem Wege machen mußte, immer wieder um eine Viertelminute hinauschieben.

Endlich war der Bahnhof trotz der kleinen Schritte fast erreicht. Jetzt mußte es sein. Der Sanitätsrat blieb stehen, löste seinen Arm aus dem des jungen Mädchens und sagte, an Elsens Gesicht vorbei ins Unbestimmte blickend: „Es giebt eine neue Komplikation in dieser verwickelten Geschichte.“

„Wieso, Onkel?“ fragte das Mädchen halb ungläubig, halb ängstlich.

„Deine Mutter glaubt . . . deine Mutter meint . . . hahahahaha!“

Böhler lachte so laut und bitter auf, daß Else entsetzt zurückprallte und ein paar Vorübergehende sich erstaunt umsahen.

Endlich hatte der Sanitätsrat wieder einige Fassung gewonnen. Er trat ganz nahe an Else heran und sagte halblaut: „Deine Mutter thut mir die Ehre an, die Ungeduld, mit der du meine Ankunft erwartest, auf meine bescheidene Person zu beziehen. Sie behauptete, du — liebtest mich, du wärest ganz aufgelöst in Liebe zu mir. Und sie will uns verheiraten.“

Else sah den Sanitätsrat groß an, wie verständnislos.

Der lächelte. Es war ein sonderbares Lächeln.

„Nicht wahr, Kind, da bleibt dir das Wort im Halse stecken? Ich hab' dir's sagen müssen, damit du vorbereitet bist, dich nicht verräthst, wenn sie davon anfängt. Das wäre nämlich schlimm. Sie ist offenbar nur durch diesen Einfall davon abgelenkt worden, über dich und deinen Kurt sich Gedanken zu machen, die wahrscheinlich ziemlich bald das Richtige getroffen hätten. Zerstörst du ihr die eine Deutung für dein Verhalten, so greift sie natürlich auf die andere zurück. Wenn sie also davon anfängt, so antworte ausweichend. Das wird genügen. In dich dringen wird sie wahrscheinlich nicht. — Und nun auf Wiedersehen, Kleine. Ich muß wirklich fort.“

3.

Er drückte Else die Hand und zog mit langen Schritten dem Bahnhof zu. Das Mädchen sah ihm nach, bis er im Tunnel verschwand. Dann schüttelte es den Kopf, seufzte bekümmert und wandte sich langsam heimwärts.

Zu Hause angekommen, warf Böhler dem Diener in kurzen, wie geistesabwesend gesprochenen Worten die Weisung hin, absolut niemand vorzulassen, wer immer auch käme. Dann riegelte er sich in seinem Arbeitszimmer ein, warf sich auf den Divan und kehrte das Gesicht gegen die Lehne.

So lag er viele Stunden lang.

Der arme Mann hatte heute in sich eine Entdeckung gemacht, mit der er in aller Stille fertig werden mußte. Was Frau Agna von ihm forderte, war längst Thatsache. Er hatte sich längst schon aus der Dunkelrolle herausgefunden und liebte seine Nichte Else, wie der jugendlichste Liebhaber nicht feuriger lieben konnte.

Wann das Unheil begonnen hatte, vermochte er

nicht zu ergrübeln, so sehr er in seinem Innern herumwühlte. Es war ihm ja erst zum Bewußtsein gekommen, als es vollendete Thatsache war. Die Reden Frau Agnas hatten die Hüllen, hinter denen sich diese Liebe in seinem Herzen verbarg, leise gelockert. Der Schmerz über das erstaunte Gesichtchen Elsens, als er ihr von den Wünschen ihrer Mutter erzählt hatte, riß diese Hüllen vollends hinweg. Deshalb hatte er vor dem Bahnhofe in Steglitz so hart und bitter auflachen müssen. Jetzt wurde ihm auch manches andere klar, was er bisher an sich selber nicht verstanden hatte. Seine leidenschaftliche Abneigung gegen Kurt von der Heyden, sie war nichts als Eifersucht, ganz gewöhnliche Eifersucht. Das Herzklopfen, als der Gilzug in den Stettiner Bahnhof einfuhr, hatte dem bevorstehenden Wiedersehen mit Else gegolten.

„Verliebt! Rettungslos verliebt!“ murmelte Böhler wie verdußt immer von neuem vor sich hin. „Und mir gerade dann dessen bewußt zu werden, wie ich höre, daß sie mir ein anderer bereits weggeschnappt hat!“

Allerlei unklare Gedanken zogen durch den Kopf des Brütenden. Er dachte daran, seine Praxis aufzugeben und eine lange Studienreise zu machen, von der er erst zurückkäme, wenn er sein rebellisches Herz zur Ruhe gebracht hätte. Gleich darauf sah er sich wieder auf der Mensur mit Kurt von der Heyden, um sich im nächsten Augenblick bis in die kleinste Einzelheit genau eine Kirche vorzustellen, in die er die festlich geschmückte Else führte.

Endlich fuhr er ärgerlich von seinem Lager in die Höhe.

„Das ist doch alles Blödsinn!“ wetterte er in sich hinein. „Ich werde nicht auskneifen, denn meine Patienten brauchen mich, vor allem Agna. Auch Else

kann ich nicht in ihrer Patsche sitzen lassen. Und zu dem anderen wird's auch nicht kommen. Die beiden lieben sich ja. Ich habe einfach meine Schuldigkeit zu thun. Und die besteht darin, um das komische Malheur, das mir da passiert ist, keinen Menschen wissen zu lassen, alles in mich zu verschließen und den Kranken Arzt, den Gesunden Freund, Berater, Helfer zu sein. Der erste Schritt zu diesem erhabenen Ziele ist, jetzt ein tüchtiges kaltes Brausebad zu nehmen, damit das fiebernde Blut sich abkühlt."

Er nahm das Brausebad und lief dann bis spät in die Nacht im Freien herum, um sich recht müde zu machen. Das gelang ihm auch. Als er wieder nach Hause kam, schlief er ein, sowie er in seinem Bette lag, und träumte die ganze Nacht von gar nichts.

Am anderen Morgen — er saß gerade am Schreibtisch — trat Else bei ihm ein. Das arme Kind sah so verstört aus, daß Böhler bei ihrem Anblick erschrocken aufsprang, weil er nicht anders meinte, als Agna sei gestorben und ihre Tochter bringe ihm die Todesnachricht.

„Ist . . . ist etwas . . .?“

Das junge Mädchen, das die Besorgnis des Onkels in seinem Blicke las, schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, daß Mama schlechter ist. Aber sie ist so furchtbar unruhig. Die ganze Nacht kam ich nicht von ihrem Bett. Aber immerfort redete sie von uns, von dir und mir und unserer Verlobung.“

Der Sanitätsrat zuckte die Achseln. „Das habe ich mir so gedacht. Du bist doch auf ihre Reden eingegangen?“

„Gewiß.“ Else schien noch etwas sagen zu wollen, zögerte aber.

Endlich fragte sie: „Wie hast du Mama gestern gefunden, Onkel?“

„Schlechter, als ich fürchtete.“

„Sie hat . . . sie hat also nur noch kurze Zeit zu leben?“

„Leider.“

Da trat das Mädchen ganz nahe an Böhler heran und sagte halblaut: „Wir müssen es thun, Onkel.“

„Was?“

„Vor sie hintreten und uns segnen lassen. Es ist ja ein Betrug. Aber der liebe Gott wird ihn uns verzeihen. Wir thun es ja nur, um einer armen Kranken die letzten Lebenstage zu erleichtern. Sie sehnt sich so danach, die arme Mama.“

Der Sanitätsrat blickte unschlüssig auf den angefangenen Brief, der vor ihm auf der Schreibtischplatte lag.

„Aber dein Kurt?“ fragte er. „Wird ihm das auch recht sein? Ihr betrachtet euch doch als regelrecht Verlobte. Du mußt doch wenigstens seine Zustimmung einholen.“

Else blickte verwundert auf. „Wenn es sich um meine Mutter handelt? Nein. Ich werde ihm einfach mitteilen, was geschehen ist, und warum.“

Diese resolute Antwort that Böhler in seinem Innern unendlich wohl. „Weil ihr doch wenigstens ihre Mutter über diesen Kurt geht!“ dachte er so erfreut, als hätte er persönlichen Anteil an dieser Kindesliebe des jungen Mädchens.

Laut sagte er: „Warte nur einen Augenblick, Kind. Ich mache mich bloß zum Ausgehen fertig und treffe einige Anordnungen. In zehn Minuten bin ich so weit. Dann fahren wir zusammen hinaus.“

Er verschwand im Nebenzimmer. Nach ganz kurzer Zeit kam er durch eine andere Thür wieder zu Else herein. Er hatte den bequemen Hausrock von vorhin

mit einem beinahe feierlichen Besuchsanzug vertauscht und trug Hut und Stock in der Hand.

„Komm, Else,“ sagte er einfach.

Das war eine wunderliche Fahrt. Sie legten den Weg nach Steglitz nicht in der Wannseebahn zurück, sondern in einer offenen Droschke. Der Sanitätsrat hatte in einer Blumenhandlung Rosen gekauft. Einen großen Strauß für Else, für sich selbst eine einzelne Blume, die er in das Knopfloch seines schwarzen Rockes steckte. „Wie sich's für einen jungen Bräutigam schickt,“ hatte er mit melancholischem Scherze gesagt. Da saßen sie nun nebeneinander und wagten sich kaum anzusehen, so beklemmend war die wunderliche Situation.

Endlich brach das Mädchen das Schweigen. „Mama wird wissen wollen, wann und wie wir einig geworden sind.“

„Richtig! Was erzählen wir ihr denn? Das muß vorher genau verabredet werden. Sonst setzt es Widersprüche, und sie merkt die ganze Geschichte. Sie ist so klug.“

„Ich dachte,“ schlug Else verlegen vor, „wir sollten sagen, es sei von mir ausgegangen.“

Diese Idee fand Böhler ausgezeichnet. „Sehr gut. Du bist von ihrem Bette weg zu mir gefahren und hast mir dein Herz geöffnet. Du hast das gethan, weil du längst wußtest, daß ich dich unendlich lieb habe, und nur nicht zu reden wagte, weil ich um so viel älter bin als du. Ich war natürlich pudelnärrisch vor Freude und habe dich halbtot geküßt.“

Else wandte errötend das Gesichtchen zur Seite.

Der Sanitätsrat war aber nicht in der Stimmung, zu erwägen, wie peinlich dem Mädchen diese Redensarten sein mußten. Er legte seinen ganzen Galgen-

humor in die Schilderung der verkehrten Werbung, die sich in seinem Studierzimmer in der Viktoriastraße zutragen haben sollte, und brachte es dahin, daß Else trotz ihrer Sorge um die kranke Mutter und der peinlichen Lage lächeln mußte.

„Wenn du so indiscret bist, trete ich zurück, Onkel.“

„Falsch, mein Kind!“ wandte Böhler ein. „Du bist meine Braut, folglich sagst du nicht Onkel zu mir, sondern Friedrich. Oder noch besser: Frik. Versuch einmal, ob du es zuwege bringst, recht schmelzend zu sagen: Mein lieber, guter Frik!“

„Mein lieber, guter Frik!“ wiederholte Else leise.

Des Mannes liebebedürftiges Herz sog jeden Laut dieser einfachen Worte so gierig ein, wie verlezendes Erdreich den warmen Sommerregen. Er verbarg aber seine Bewegung hinter einer kritischen Miene und sagte im Tone eines Regisseurs, der eine durchprobierte Scene für gut befindet: „Ganz passabel. Es wird schon gehen, denk' ich.“

Endlich war Steglitz erreicht, und bald hielt der Wagen vor der zierlichen Villa, in der die Haushoferschen Damen wohnten.

Während der Sanitätsrat Else aus dem Wagen hob, sagte er mit einem Blick auf das Häuschen: „Die richtige Wohnung für eine Braut. Guckt das Haus mit seinen hellen Fensteraugen nicht unter dem Weingerank hervor wie eine junge Braut unter dem Myrtenkranz. Und nun denken zu müssen, daß hinter diesen freundlichen Mauern Siechtum zu Hause ist!“

Im Hausflur trafen die beiden die Krankenpflegerin.

„Schläft Mama?“ fragte Else hastig.

„Die gnädige Frau ist gleich nach dem Weggange des gnädigen Fräuleins aufgewacht und hat ganz ängst-

lich nach dem Fräulein gefragt. Als ich ihr dann sagte, daß Fräulein zu dem Herrn Sanitätsrat gefahren seien, hat sie sich dann eine ganze Weile von mir vorlesen lassen. Jetzt wünscht sie Bouillon. Die will ich gerade aus der Küche holen.“

Die Pflegerin verschwand hinter der Küchenthür, und das falsche Brautpaar stieg langsam die Treppe zum ersten Stockwerk empor.

Vor der Thür der Mutter blieb Else tief aufatmend stehen und blickte ihren Gefährten wie hilfseuchend an.

„Mut, mein Kind! Mut!“

Die Thür öffnete sich sachte.

Die Eintretenden sahen sich den großen, blauen, strahlenden Augen der Kranken gegenüber. Als diese gewahrte, daß Böhler und Else Hand in Hand eintraten, und den feierlichen Ausdruck in den Zügen des Paares bemerkte, begann sie vor Aufregung mit den Händen zu zittern.

„Kinder?!“ Fragend, bittend, zaghaft und doch schon mit einem Anflug von Jauchzen im Ton wehte das Wort den beiden entgegen.

Nun trat Else rasch auf die Mutter zu, den Sanitätsrat an der Hand führend. „Mama, wir . . . ich . . . ich bringe dir meinen Bräutigam.“

„Gott sei Dank!“ jauchzte die heisere Stimme auf. Der Jubelton aus der kranken Brust klang schier schauerlich. Es war, als ob eine zersprungene Glocke zum Freudengeläute gerührt würde.

„Meine Kinder! — Ich bin so glücklich! Knieet nieder, damit ich euch segnen kann! — Und auch auf die Stirn küssen. Auf den Mund darf ich ja nicht.“

Hand in Hand knieten die beiden zu Füßen der Kranken nieder. Als sie ihnen die heißen Hände auf

die Scheitel legte, weinte Else laut, und auch Böhler drängte sich das Wasser in die Augen.

„Pfiu, wer wird weinen! An solchem Tag!“ schalt die leise Stimme Frau Haushofers zärtlich. „Setzt euch lieber zu mir, eins rechts, eins links . . . oder nein, setzt euch mir gegenüber recht eng aneinander und haltet euch an den Händen, damit ich es immer vor Augen habe, daß mein sehnlicher Wunsch erfüllt ist. Ich würde sonst immer wieder daran zweifeln. — So, Kinder, so! Und nun erzählt mir, wie das so schnell gekommen ist.“

Böhler und Else fanden sich ganz gut in ihre Rollen.

Der Sanitätsrat erzählte die rührend komische Geschichte, die er sich zuvor im Wagen ausgedacht hatte, mit vieler Lebhaftigkeit, und Else nickte hie und da bestätigend mit dem blonden Köpfchen.

„Wie herrlich!“ flüsterte die Kranke mit verklärten Blicken. „Aber nun müßt ihr euch beeilen, Kinder. In sechs Wochen muß die Hochzeit sein. Ich möchte sie nämlich noch erleben.“

Else erschrak so heftig, daß es beinahe aufgefassen wäre.

Böhler aber sagte rasch: „In sechs Wochen? Wo denkst du hin, Mama Agna? So muß ich dich ja jetzt wohl nennen als Schwager und zugleich als künftiger Schwiegersohn. In sechs Wochen bist du ja noch krank.“

„Gesund werde ich wohl überhaupt nicht mehr,“ sagte Frau Haushofer resigniert.

Da haschte Else nach der Hand der Mutter. „Sprich nicht so, Mama! Du ahnst nicht, wie es mir das Herz zerreißt, wenn ich solche Worte von dir höre.“

„Du wirst gesund werden,“ fügte der Sanitätsrat bestimmt hinzu. „Nur nicht binnen sechs Wochen. Und

ehe du nicht gesund bist, machen wir nicht Hochzeit. Daraus kannst du sehen, wie fest ich auf deine Genesung rechne. Meinst du denn, ich wäre andernfalls nicht Egoist genug, jetzt, da ich mein süßes Glück endlich gefunden habe, es nicht rasch zu bergen, ehe ein Trauerfall wieder eine endlos lange Verzögerung herbeiführt?"

Das Argument wirkte sichtlich. Mit der den Kranken eigenen Hoffnungsfreudigkeit klammerte sich Frau Agna an die in so festem Tone abgegebene Verheißung des Sanitätsrats.

„Meinst du wirklich?“ fragte sie.

„Ich bin überzeugt davon. Bis Dezember bleibst du hier. Der Winteranfang ist ja immer sehr mild in Berlin. Wenn das dicke Ende nachkommt, fahren wir alle drei nach der Riviera. Da wirst du uns ganz gesund, und gleich nach unserer Rückkehr, im ersten Frühjahr, wird Hochzeit gemacht.“

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Sanitätsrats gewesen, die Aufschiebung seiner Vermählung mit Else als Unterpfand für seine Ueberzeugung, Agna werde noch ganz gesund werden, hinzustellen. Die Kranke gewann neuen Lebensmut, und sie drängte nicht mehr auf rasche Verheirathung der beiden. Es blieben auch ohne das genug Schwierigkeiten und des Peinlichen.

Die Lüge, die sie aus reiner Liebe zu der Kranken auf sich geladen hatten, lastete schwer auf den Gemüthern des falschen Brautpaares. Namentlich der Mann hatte bitter unter der peinlichen Lage zu leiden. Sein Herz war so ganz und so gern bei der Rolle, die er an der Seite des heimlich geliebten Mädchens spielte, daß der Verstand immerzu diesem thörichten Herzen zurufen mußte: Es ist ja alles nur Lug und Trug, ein frommes Gaukelspiel zum Troste einer langsam Hinsterbenden.

Das gab einen quälenden Zwiespalt der Empfindung, der niemals aufhörte, zu stören und zu schmerzen.

Dazu setzte Agna einen krankhaften Eigensinn daran, daß die „Brautleute“ in ihrer Gegenwart miteinander zärtlich sein mußten. Sie sah es nicht gern, wenn die beiden anders nebeneinander saßen, als eng Seite an Seite geschmiegt, Hand in Hand verschränkt. Wenn sich die Verlobten einmal eine Stunde lang nicht küßten, wurde sie immer ängstlich und fürchtete ein Mißverständnis zwischen den beiden, das die Verlobung gar wieder rückgängig machen könnte.

Diese Scheinzärtlichkeiten waren für den Mann, der das Trugbild eines Brautstandes mit dem heißen Herzblut seiner echten innigen Liebe zu Else erfüllte, erst recht eine Qual. Wenn das Mädchen seinen Kuß duldbend hinnahm, wollte ihm das Herz bersten im Schmerz darüber, daß sie gegen ihn so kalt und gleichgültig sich verhalte. Erwiderte sie ihn, so machte ihn die Vorstellung erst recht unglücklich, daß sie dabei ganz sicher an den anderen gedacht haben müsse, dem ja ihre wirkliche Liebe gehörte, während sie ihm eine bloße Komödie der Liebe aufführte.

Der Haß des Doctors gegen diesen anderen, gegen Kurt von der Heyden, wuchs unter dem Druck dieser Verhältnisse natürlich ins Ungemessene. Böhler war längst wieder fest überzeugt davon, daß der äußerlich so tadellose Herr ein inwendig schmieriger Patron sein müsse, der Else nur bethört hatte, um die hohe Mitgift, die das Mädchen besaß, zu ergattern. Es ließ ihm keine Ruhe. Er mußte dahinter kommen, in welchen Verhältnissen dieser Herr Kurt lebte.

So wandte er sich schließlich, wenn auch nur mit Widerstreben, an ein Auskunftsbureau. Schon nach wenigen Tagen erhielt er die gewünschte Auskunft über

die finanziellen, gesellschaftlichen und so weiter Umstände des Geliebten seiner Else. Der Inhalt des mit der Schreibmaschine hergestellten, von einer unleserlichen Hand unterzeichneten Schriftstücks bestätigte die Vermutungen Böhlers vollauf.

Die Auskunft lautete:

„Herr R. v. d. H. erbt vor sechs Jahren von seinem Vater, dem bekannten Erfinder gleichen Namens, ein Vermögen von sechshundert Mille Mark. Heute besitzt er nichts weiter als eine fein eingerichtete Garçonwohnung und hundert Mille Schulden. Seine Schriftstellerei bringt keinen Pfennig ein. Sie verschlingt im Gegentheil noch Druckkosten. Ueber Wasser gehalten wird Herr v. d. H. von seinem Hauptgläubiger, einem hiesigen Geldleiher, welcher zuversichtlich hofft, durch eine günstige Verheirathung seines Klienten seine Guthaben gerettet zu sehen.

Gesellschaftlich erfreut sich Herr R. v. d. H. großen Ansehens. Als ehemaligem Corpsstudenten stehen ihm durch seine Beziehungen zu Corpsbrüdern die allerersten Kreise offen.

An seinem Vermögensverfall sind hauptsächlich kostspielige Liaisons mit Damen vom Theater, unverständiges Wetten auf den Rennplätzen und hohes Hazardspiel schuld. Vor allem soll er in Monte Carlo, wo er wiederholt war, beträchtliche Summen verloren haben.“

Als er dieses Schreiben fünfmal durchgelesen hatte, fuhr sich der Herr Sanitätsrat mit allen zehn Fingern in die Haare.

Es war aber auch zum Verzweifeln. Da hatte er den aktenmäßigen Beweis in der Hand, daß sein schlimmster Verdacht gerade noch das Richtige getroffen hatte, und er konnte damit nichts anfangen. Denn es

war ja sonnenklar, daß Else, wenn er ihr den Brief da zeigte, daraus noch nicht im geringsten ersehen würde, aus wie selbstfüchtigen Gründen der edle Dichter sich an sie herangedrängt hatte. Böhler hörte ihre sanfte Stimme förmlich sagen: „In so unwürdigen Umständen lebt der Arme! Wie gut, daß ich in der Lage bin, ihn daraus zu befreien!“

Es war geradezu zum Rasendwerden!

Auf einmal schoß dem empörten Manne ein Gedanke durch den Kopf, bei dem er sein gesetztes Alter, Amt und Würde und Rang und Titel so ganz und gar vergaß, daß er einen regelrechten Luftsprung machte, wie ein Handwerksbursch, der einen Groschen gefunden hat.

„Warte, mein Junge,“ brummte er ingrimmig, während er sich hastig in Besuchstoilette warf; „ich habe einen Probierstein für dich, auf dem du wirst Farbe bekennen müssen, ob du echtes Gold bist oder schnödes Talmi.“

Er fuhr direkt zu Frau Neumann.

Die schöne Frau empfing ihn trotz der für einen ersten Besuch viel zu frühen Stunde sofort und nahm ihn mit bestrickender Liebenswürdigkeit auf. Der Sanitätsrat war aber heute völlig unempfänglich für ihr lockendes Lächeln und ihre verheißungsvollen Blicke.

„Ich komme als Agent zu Ihnen,“ sagte er mit brüskter Offenheit. „Ich habe etwas für Sie. Hier. Lesen Sie.“

Die Dame nahm das Blatt Papier, das der wunderliche Besuch ihr förmlich aufdrängte, mit ein wenig erstaunter Miene entgegen und überflog es. Als sie zu dem letzten Absatz gekommen war, stuzte sie und las das Ganze noch einmal. Dann sah sie den Sanitätsrat mit diplomatischem Lächeln an.

„Der Herr ist Ihnen wohl irgendwo im Wege?“ fragte sie mit süßer Stimme.

„Sehr richtig.“

„Sie sollen sehen, was ich für die Leute, denen ich gut bin, zu thun im stande bin, selbst für die undankbaren. Ich will versuchen, Sie von ihm zu befreien. Wissen Sie noch weiteres von ihm?“

„O ja,“ antwortete Böhler eifrig. „Er ist jung, bildschön und ist ein schneidiger Bursche, der schon ein halbes Duzend Duelle hinter sich hat. Wenn er einmal eine Frau nehmen sollte, über die der und jener aus irgend einem albernen Vorurteil die Nase zu rümpfen geneigt wäre, so würden diese Leute das Nasenrümpfen dennoch sein lassen aus Angst vor der Klinge und der Kugel des Gemahls.“

Die mandelförmigen Augen der Dame strahlten förmlich. „Wollen Sie mich mit diesem Märchenritter bekannt machen?“ fragte sie schmelzenden Tones. „Wann? Wo?“

Der Sanitätsrat schüttelte den Kopf. „So gründlich möchte ich meine Rolle als ehrlicher Makler doch nicht durchführen,“ antwortete er. „Ich bin auch gar nicht nötig. Der Mann ist Schriftsteller. Kaufen Sie einen seiner Schmöcker, am besten den Roman „Frau Magda“, und schreiben Sie ihm einen begeisterten Brief darüber, der in einer Einladung gipfelt. Er kommt sicherlich.“

Die elegante Frau reichte ihrem Besucher das mollige Patshändchen mit den blitzenden Brillanten. „Ich danke Ihnen vielmals, liebster, bester Sanitätsrat.“

Drei Wochen nach diesem Besuche bei seiner Badebekanntschaft erhielt Böhler eines Morgens ein duftendes Billet mit großem, einem Wappen ziemlich äh-

lichem Monogramm. Er riß es auf. Da stand auf einem elfenbeinfarbigem Kärtchen nichts weiter als die zum Berliner geflügelten Worte gewordene Schnurrbartbindendevisse: „Es ist erreicht!“

Die Schrift war von einer kapriziösen Damenhand. Unterschrift fehlte.

Der Arzt nickte sehr befriedigt mit dem Haupte, warf das Kärtchen in eine Schreibtischlade und eilte dann nach dem Wannseebahnhof, um nach Steglitz zu fahren.

Else kam ihm schon im Vorgarten der Villa entgegen. Sie hatte ein etwas ernstes Gesicht aufgesetzt, aber ihre Augen waren hell und klar, als sie Böhler statt des Grußes sagte: „Herr von der Heyden hat mir den Laufpaß gegeben. Er scheint ein anderes Engagement vorgezogen zu haben.“

„Stimmt, mein Kind. Räte, mit wem.“

„Kenn' ich sie?“

„Vom Hörensagen.“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Frau Neumann.“

„Wer ist das?“

„Die junge Witwe, die ich in Saffnitzen kennen lernte.“

„So.“

Die Ruhe des jungen Mädchens war dem Sanitätsrat unheimlich. „Du nimmst das merkwürdig kühl auf, Else.“

Das Mädchen zuckte die Achseln. „Er hat mir schon seit drei Wochen nicht mehr geschrieben, und ich habe das ebenso kühl aufgenommen.“

Böhler mußte nun gar nicht mehr, was er denken sollte. „Aber Else . . . ist das die große, ewige Liebe? Den oder keinen! — Weißt du noch?“

Das Mädchen ließ den Kopf hängen. Ihr un-

bedecktes Haar flimmerte in der Vormittagssonne wie gesponnenes Gold. „Das war der große Irrtum, Fritz.“

Sie nahm den Arm des Sanitätsrats und führte den Mann, der von einer süßen Ahnung, die in ihm aufdämmerte, ganz benommen war, um das Haus herum in den Hintergarten.

In der großen Geißblattlaube ereignete sich das holde Wunder, das Böhler seiner Zeit Frau Haushofer als in seiner Studierstube geschehen geschildert hatte. Else fiel ihrem Onkel um den Hals.

„Ich hab' dich ja so lieb, Fritz: Seit wir uns um so viel näher gekommen sind durch diese Scheinverlobung, seitdem ich dir's angemerkt habe, wie lieb du mich hast, seitdem weiß ich, daß du, du allein der Rechte für mich bist, und das andere eine große, große Dummheit war. Magst du mich, trotz dieser Dummheit, auch zum Ernst, nicht bloß zum Schein?“

„Ja, Elschen, ja!“ stammelte der glückselige Mann, während er das zarte Gesicht und den goldenen Scheitel der Geliebten mit brennenden Küssen überströmte.

Heute ist Else Haushofer längst die Gemahlin ihres Onkels und früheren Vormunds. Die Ehe ist trotz des Altersunterschieds sehr glücklich. Frau Haushofer hat in der That, gehoben durch das Glück ihres Kindes, noch einen sonnigen Frühling durchlebt.



Riesen der Vorwelt.

Ein Rückblick auf frühere
Zeitalter der Erdgeschichte.
Von Professor E. Koller.

Mit
7 Illustrationen.



(Nachdruck
verboten.)



Der Hadrosaurus,
ein Riesentier mit Entenschädel.

Aus den Vereinigten Staaten von Amerika kam erst kürzlich die überraschende Kunde von der Auffindung von Knochenresten eines noch unbekanntes Tieres, das sich nicht nur durch seine gewaltige Größe, sondern auch dadurch auszeichnet, daß sein Oberarm um mehr als

2 Zoll länger ist als sein Oberschenkel, der allein schon über 2 Meter mißt. Aus den wenigen aufgefundenen Knochen haben die Sachkundigen sich ein annäherndes

Bild von der Gestalt und dem Aussehen dieses Riesentieres machen können, welches, so weit unsere Kenntniß reicht, seinesgleichen überhaupt nicht auf der Erde gehabt hat. Man denke sich, daß drei Menschen sich gegenseitig hätten auf die Schulter steigen müssen, damit der oberste von ihnen mit dem Scheitel gerade bis an die Schulter jenes Tieres gereicht hätte, und daß man bequem mit einem Wagen unter dessen Leib hätte durchfahren können. Eine eingehende Schilderung dieses Wundertieres von dem amerikanischen Gelehrten Riggs wird erst in einiger Zeit in einem besonderen Werke erscheinen, weshalb wir jetzt nicht in der Lage sind, genauere Mitteilungen darüber zu bringen; dagegen können wir unseren Lesern eine Reihe von Stammesgenossen dieses zur Klasse der Dinosaurier gehörigen Reptils, sowie von sonstigen vorgeschichtlichen Riesengeschöpfen in Wort und Bild vorführen.

In der Geschichte der Erde lassen sich, wie in derjenigen der Menschheit, aber zeitlich sehr weit auseinanderliegend, vier große Abschnitte — Vorzeit, Altertum, Mittelalter und Neuzeit — unterscheiden, welche in wesentlichen Punkten voneinander abweichen und eine allmähliche Entwicklung der Pflanzen- und Tierwelt erkennen lassen.

Die Vorzeit weist gar keine Spuren organischen Lebens auf. Das Altertum zerfällt in fünf Hauptabschnitte, die in der Geologie als Cambrische, Silur-, Devon-, Steinkohlen- und Permformation bezeichnet werden. Eine fremdartige, wunderbar gestaltete, an Formen arme, an Individuen, namentlich Urtieren, Schwämmen, Stachelhäutern, Würmern und Weichtieren reiche Welt tritt uns in der ältesten Schicht, dem „Cambrium“, entgegen, die sich namentlich dadurch auszeichnet, daß sie noch keine Land- und Süßwasser-



Ein mit grossen Panzerplatten bedeckter und mit gewaltigen Stacheln versehener Stegosaurus (Panzerdrache) beobachtet zwei im Wasser schwimmende Schlangensaurier.

tiere und fast keine Landpflanzen enthält. In der „Silurzeit“ treten mit den Haifischen die ersten Wirbeltiere und mit Skorpionen und Käfern die ersten Landbewohner auf; unter den Meertieren sind die Korallen besonders massenhaft vertreten. Die wesentlichen Merkmale der „Devonzeit“ beruhen in dem erstmaligen allgemeinen Auftreten von Landpflanzen und in dem Reichtum an Fischen, weshalb man sie auch das Zeitalter der Fische genannt hat. Mit der „Steinkohlenzeit“ hört die bisher fast ausschließliche Herrschaft der Meeresbewohner auf. Süßwasser- und Meeresbildungen wechseln miteinander ab; eine üppige, vorwiegend aus Nadelhölzern bestehende Pflanzenwelt bedeckt die Festländer und Inseln und bietet den darauf lebenden Schnecken, Insekten, Spinnen und Skorpionen reichliche Nahrung. Mit der „Permzeit“, welche durch die große Verbreitung der Nadelhölzer und durch das erste Auftreten der Eidechsen ausgezeichnet ist, schließt die Urzeit der von Tieren bewohnten Erde ab.

Im Mittelalter, welches in die Trias-, Jura- und Kreideseformation zerfällt, beginnt eine ganz neue Stufe tierischer Entwicklung, namentlich diejenige der Kriechtiere, weshalb man es auch das Zeitalter der Kriechtiere genannt hat. Die Triasformation, bestehend aus buntem Sandstein, Muschelkalk und Keuper, weist gegenüber der Urzeit den größten Fortschritt auf in Bezug auf die Entwicklung der Wirbeltiere, von denen die Säugetiere hier zum erstenmal erscheinen. In der darauf folgenden Jurazeit treten diese in mannigfachen, oft gewaltigen Formen auf, so namentlich die *Dinosaurier* oder Schreckdrachen, auf welche eingangs als auf Riesen der Vorwelt hingewiesen worden ist. Von einer Landschaft in dieser ersten Hälfte des Mittelalters giebt der berühmte Gelehrte Unger folgende anschauliche



Kampf zwischen einem Brontosaurus (Donnerdrachen) und einem
Ceratosaurus (Horndrachen).

Schilderung: „Eine niedrige Küste erhebt sich aus dem Ozean. Im Hintergrunde tauchen ringförmige Koralleninseln aus dem Wasserpiegel hervor. Geflügelte Eidechsen durchheilen die Lüfte, langhalsige Seedrachen schwimmen im Meer, an dessen Ufer die Gebeine eines ausgeworfenen Ichthyosaurus bleichen. Festland und Inseln sind mit üppiger Vegetation bedeckt. Da steht eine Gruppe stattlicher Bäume, von unten bis oben mit breitem gefiederten Laube bedeckt, das seinen Ursprung aus kurzen knolligen Aesten zu nehmen scheint. Es sind Pterophyllen, Gewächse von halb palmen-, halb farnartiger Form. Daneben erregt ein kleiner Wald von Pandanen mit gewaltigen, hängenden Blättern und aufwärts strebenden, durch gabelige Luftwurzeln gestützten Stämmen die Aufmerksamkeit. Auf dem Boden oder in Felspalten sprossen allenthalben Farnkräuter mit großen, vielgestaltigen Wedeln hervor.“

Unter der Tierwelt dieses Zeitalters zeichnet sich neben den Dinosauriern namentlich auch der 10 bis 15 Meter lange Plesiosaurus oder Schlangensaurier aus, von welchem sich vollständige Skelette in wundervoller Erhaltung vorgefunden haben. Es ist dies ein höchst seltsames Tier mit kurzem gedrungenen Kumpfe, dessen Brustknochen eine Art Panzer bilden, und einem auffallend langen schlangenförmigen Halse, der je nach den Arten aus 24 bis 41 Wirbeln besteht. Wenn man bedenkt, daß die Giraffe nur 7 Halswirbel besitzt, so tritt die Bedeutung der angegebenen Zahlen erst ins rechte Licht. Der gegen vorn immer schlanker werdende Hals trägt ein Köpfchen, das in keinem Verhältnis zu den anderen Körperteilen steht. Die vier Füße sind fünffingerig und wie der ganze Körper von einer harten Haut umschlossen. Durch diese starken

Flossenfüße begünstigt, schwammen diese Meerbewohner wohl mit großer Behendigkeit durch das Wasser, aus welchem sie ihren starken, beweglichen Schwanenhals emporstreckten, der sie in Verbindung mit ihrem kräftigen Gebiß zu einem gefährlichen Gegner machen mußte. Diese eigentümlichen Tiere vereinigten die Merkmale verschiedener Wasserbewohner in sich: den langen Hals der Wasservögel, die Flossen der Meerfäugetiere und den Brustkorb der Schildkröten.

Die Dinosaurier (Lindwürmer oder Schreckdrachen) waren Land- und Sumpfreptilien mit langem Halse und langen Hintergliedmaßen, die vielfach eine aufrechte Körperhaltung ermöglichten, wobei der mächtig entwickelte Schwanz, wie bei dem Känguruh, als Stütze diente; es waren Fleisch- und Pflanzenfresser, manchmal von einer so ungeheuren Größe, wie sie von keinem anderen Landwirbeltiere je erreicht wurde. Die ersten Knochenreste von Dinosauriern wurden 1832 in einem Steinbruch in England gefunden; seither wurden sowohl in Europa als auch in Amerika zahlreiche Dinosaurierreste entdeckt, die sich auf nahezu zwanzig Gattungen verteilen.

Ein beinahe vollständiges, im Jahre 1845 bei Degerloch ausgegrabenes Skelett eines gewaltigen, 30 bis 40 Fuß langen Dinosauriers, des *Ianclodon* (Winzermesserzahn) oder schwäbischen Lindwurms, befindet sich im königlichen Naturalienkabinett zu Stuttgart, dessen Glanzpunkt die einzig in ihrer Art dastehenden, den Labyrinthodonten und den Triassauriern angehörenden Funde aus der schwäbischen Trias bilden. In Nordamerika entdeckte man vor etwa 60 Jahren die auch anderwärts im Sandstein vorkommenden Fußspuren solcher Saurier, hielt dieselben jedoch wegen der krallenartigen Eindrücke anfänglich für Vogelspuren.



Das Riesenthalier, das man in Patagonien noch lebend aufzufinden hofft.

Seither sind so viele Spuren und Ueberreste dieser Riesentiere in den Schichten der Jurazeit gefunden worden, daß man letztere mit Recht das „Zeitalter der Dinosaurier“ genannt hat. Von den zahlreichen Gattungen dieser Schreckdrachen sind die nachstehend angeführten die bedeutendsten:

Der *Brontosaurus* (Donnerdrache) mit langem Halse und winzigem Kopfe, kräftigen Gliedmaßen und langem Schwanze, ohne Verteidigungs- und Angriffswaffen, lebte vermutlich im Wasser und nährte sich von Wasserpflanzen. Er erreichte eine Länge von 18 Meter und ein Gewicht von 400 Zentnern.

Der ebenfalls im nordamerikanischen Jura vorkommende *Ceratopsaurus* (Horndrache) war mit einem Hautpanzer versehen, mit mächtigen Krallen und Fangzähnen ausgerüstet und trug ein Horn auf dem Nasenbeine.

Der im Felsengebirge Nordamerikas aufgefundenene *Atlantosaurus* gehörte zu den gewaltigsten Dinosauriern und erreichte die riesige Länge von 40 Meter.

Der *Megalosaurus* war ein 6 bis 9 Meter langes, fleischfressendes Raubtier mit kräftigen Gliedmaßen und großen, säbelförmig gekrümmten, platten Zähnen. Seine gewaltigen Knochen enthalten auffallend weite Markröhren.

Der *Stegosaurus* (Panzerdrache) war mit großen Panzerplatten bedeckt und ging aufrecht auf den mächtigen Hinterfüßen, gestützt auf den mit gewaltigen Stacheln versehenen Schwanz.

Der *Iguanodon*, so genannt wegen der Ähnlichkeit seiner Zähne mit denen der jetzigen Eidechsen-gattung *Iguana*, war lange nur in unvollständigen, aus den Kreideschichten Deutschlands und Englands stammenden Resten bekannt; neuerdings wurden bei



Der Triceratops, ein gewaltiges, mit drei Hörnern und einem Halskragen
ausgestattetes Ungetüm.

Bernissart in Belgien in einer in das Kohlengebirge eingesunkenen Kreidescholle mehrere vollständige Skelette entdeckt, die nun im Museum zu Brüssel Aufstellung gefunden haben. Fast 10 Meter Länge und bei aufrechtem Gang 4,5 Meter Höhe erreichend, waren diese mächtigen Tiere besonders durch die gewaltige Stärke der hinteren Gliedmaßen und des langen Schwanzes, sowie durch vogelähnliche Beckenbildung ausgezeichnet. Sehr charakteristisch sind auch die spatelförmigen, zweischneidigen Zähne mit gezackten Rändern und schiefer Kaufläche.

Einer der sonderbarsten Dinosaurier ist der erst vor kurzem in Nordamerika entdeckte *Triceratops*, dessen Scheitel ein Paar gewaltiger Hornzapfen trägt, zwischen denen sich bei einer Gattung noch ein drittes, beinahe 1 Meter langes Horn erhebt. Der Schädel allein ist gegen 2 Meter lang und 1,2 Meter breit und ist von einem eigentümlichen fächerartigen, am Rande mit Stacheln versehenen Halskragen umgeben.

Zu den jüngsten Dinosauriern gehört der *Hadrosaurus*, dessen Schädel dem einer riesigen Ente ähnelt, und dessen Schnauze vorn verbreitert ist wie die des Löffelreihers. Seine kleinen Zähne, über 2000 an Zahl, stehen dichtgedrängt in mehreren Reihen und bilden eine zusammenhängende, pflasterförmige Kaufläche. Er ging aufrecht wie die übrigen derselben Ordnung angehörigen Tiere und benutzte nur selten die kurzen Vorderfüße als Stütze.

In der Jura- und Kreidezeit lebte auch eine ganz eigentümliche, vogelähnliche Reptilgattung, die *Flugsaurier*, deren vordere Gliedmaßen unter gewaltiger Entwicklung des fünften Fingers zu Flugorganen umgebildet waren. Sie besaßen wie die Vögel pneumatische Knochen, die mit dem Atemorgan durch eigene Kanälchen verbunden waren, einen gewölbten Hinterkopf und



Fledermausähnliche Pterodaktylen (Flugdrachen).

einen langen Hals, während ihre sonstige Organisation durchaus reptilartig war. Die Finger waren sehr kurz und trugen starke Krallen; nur der äußerste Finger war krallenlos und trug an seinen außerordentlich verlängerten Gliedern eine Flughaut, die wie bei den Fledermäusen bis zu den Hinterfüßen gespannt war. Der bekannteste Vertreter dieser Gattung ist der im lithographischen Schiefer von Bayern häufig vorkommende *Pterodaktylus* (Flügelfinger), der etwa Rabengröße erreicht, während sich in der nordamerikanischen Kreide Exemplare bis zu 7 Meter Spannweite vorgefunden haben.

Mit der Kreidezeit, in welcher die genannten Saurier erlöschen, schließt das Mittelalter der Erde ab, und es beginnt die Neuzeit, welche in die Tertiär-, Diluvial- und Alluvialzeit zerfällt, und in welcher fast alle Tiere, die für das Mittelalter bezeichnend waren, verschwunden sind, um anderen, vorher nicht oder nur selten vorkommenden Geschöpfen Platz zu machen. Unter diesen zeichnen sich namentlich die Säugetiere aus, die bis dahin nur eine geringe Entwicklung erlangt hatten, von nun an aber in immer größerer Mannigfaltigkeit auftreten, während gleichzeitig auch die übrigen Tiere und namentlich die Vögel eine weitere Entwicklung durchmachen. Auch unter diesen Tieren einer jüngeren geologischen Epoche finden sich Riesen der Vorwelt, wie das *Mastodon* und das *Dinotherium*, die Vorläufer des Elefanten.

Das *Mastodon* (Zizenzahn) besaß fast alle äußeren Eigenschaften des Elefanten, seine Größe, seine plumpen fünfzehigen Füße, seinen Rüssel, seinen Knochenbau, seine Lebensweise; nur die Backenzähne waren schmaler und kleiner und durch breite, mit zizenzahnförmigen Erhöhungen versehene Querhügel ausgezeichnet, von

welchen es seinen Namen erhalten hat. Seine Heimat mag Asien gewesen sein, doch findet man auch in Europa und Amerika zahlreiche Mastodonreste, bisweilen auch ganze Skelette. Von

der vor einigen Jahren erfolgten Auffindung eines Unterkiefers gibt Herr Konservator W. v. Reichenau in Mainz folgende anziehende Schilderung in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“, Jahrgang 17,

Heft 20: „Im vorigen Jahre besand ich mich mit einem jungen Freunde auf dem Hügel über dem kleinen Dorfe Bermersheim unsern Alzey, um Rundschau über für Nachgrabungen geeignete Dertlichkeiten zu halten. Da schien es mir, als wenn die durch Sandausbeutung entstandene Mulde, wo wir gerade standen, der rechte Platz sei. Ich äußerte die Meinung, daß nach dem Befunde in einigen Sandlöchern wohl hier eine tiefere Stelle im Strombett gewesen

sei und daher die Möglichkeit vorliege, bessere Skelettreste anzutreffen. „Nun, was glauben Sie, was wohl da unten liegt?“ fragte mein Begleiter, und ich antwortete frischweg, wie mir's durch den Kopf ging: „Ich denke, so ein ganzer Mastodonunterkiefer.“ Zwar glaubte ich



Unterkiefer eines Mastodons.

selbst wohl am wenigsten an die preisgegebene Prophezeiung, indessen teilte ich dem hinzugetretenen Besitzer des Ackers, der zugleich Wingertsmann und Sandgräber ist, mit, ich vermutete in dieser Strichrichtung große Knochen und Schädelteile, was diesem auch einzu-leuchten schien, denn er stellte in Aussicht, im Winter daselbst nachgraben zu wollen. So geschah es am 3. Dezember vorigen Jahres — und mit Erfolg! Der Sandgräber löste für den riesenhaften vorweltlichen Mastodonrest mehr Geld, als ihn der ganze Acker gekostet hatte. Der Unterkiefer war mit einer an manchen Stellen kopfdicken Kruste von Quarzsand, der mittels Brauneisen verkittet ist, überzogen und zeigte außerdem zahlreiche Quersprünge. Letztere ließen das Hebungswerk in der sehr engen Grube recht mißlich erscheinen. Doch frisch ging's ans Werk. Gipsbandagen und in Gips eingegossene starke Eisenstangen mußten den morschen Kiefer umhüllen. Als endlich, am zweiten Tage — die Landleute hielten Nachtwache bei dem kostbaren Funde — die schützende Umhüllung fest geworden, wurde eine Stallthür herbeigeschafft, der Kiefer daraufgeschoben und dann von acht Männern aus der Grube nach dem Orte getragen. Anderen Tages geschah der Transport vermöge eines auf Federn stehenden leichten Wägelchens direkt nach dem Museum. Der Präparation bot der Kiefer viele, aber endlich doch überwundene Schwierigkeiten; jetzt befindet sich das 2 Meter lange Prachtstück, das einzige seiner Art in Deutschland, im geologischen Saale des Mainzer Museums, wo es die gerechte Bewunderung der Fachgelehrten erregt.“

Zu den Riesen der Vorwelt gehört auch das nur in Amerika aufgefundene *Megatherium* oder Riesenfaultier, ein plummes, unbeholfenes Geschöpf, das eine Länge von 7 Meter erreichte. Seine

Hinterfüße sind kurz und ungeheuer stark, die Zehen mit gewaltigen Krallen versehen, Becken und Schwanz ungeheuer entwickelt, letzterer geradezu als Stütze des Körpers verwendbar. Nach der Ansicht der Gelehrten war das Megatherium nicht, wie die jetzt lebenden Faultiere, ein kletterndes Geschöpf, sondern es bewegte sich nur äußerst langsam auf dem Boden und suchte sich seine Nahrung, indem es bei aufgerichtetem Vorderkörper Bäume mit seinen Vorderfüßen umkrallte und so lange rüttelte, bis sie entwurzelt oder geknickt ihre Blätter als Beute darboten.

Ein dem Megatherium nahe verwandtes Riesentier war das *Mylodon*, das sowohl in Süd-, wie in Nordamerika in jüngeren Ablagerungen gefunden worden ist. In neuerer Zeit wurden in einer großen Höhle in Patagonien *Mylodon*-reste zusammen mit einem menschlichen Skelette entdeckt, was die Vermutung nahe legte, daß dieses Riesentier gleichzeitig mit dem Menschen auf der Erde gelebt habe. Da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sogar jetzt noch das *Mylodon* in den Urwäldern Südamerikas haust, so wurde vor einigen Monaten eine große Expedition ausgerüstet, die unter der Führung des Herrn Hesketh Prichard und mit Beteiligung zahlreicher Gelehrter eben im Begriffe ist, die noch unerschlossenen Gebiete Patagoniens zu erforschen. Möge ihre mühevollen Unternehmung durch eine reiche wissenschaftliche Ausbeute belohnt und ihr Hauptzweck, die Auffindung eines noch lebenden Riesenfaultiers, im Interesse naturgeschichtlicher Forschung erreicht werden!





Vor dem Sultan.

Aus den Erinnerungen eines Schauspielers.

Von Alwin Römer.



(Nachdruck verboten.)

Holla, Hufenhäuser, woher so spät?" rief vorwurfsvoll Rittmeister a. D. Mertens, der an der Spitze der Tafelrunde saß, die sich allabendlich im „Kaiserhof“ versammelte. „Wen habt Ihr da in unseren Hafen hereinbugsiert, Kapitän? Ist wohl kein Seemann, was?“

„Na, soll ich dich als Seebären vorstellen, Friedrich Wilhelm?“ fragte schmunzelnd der Kapitän seinen Begleiter. „Spielen könntest du die Rolle schon.“

„Wenn's sein müßte, lieber Onkel, natürlich. Aber ich glaube, du schenkst den Herren reinen Wein ein und verrätst ihnen, daß ich nichts weiter als ein simpler Komödiant bin, der hier unter deinem Schutze ganz bescheiden seinen Schoppen leeren will und sich freuen wird, wenn die Herren ihn nicht über Bord werfen,“ antwortete der Fremde lächelnd.

„Also, ihr Herren, dieses Gewächs ist mein Nefse, Friedrich Wilhelm, Mitglied des Hoftheaters in K., der soeben von einer Kunstreise durch das südöstliche Europa zurückgekehrt ist. — So, Junge, hier ist auch ein Stuhl für dich, und nun rück 'ran.“

Einer der Herren hatte die Tageszeitung aufge-

kommen und hineingeschaut. Jetzt unterbrach er das beginnende Gespräch, indem er mit lauter Stimme sagte: „Hört einmal, was unser Leiborgan Interessantes zu melden weiß.“ Und dann las er: „Konstantinopel, 22. Juni 1901. Während der Sultan schlief, entstand im Harem in einem anstoßenden unbewohnten Zimmer ein Feuer. Die Feuerwehr löschte den Brand innerhalb einer halben Stunde. Die Ursache des Feuers ist unbekannt, trotz der Untersuchung, die die Umgebung abhielt. Der Sultan befindet sich in großer Angst. Gestern sprach er gegenüber den Botschaftern von Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Rußland, die er zur Audienz empfangen hatte, von der großen Gefahr, in der er geschwebt habe. An die Hofbeamten und Feuerwehrleute hat er aus Anlaß des schnell gelöschten Brandes und in Anerkennung der von ihm abgewendeten Gefahr nicht weniger als sechshundert Rettungsmedaillen verteilt.“

„Alle Hagel!“ lachte der Kapitän, „das nenne ich Freigebigkeit. Gleich sechshundert Medaillen auf einmal. Und dabei hat es sich offenbar um eine Geschichte gehandelt, die nicht der Rede wert war.“

„Ja, man ist da unten in Konstantinopel höllisch nervös,“ bemerkte der Rittmeister. „Man schwebt in der Umgebung des Sultans in beständiger Furcht vor Attentaten und allen möglichen, das Leben Seiner Majestät des Kalifen bedrohenden Gefahren.“

„Davon weiß ich ein Lied zu singen,“ bestätigte der Schauspieler. „Es hing an einem Haar, und ich säße heute nicht in Ihrem angenehmen Kreise, meine Herren, denn die Palastwächter des Sultans waren schon im Begriff, mich zur Zielscheibe ihrer Revolver zu machen.“

„Nanu,“ sagte der Kapitän, „Junge, du hast doch nicht etwa versucht, in den Harem einzubrechen?“

„Keineswegs. Ich war einfach das Opfer eines Mißverständnisses und der vom Herrn Rittmeister erwähnten Attentatsfurcht am Hofe des Sultans.“

„Erzählen! Erzählen!“ rief es von allen Seiten.

„Wenn Sie meine Geschichte hören wollen —“

„Los, los!“ rief man ringsum.

„Nun also, meine Herren,“ begann der Schauspieler. „Unsere Gesellschaft war auf ihrer Kunstreise glücklich bis Konstantinopel gekommen, und wir hatten an zwei Abenden vor vollen Häusern gespielt, ein Erfolg, der in der Hauptsache allerdings unserem Stern, dem berühmten M. vom königlichen Hoftheater in Berlin, galt. Da traf der sehnlichst erhoffte, durch Freunde bei der Botschaft hervorgerufene Auftrag bei unserem Direktor ein, mit der Truppe am nächsten Tage im Yildiz-Kiosk vor dem Sultan zu spielen. Dieser Befehl öffnete uns die Pforten zu dem geheimnisvollen Zauberreich, in dem der Beherrscher aller Gläubigen, den wir am Vormittag bei seinem Ritt zur Moschee schon gesehen hatten, seine märchenschwülen Tage und Nächte dahinlebt.“

Als Stück, in dem wir uns vor dem Sultan und seinen Vertrauten zeigen sollten, war Alexander Dumas' „Kean“ bestimmt. Wenn Sie es nicht kennen sollten, will ich Ihnen sagen, daß es eigentlich kein Stück, sondern nur eine Paraderolle für den Helden ist, den natürlich unser M. spielte. Er zeigt sich darin als der seiner Zeit berühmte englische Schauspieler Kean, der Fürst der Bretter, der verzogene Liebling der englischen Ladies, denen er Rendezvous giebt, sogar in seiner Theatergarderobe. Er zecht wie ein Landsknecht, er spielt wie ein Gott, er hilft der Armut, beschützt die Unschuld und rettet die Bedrängten. Er boxt wie ein Preiskämpfer, er redet wie ein Apostel und ist eifersüchtig wie ein Othello. Und in dieser

wahnsinnigen Eifersucht läßt er sich hinreißen, während der Darstellung von Shakespeares „Romeo und Julia“ seinen besten und mächtigsten Gönner und Freund, den Prinzen von Wales, und einen zweifelhafteren Edelmann, den Lord Mewill, von der Bühne herab zu beschimpfen. Sie merken, meine Herren, es giebt da eine Art Stück im Stücke, ein Kniff des Dichters, der stets die größte Sensation im Publikum erregt, indem Schauspieler im Zuschauerraum Platz nehmen müssen, welche Kean nun von der Bühne herab anspricht. Um den unheilvollen Skandal womöglich noch zu vertuschen, kriecht der alte Salomon, ein treuer Anhänger des schlimmen Taugenichts Kean, nach dessen exaltiertem Ausbruch und Abgang ganz verstört aus seinem Souffleurkasten und hält stammelnd und zitternd eine Ansprache an das Publikum, in der er mitteilt, daß die Vorstellung abgebrochen werden müsse, weil der große Kean plötzlich den Verstand verloren habe. Darauf fällt der Vorhang. Im Schlußakt löst sich alles zu einem guten Ausgange. Kean entsagt seiner sträflichen Neigung zu jener aristokratischen Schönheit, um die der Skandal entstanden ist, versöhnt sich mit dem Prinzen und geht auf ein Jahr nach Amerika, und zwar mit einer neuen, reineren Liebe im Herzen.

Das ist in kurzen Umrissen der Gang der Handlung, soweit er für mein Erlebnis von Bedeutung ist. Mir war nämlich die Rolle des alten Salomon zugeteilt; ich hatte also in dem ereignisreichen vierten Akt aus dem Souffleurkasten zu turnen und die Schlußworte zu schluchzen. Nun sind ja Souffleurkästen, wie Sie sich denken können, keine Reitbahnen, und Schillers berühmtes Wort von der „kleinsten Hütte“ wird an einem richtigen Souffleurkasten trostlos zu Schanden; der Schlankeste bin ich auch nicht mehr; es hat daher

schon seine Bedenken, glatt und vor allem schnell genug herauszukommen. Aber ein guter Turner wie ich, der einst mit den Matrosen im Tafelwerk um die Wette geklettert ist, fürchtet sich vor einer solchen Leistung nicht.

Indessen wurde mir die Sache hier unerwartet schwerer gemacht. Ein Mitglied der deutschen Botschaft war nämlich so liebenswürdig, uns vor unserem Einzug in den Yildiz-Kiosk noch etliche notwendige Verhaltensmaßregeln zu geben. Darunter war auch die Mahnung, uns der türkischen Sitte entsprechend stets mit dem Gesicht nach der Zuschauerseite zu halten, weil es im höchsten Grade unschicklich und fast ein Verbrechen sei, dem Beherrscher aller Gläubigen seinen Rücken zu zeigen. Außerdem wurden wir dringend gebeten, uns nicht aus den uns angewiesenen Räumen zu entfernen, und überhaupt alles zu vermeiden, was den überall postierten Wachen irgendwie verdächtig oder überraschend vorkommen könne. Wir versprachen hoch und heilig, uns wie die Mäuschen im Loche, wenn die Katze kommt, still und artig zu verhalten; denn wenn wir auch nicht gleich fürchteten, in einen Sack gesteckt und mit Steinen beschwert in den Bosphorus versenkt zu werden, so wußten wir doch alle, daß man durch eine kleine Thorheit auf diesem heißen Boden in recht unbehagliche Lagen geraten konnte.

Die Sache ging also los. Zur bestimmten Stunde wurden wir in eleganten Equipagen abgeholt, und mit einem angenehmen Gruseln verfügten wir uns in die bestimmten Räume. Ein Palastbeamter empfing uns mit tadelloser Höflichkeit, ließ uns einen Imbiß auftragen und geleitete uns dann in das Reich hinter der Rampe.

Als bald verständigte uns ein Zeichen, daß der Sultan in seiner Loge erschienen sei. Das Spiel begann. Ich fieberte vor Erwartung, da ich erst im

zweiten Akt auf der Bühne zu thun hatte, und die berühmten Löcher im Vorhang auf dem kaiserlich türkischen Privattheater nicht Mode zu sein scheinen. Endlich kam meine erste Scene. Auf der Bühne der schlummernde Kean und seine Kumpane, rings die Spuren eines tollen Gelages. Leise trete ich auf und wage, sobald eine günstige Pause es mir gestattet, schüchtern meine Augen in das prachtschimmernde Haus zu schicken. Schwül mutete es mich an in seinem gehäuften Glanze, und wie ein Alp legte es sich mir auf die Brust, als ich die leeren Sitze alle überblickte. Mein Blick glitt nach oben und traf just in ein mageres, bleiches Gesicht, aus dem zwei dunkle Augen von ganz überraschender Größe und unergründlichem Ausdruck gerade auf mich herabsahen. Es war Abdul Hamid, der Großsultan. Unwillkürlich senkte ich den Blick, dann aber, als es mir schicklich schien, hielt ich weiter Umschau. Auch in den Logen oben waren nicht allzu viel Zuschauer: ein paar Großwürdenträger, ein paar der Lieblings söhne des Herrschers, etliche Mitglieder der Botschaften, das war alles. — Doch halt, was bligte soeben hinter jenen streng vergitterten Logen auf? Feurige Augen oder funkelnde Geschmeide? Ich ahnte, das waren die Plätze für die Erwählten aus dem Harem. Schöne Georgierinnen und andere Töchter des Kaukasus, vielleicht auch manche verirrte Blume des Abendlandes drückte ihr neugieriges Gesicht dort gegen das Gitter. Das Blut hämmerte mir vor Erregung in den Schläfen, und beinahe hätte ich mein Stichwort überhört. Aber zur rechten Zeit noch setzte ich ein und führte meine Scene tapfer zu Ende.

Als ich hinter die Kulissen trat, drückten mir die Kollegen stumm, aber kräftig die Hand, und die prächtige Gattin unseres M., der noch auf der Scene war,

flüsterte mir ein anerkennendes: „I congratulate you! I am extremely happy!“ zu. Sie ist nämlich eine Engländerin, eine feinsinnige und kluge Lebensgefährtin, die ihrem von allen weiblichen Jahrgängen rasend vergötterten Gatten trotz alledem unentbehrlich geworden ist. Obwohl sie gar nicht Schauspielerin ist, war ihr ausnahmsweise die Erlaubnis gewährt worden, mit in den Palast und das Theater einzutreten. Wie notwendig sie für mich war, werden Sie gleich hören. Ohne sie säße ich wahrscheinlich nicht hier unter Ihnen, meine Herren.

Das Stück ging also weiter. Alles klappte, und der Sultan war offenbar sehr befriedigt. Wieviel er von unserer Sprache verstand, weiß ich freilich nicht. Aber zweifellos war er über den Gang der Handlung vorher unterrichtet worden. Sein Interesse erlahmte keinen Augenblick. Wie das mit seinen Gästen stand, mochten die Götter wissen. Ich glaube, manch einer hat sich ganz herzlich gelangweilt bei unserer Vorstellung. Vor allem die überall postierten Palastwachen, Offiziere einer Art Leibgarde, machten mir einen bedauernswerten Eindruck. Wie festgenagelt standen sie an den ihnen zugewiesenen Plätzen in den Seitengängen und hinter den Kulissen und mochten uns schwächende und gestikulierende Giauren im stillen wohl zum Henker wünschen. Aber das konnten sie schließlich halten, wie sie wollten.

Der vierte Akt begann jetzt. Vorher hatten die Mitglieder unserer Gesellschaft, die den Prinzen von Wales und den Lord Newill spielten, sich unbemerkt vom Publikum in die für sie reservierte Loge begeben, denn auf ihrer Mitwirkung als vermeintlicher Theaterbesucher beruhte ja der Knalleffekt am Schlusse des Aktes. Die große Scene kam. Kean schmetterte seine Tollheiten ins Haus. „O königlicher Prinz, es ist wahrlich dein Glück, daß deine Person unverletzlich und heilig ist, sonst be-

kämst du es mit Falstaff zu thun!“ schreit er, worauf der Lord Mewill aus seiner Loge heraus „Nieder mit Kean!“ zu rufen hat. Es war spaßig zu sehen, wie dieser Ruf, der aus einer Parterreloge erschallte, auch auf die argwöhnischen Wachen seine Wirkung that. Ihre Mienen wurden gespannter, die Augen größer; ein leises Zucken ging durch ihre Gestalten, und hie und da legte sich unwillkürlich eine Hand an den Säbelgriff. Aber als alles glatt weiterging, und Kean fortfuhr: „Falstaff — und doch bin ich so wenig Falstaff als Romeo — ich bin ein Polichinell, ein Falstaff der Straßen. — Gebt dem Polichinell eine Britsche — eine Britsche für Lord Mewill, den elenden Mädchenräuber,“ beruhigten sie sich wieder und sanken in ihre vorige stumpfe Wachsamkeit zurück. Kean wurde abgeführt, und nun mußte ich aus dem Souffleurkasten.

Mein Bestreben war, so höflich wie möglich zu sein. Da man mit den Wölfen heulen muß, wenn man einmal unter ihnen steckt, so sollte natürlich der Sultan auch meinen Rücken nicht zu sehen bekommen. So gut es ging, kroch ich also aus der Mausfalle heraus, das Gesicht nach oben, meinen Rücken ganz verschämt nach dem Hintergrunde richtend. Es war ein Stück Arbeit! Aber was thut man nicht, um auch bei den Muselmännern als ein Mann von Schliß und Takt zu erscheinen!

Wie ich mich über den Kasten emporzog, bemerkte ich mit Erstaunen und einer ganz leisen, sehr respektvollen Schadenfreude, daß man über meine unerwartete Erscheinung in allen Logen, wo Türken saßen, erschrocken war; auch der Sultan machte eine unwillkürliche Gebärde der Bestürzung, und seine großen Augen flammten einen Moment lang auf in unheimlichem Feuer. Selbstverständlich beeilte ich mich, über den seltsamen Moment wegzukommen; aber noch ehe ich meine

Kletterpartie ganz erledigt hatte, vernahm ich, wie hinter mir eine hastige Bewegung entstand. Was ging da vor? Ich wagte es, einen schnellen Blick zur Seite zu werfen — in die nächste Seitenkulisse hinein — und das Blut erstarrte mir in den Adern: ich sah die Mündung eines Revolvers genau auf meine Brust gerichtet und darüber die gespannt auf ihr Ziel starrenden Augen eines Palastoffiziers. Im gleichen Augenblicke hörte ich, wie auf der anderen Seite eine Frauenstimme angstvoll, aber doch voll Energie und Geistesgegenwart jemand auf englisch zurief: „Nicht schießen! Das gehört ja zum Stück!“

Gleich danach hatte ich meinen Aufstieg beendet und stand nun mit wirklich schlotternden Knien auf den Brettern, um meine paar Worte an das Publikum zu stammeln: „Meine Herrschaften, das Stück kann nicht zu Ende gespielt werden — der Stern Englands ist erblichen — der gefeierte, der berühmte, der unsterbliche Kean ist — wahnsinnig geworden!“

Ich glaube, echter wie diesmal habe ich sie nie gestammelt. Als ich hinter die Scene kam, klappte ich zusammen wie ein Taschenmesser, und die Hand, die nach dem Tuch suchte, um mir den strömenden Schweiß von der Stirn zu wischen, zitterte. Man beglückwünschte mich allseitig, aber nicht wegen meines Spieles, sondern daß ich glücklich davongekommen war, denn ohne das entschlossene Handeln der Gattin unseres Kean wäre ich wahrscheinlich eine Leiche gewesen, und das Stück hätte wirklich nicht zu Ende gespielt werden können, ohne daß ich es erst mit Worten angekündigt hätte. Die Wachen hatten mein plötzliches Auftauchen aus dem Souffleerkasten für ein Attentat auf den Sultan gehalten und hätten mich niedergeschossen, wenn sie nicht durch den aufklärenden Zuruf eines Besseren belehrt worden wären.

Wie mir meine Kollegen, denen der Schreck Glieder

und Zunge gelähmt hatte, nachher erzählten, hatten nicht weniger als fünf dieser voreiligen Wächter die Absicht gehabt, mich als Zielscheibe zu benutzen, und es hing da also wirklich nur an einem Haar, daß mir der Veruf des Scheines den wirklichen Tod beschert hätte.

Den fünften Akt haspelten wir in begreiflicher Aufregung schneller noch als die vier vorhergehenden herunter. Wer konnte wissen, was diese braven Leibwächter noch alles für verdächtig halten mochten? Ein Adjutant des Sultans brachte uns am Schlusse neben den Ausdrücken der allerhöchsten Zufriedenheit eine Reihe von Auszeichnungen, worunter auch für mich die türkische Medaille für Kunst und Wissenschaft abfiel.“

„Und ein weiteres Schmerzensgeld hast du nicht bekommen?“ erkundigte sich gespannt der Kapitän.

„Beinahe! Der Sultan ließ uns noblerweise auch noch ein paar tausend Franken auszahlen; aber das einnehmende Wesen unseres lieben Direktors und die weise Mäßigung, die er bei anderen stets sorgsam überwachte, ließen es für gut befinden, uns vor einem Anteil zu bewahren. Die Medaillen genügten seiner Meinung nach vollkommen für uns.“

„Ihre Geschichte war nicht übel, mein Herr,“ bemerkte der Präses. „In der That, auch hinter dem täuschenden Glitterkram der närrischen Theaterwelt lauert mitunter der Tod. Aber die Hauptsache ist doch, daß Sie so glimpflich davongekommen sind und heute hier zwischen uns sitzen können. Ich trinke auf Ihr Wohl in der Hoffnung, daß alle Bühnenfährlichkeiten, die Ihrer etwa noch warten, harmlos an Ihnen vorübergehen mögen.“

Und die ganze Tafelrunde erhob sich und stimmte mit ein.





Auf dem Schlachtfelde der Arbeit.

Soziale Streifzüge. Von H. Wolfram.



Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir von Berufsgefahren sprechen, denken wir dabei zumeist nur an jene Arten menschlicher Erwerbsthätigkeit, die gleichsam einen beständigen Kampf gegen die feindlichen Elemente bedeuten, an die Thätigkeit des Feuerwehrmannes, des Schiffers, des Bergmannes und aller jener anderen Arbeiter, die sich in dem Ringen um das tägliche Brot beständig der Möglichkeit vernichtender Katastrophen ausgesetzt sehen. Selten nur kommt es uns zum Bewußtsein, daß beinahe jede Industrie ihre eigenen Gefahren hat, und daß die Leben und Gesundheit bedrohenden Schädlichkeiten auf dem Schlachtfelde friedlichster Arbeit jahraus, jahrein eine sehr viel größere Zahl von Opfern fordern, als sie bei Feuersbrünsten, Schiffbrüchen, Explosionen schlagender Wetter und ähnlichen außerordentlichen Zufällen zu Grunde gehen. Wäre es möglich, eine ganz zuverlässige Statistik nach dieser Richtung hin aufzustellen, so würde man bestürzt sein über die Größe der Zahlen, welche diese Verlustliste des Daseinskampfes aufweist.

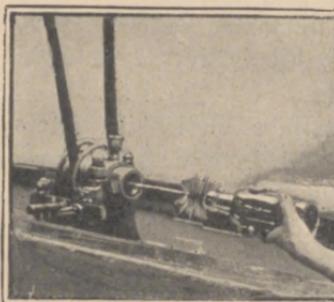
Zugleich aber würde man die erfreuliche Gewißheit einer ständig fortschreitenden Besserung der einschlägigen Verhältnisse gewinnen. In fast allen Kulturstaaten hat sich während der letzten Jahre oder Jahrzehnte die Gesetzgebung auf ihre Verpflichtung besonnen, klare und sorgfältig erwogene Bestimmungen zum Schutze der arbeitenden Bevölkerung zu erlassen und Fürsorge zu treffen, daß den gesundheitschädlichen Einwirkungen, die mit einer sehr großen Zahl von Industrien nun einmal untrennbar verbunden sind, durch geeignete Vorkehrungen wenigstens so viel von ihrer Gefährlichkeit genommen werde, als ihnen nach dem heutigen Stand der Technik oder der hygieinischen Wissenschaft überhaupt genommen werden kann.

Das hier in Frage kommende Gebiet ist ein so ungeheures, die Reihe der besonderen Berufsgefahren und Berufskrankheiten demgemäß eine so große, daß von einer erschöpfenden Darstellung im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht wohl die Rede sein kann. Wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, einige aus der einen oder anderen Ursache besonders interessante Erscheinungen herauszugreifen und sie durch Illustrationen, die sämtlich nach dem Leben aufgenommen worden sind, unseren Lesern anschaulich zu machen.

Eine Schutzvorkehrung in einfachster Form sehen wir auf unserem ersten Bilde, das eine Arbeiterkolonne bei der Gewinnung des *Besteins* darstellt, eines glasigen oder halbglasigen Minerals, wie man es in der Gegend von Meißen, im Porphyrgebiet von Bozen, sowie in Ungarn, Island und Armenien findet. Die außerordentliche Sprödigkeit und Brüchigkeit dieses für die Industrie sehr wichtigen Gesteins bringt namentlich die Augen der Arbeiter durch abspringende Splitter

in Gefahr, und es wird ihnen deshalb zur Pflicht gemacht, diese edelsten und empfindlichsten Organe durch dichte Florschleier zu schützen.

Um vieles sorgfältiger schon müssen die Vorkehrungen sein, die man in Mineralwasserfabriken zur Abwehr ähnlicher Gefahren zu treffen hat. Der starke Kohlen säuregehalt der hier erzeugten Flüssigkeiten bringt nämlich eine verhältnismäßig sehr große Anzahl der ver-



Arbeiterin beim Reinigen der Flaschen in einer Mineralwasserfabrik.

wendeten Flaschen zum Zerspringen. Ein winziger, mit bloßem Auge nicht wahrnehmbarer Riß oder eine schwache Stelle

des Glases führt unfehlbar einen Bruch herbei, der bei dem starken Ausdehnungsbestreben des Gases immer mit bedeutender Heftigkeit erfolgt. Jeder Besucher eines dergleichen größeren Etablissements wird erstaunt sein über die Häufigkeit der durch das Springen von Flaschen herbeigeführten Detonationen, die zuweilen fast den Eindruck eines lebhaften Gewehrfeuers machen. Und die Zahl der Verletzungen durch umherfliegende Glasplitter würde



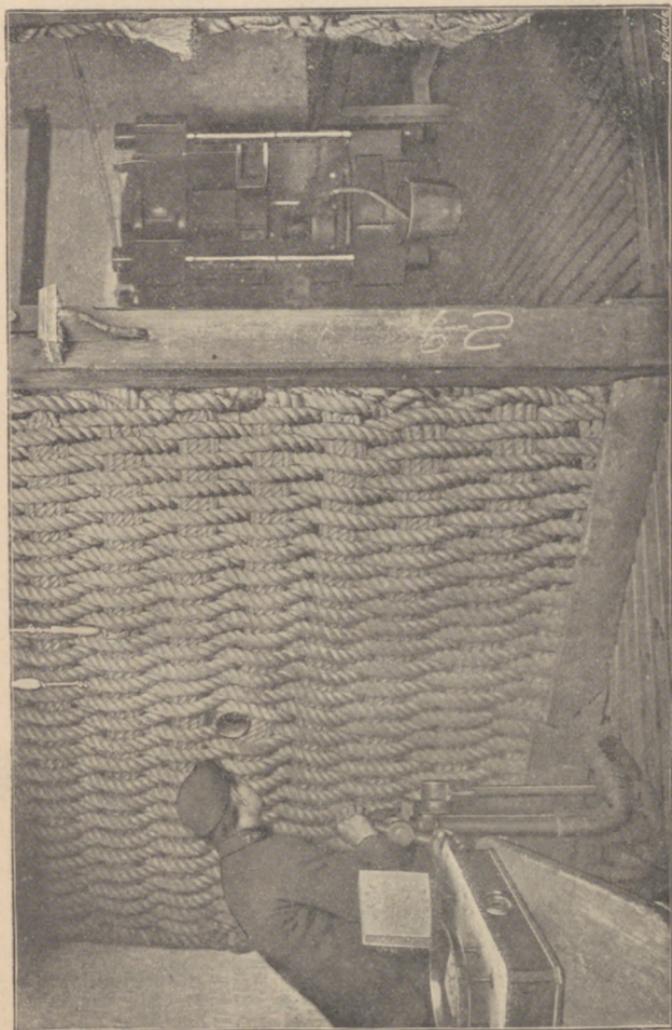
Durch Stormasken geschützte Arbeiter bei der Gewinnung des Pechsteins.

dementsprechend eine sehr erhebliche sein, wenn nicht die Mädchen und Frauen, die hier fast ausschließlich alle Handtierungen verrichten, das Gesicht durch Masken



Arbeiterin beim Füllen der Flaschen in einer Mineralwasserfabrik.

von starkem Drahtgeflecht und die Hände — letzteres namentlich beim Herausnehmen der Flaschen aus den Füllmaschinen — durch lange, noch den ganzen Unterarm bedeckende Handschuhe zu schützen suchten (siehe die beiden Abbildungen). Diese letzteren bestehen zu-



Herstellung von Schießbaumwolle in einem Feuerwerkslaboratorium.

meist aus starker Wollenstrickerei, da man die Wahrnehmung gemacht hat, daß sie einen wirksameren Schutz gewähren als Handschuhe aus Leder oder Kautschuk, wie man sie früher zu verwenden pflegte.

Eine der gefährlichsten Industrien bildet ohne Zweifel die Herstellung von Feuerwerkskörpern, bei denen ja durchweg Explosivstoffe wirksamster Art zur Verarbeitung gelangen. Hier sind natürlich die peinlichsten Vorsichtsmaßregeln geboten, und es wird mit äußerster Strenge auf gewissenhafte Beobachtung der zur Verhütung von Katastrophen erlassenen Vorschriften gesehen. Am meisten gefährdet erscheinen dabei die Arbeiter, welche die verschiedenen Behandlungsprozesse der besonders zu fürchtenden Schießbaumwolle vorzunehmen haben. Unsere Illustration auf Seite 209 zeigt uns einen in dieser Thätigkeit begriffenen Mann, der von dem gefährlichen Behälter durch einen aus starken Schiffstauen geflochtenen Schirm getrennt ist und den regelrechten Fortgang des Prozesses durch ein kleines Guckfenster beobachtet. Eine Schutzwand aus Eisen oder Holz würde hier bei weitem nicht dieselben Dienste thun als das Taugeslecht, dessen Elastizität und Durchlässigkeit dem gewaltigen Luftdruck einer etwaigen Explosion ungleich wirksameren Widerstand zu leisten vermag. Auch sonst sind, so weit menschliches Vermögen reicht, in diesem Betriebe alle erdenklichen Schutzmaßnahmen getroffen.

Die Gebäude, in denen die verschiedenen Einrichtungen vorgenommen werden, und die nur in genau vorgeschriebener, beträchtlicher Mindestentfernung von anderen menschlichen Wohn- oder Arbeitsstätten aufgestellt werden dürfen, bestehen aus leichtem Holzwerk, und es ist bestimmt, daß niemals mehr als zwei oder höchstens drei Personen gleichzeitig in einem von ihnen

verweilen dürfen. Die Verwendung von eisernen Bestandteilen bei der Herstellung der Baulichkeiten, sowie von eisernem Arbeitsgerät ist streng untersagt. Ja, die Vorsicht geht nach dieser Richtung so weit, daß eiserne Nägel im Schuhwerk ebenso verpönt sind als die gewöhnlichen eisernen Haarnadeln auf den Köpfen der Arbeiterinnen. Wo die Verwendung von Metall durchaus nicht zu umgehen ist, wird nur das minder gefährliche Kupfer zugelassen, und die Arbeiter sind gehalten, gestrickte wollene Kleidungsstücke und eigens für diesen Zweck gefertigte lederne Ueberschuhe ohne



Arbeiter beim Füllen von Raketen in einem Feuerwerkslaboratorium.

Nägeln zu tragen, wie der mit dem Füllen von Raketen beschäftigte Mann auf unserem Bilde Seite 211. Gaslicht darf nur außerhalb der Fenster gebrannt werden, und es ist verboten, mehr als eine ganz geringfügige Quantität fertiger oder halbfertiger Feuerwerkskörper,



Lebende Feuerwerkskörper.

sowie explosiver Rohstoffe in einem Arbeitsraume aufzubewahren. Die fertigen Raketen zum Beispiel werden sogleich durch einen Schütz in der Wand hinausbefördert, um dort von einem anderen Arbeiter in Empfang genommen und vorsichtig nach dem Lagerraum geschafft zu werden.

Erwähnung mag bei dieser Gelegenheit auch das

fogenannte lebende Feuerwerk finden, das namentlich in England und Amerika bei pyrotechnischen Schauspielen niemals fehlen darf. Es bereitet den weniger zartnervigen Zuschauern dort immer ein ganz besonderes Vergnügen, zwei glühende und funkensprühende Männer miteinander hocken, tanzen und alle möglichen



Arbeiter in einer Chlorkalkfabrik.

Kapriolen ausführen zu sehen. Der Uneingeweihte ist geneigt, diese unverbrennlichen Gestalten für außerordentlich sinnreich konstruierte Automaten zu halten. In Wahrheit aber handelt sich's um menschliche Wesen von allerdings sehr weitgehender Opferwilligkeit, die vom Kopf bis zu den Füßen in eine Asbesthülle eingewickelt und auf der einen, dem Zuschauer beständig zugewandten Seite mit einer brennbaren, in lebhaften

Farben glühenden Masse bestrichen sind (siehe die Abbildung auf Seite 212). Die Verbrennungsgefahr für diese Akteure ist nicht gar zu groß. Wohl aber haben sie gewöhnlich sehr stark unter dem beizenden Rauch zu leiden, und bei ungünstiger Windrichtung geschieht es gar nicht selten, daß die Produktion ein vorzeitiges



Kautschukhandschuhe zum Schutz gegen Verbrennung durch Säuren.

Ende erreicht, weil die lebendigen Feuerwerkskörper sich platt auf den Boden werfen müssen, um nicht zu erstickten.

Außer den explosiven Stoffen sind es die giftigen, deren Verarbeitung zu technischen und anderen

Zwecken besondere Schutzmaßregeln für die damit beschäftigten Personen erheischt. Einer der gesundheitsgefährlichsten unter den hier in Betracht kommenden Betrieben ist die Erzen-

nung des Chlorkalks, der als Bleichmittel eine so große Bedeutung für die Industrie gewonnen hat. Bekanntlich geschieht die Herstellung desselben durch die Einleitung von Chlorgas in niedrige, nach besonderen Grundsätzen hergestellte Räume, auf deren Boden eine etwa 15 Centimeter hohe Schicht von staubtrockenem Kalkhydrat (gelöschtem Kalk) ausgebreitet ist. Das Gas wie der Chlorkalk selbst sind sehr giftig, und die

Arbeiter, denen die Entleerung der bezeichneten Räume obliegt, suchen sich gegen die Einatmung des feinen, mörderischen Staubes, sowie gegen die Einwirkung desselben auf die Augen durch eine Vermummung zu schützen, die in dicht anschließenden Brillen und einer

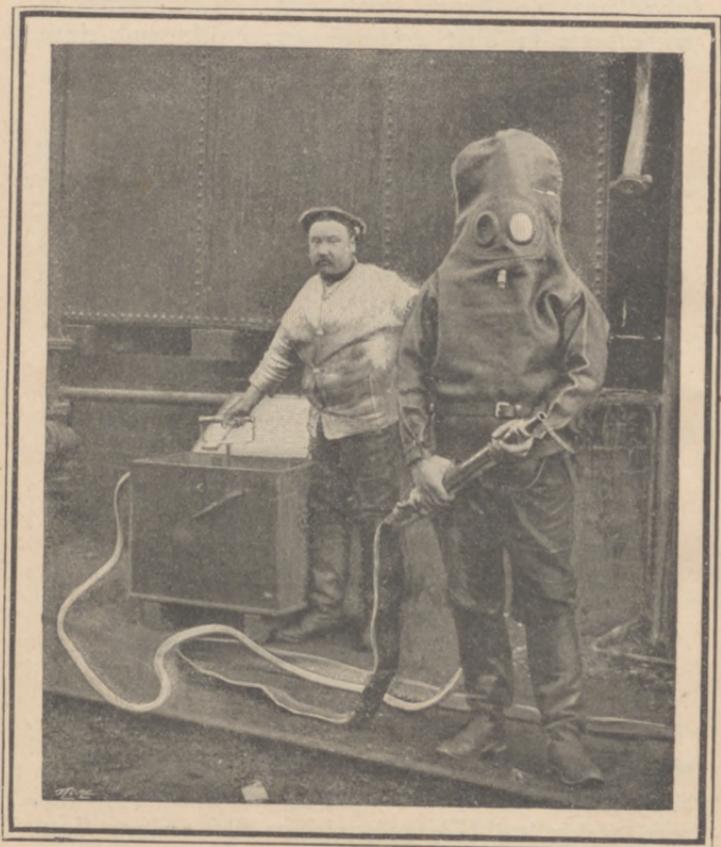


Respirator nach de la Rue.

vielfachen Flanellschicht vor Mund und Nase besteht. Auch suchen sie alle Oeffnungen in ihrer Kleidung, durch welche das böse Pulver seinen Weg zu ihrer Haut finden könnte, sorgfältig zu verschließen (siehe die Abbildung auf Seite 213). Trotzdem erreichen die Arbeiter in dieser wie in einigen verwandten chemischen Industrien selten ein höheres Alter. Sie leiden an Appetitlosigkeit, Blutarmut und hartnäckigen Bronchialkatarrhen,

zu denen sich bei längerer Dauer der schädlichen Beschäftigung nicht selten schwere Gehirnkrankheiten gesellen.

Wo es sich um die Sautierung mit ätzenden



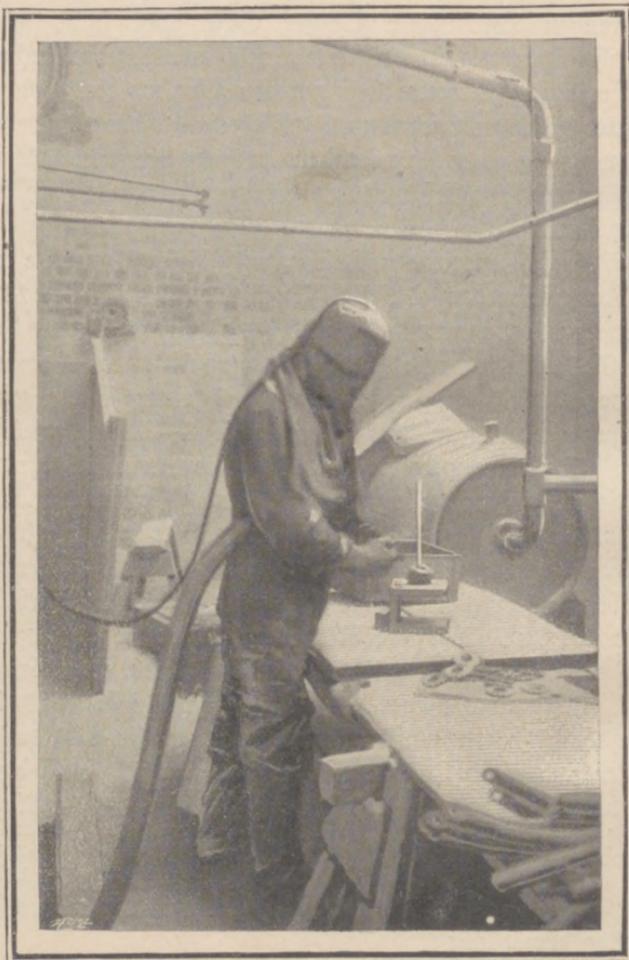
Rauchkittel, der das Verweilen in verqualmten oder von giftigen Gasen erfüllten Räumen gestattet.

Säuren, wie Schwefelsäure u. dergl., handelt, sind allgemein dicke Fausthandschuhe aus Kautschuk im Gebrauch (siehe die Abbildung auf Seite 214). Den ver-

heerenden Wirkungen giftiger Gase aber sucht man durch eigenartig konstruierte, mit zweckentsprechenden Chemikalien getränkte Respiratoren oder, wo dies Schutzmittel nicht ausreichen würde, durch Apparate zu begegnen, die dem Arbeitenden auch in den von solchen Gasen erfüllten Räumen die Einatmung reiner Luft ermöglichen.

Wir führen unseren Lesern zwei dieser Apparate im Bilde vor, den de la Rueschen Respirator und den sogenannten Rauchkittel. Der erstere, der in Gasanstalten und chemischen Fabriken Verwendung findet, besteht im wesentlichen aus einer Brille zum Schutze der Augen, aus zwei Kautschukplättchen, welche durch Zusammenpressen der Nase die Nasenlöcher verschließen, und aus einem in den Mund gesteckten Gummirohr, durch welches die Zuführung der reinen atmosphärischen Luft erfolgt. Bei der Umständlichkeit und Unbequemlichkeit dieses Respirators pflegt man jedoch in den meisten Fällen den Rauchkittel (siehe die Abbildung auf Seite 216) anzuziehen. Hier ist der Oberkörper vollständig in ein ledernes Wams eingehüllt, das in Gesichtshöhe ein Fensterchen aufweist und in das durch einen mit einer Luftpumpe verbundenen Schlauch dem Arbeitenden die benötigte Luft zugeführt wird. Auch ist in dem Apparat eine sinnreich konstruierte Signalpfeife vorhanden, die dem mit dem Rauchkittel ausgerüsteten Manne die Verständigung mit seinen Genossen ermöglicht.

Auf demselben Prinzip beruht der auf unserer nächsten Illustration (Seite 218) veranschaulichte Respirator zum Schutz gegen die Einatmung von metallischem oder Glasaustaub, sowie gegen das Eindringen feiner, scharfkantiger Sandpartikelchen in die Luftröhre und die Lungen. Vielfach hilft man sich bei Arbeiten,



Atemapparat zum Schutz gegen metallischen oder Glasstaub.

die mit der Erzeugung solchen Staubes verbunden sind, durch mechanisch bewegte Fächer oder andere Ventilationseinrichtungen, wie man sie besonders sinnreich zum Beispiel in jeder Baumwollspinnerei sehen kann.

Aber die Beseitigung des Staubes durch solche Mittel ist niemals eine vollständige, und schwere Katarre, die nicht selten zu bössartigen Lungenentzündungen und anderen langwierigen, wenn nicht tödlichen Erkrankungen



Schutzvorrichtung gegen gefährlichen Staub beim Mattieren von Glasgegenständen.

der Atemorgane führen, sind eine leider nur zu häufige Erscheinung unter den Arbeitern der in Rede stehenden Betriebe.

Recht wirksam erweist sich dagegen eine Einrichtung, die beim Mattieren oder Gravieren von Glasgegenständen durch Sand und Schmirgel den

Arbeiter gegen den scharfkörnigen Staub schützen soll. Er bleibt nämlich hier durch einen mit einem Glasfenster versehenen Schirm aus Eisenblech von dem in Arbeit befindlichen Gegenstand getrennt, während ihm zwei mit einem durchlochtem Lederstück ausgefüllte Oeffnungen das Durchstecken der Arme und vollständig ungehinderte Hantierung gestatten (siehe die Abbildung auf Seite 219).

Die Zahl der besonderen Berufskrankheiten und Berufsgefahren ist, wie schon eingangs erwähnt, mit den hier aufgeführten bei weitem nicht erschöpft. Aber der Leser wird aus vorstehendem doch den wohlthuenden Eindruck gewonnen haben, daß staatliche Fürsorge und fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis die vorhandenen Uebelstände wenn nicht völlig beseitigt, so doch vielfach bereits erheblich gemildert haben, und daß wir eine stetige weitere Besserung auf diesem für die Wohlfahrt der Allgemeinheit so wichtigen Gebiete mit voller Zuversicht erhoffen dürfen.





Wie man Verbrecher erkennt.

Aus den Geheimnissen der modernen Kriminalpolizei.

Von R. J.



Mit 6 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

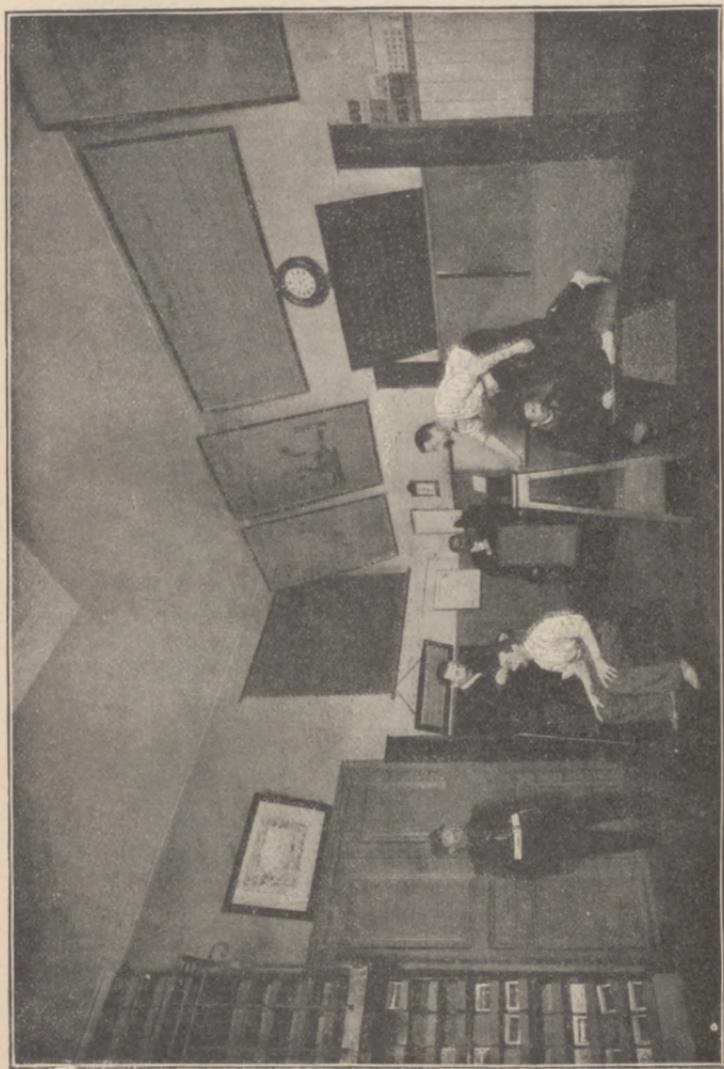
Unter den mannigfachen Aufgaben der Kriminalpolizei ist wohl keine bedeutsamer und zugleich schwieriger, als die Notwendigkeit, sich in jedem Falle möglichst rasch volle Gewißheit über die Persönlichkeit des Individuums zu verschaffen, das überführt oder verdächtig erscheint, sich gegen die Strafgesetze vergangen zu haben. Denn die Herren Einbrecher, Taschendiebe, Checkfälscher und Angehörigen verwandter Berufsarten haben leider nicht die Gewohnheit, zur größeren Bequemlichkeit der Sicherheitsbehörden richtige Ausweispapiere bei sich zu führen. Wohl aber besteht für sie in sehr vielen, wenn nicht den meisten Fällen ein starkes Interesse, die rächende Justiz über ihren Namen, ihre Herkunft und ihre Vergangenheit im Dunkeln zu lassen. Sie wissen sehr genau, eine wieviel härtere Strafe den rückfälligen Verbrecher erwartet. Und je größer das Sündenregister ihres hinter ihnen liegenden Lebens ist, desto eifriger werden naturgemäß auch ihre

Bemühungen sein, bei einer erneuten Festnahme die Polizei hinsichtlich ihrer Persönlichkeit irre zu führen.

Auch kommt es ja oft genug vor, daß ein Verbrecher, der auf frischer That oder unter dringendem Verdacht verhaftet wurde, noch die eine oder die andere ungesühnte Verfehlung auf dem Kerbholz hat. Und er wird kaum jemals ein besonders lebhaftes Bedürfnis empfinden, ohne zwingende Notwendigkeit auch hierfür Rechenenschaft abzulegen.

Da werden denn alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen und die raffiniertesten Künste aufgewendet, um eine Erkennung zu verhindern. Aus der Leibwäsche wie aus der Kleidung wird sorgfältig jedes Zeichen entfernt, das etwa zum Verräter werden könnte. Das Gutfutter, das die Firma und den Wohnort des Fabrikanten aufweist, wird herausgeschnitten, und ängstlich darauf geachtet, daß auch kein anderer im Besitz des Verbrechers befindlicher Gegenstand durch seine Ursprungsbezeichnung als Pfadweiser in die dunkle Vergangenheit seines Eigentümers dienen könnte.

Handelt es sich gar um ein Mitglied jener internationalen Gaunerbanden, die nach einem bestimmten System die Hauptstädte beider Hemisphären unsicher machen, so wird sich der verhörende Beamte sicherlich umsonst bemühen, dem Gefangenen irgend eine brauchbare Auskunft zu entreißen. Wenn es der Ehrenmann nicht von vornherein vorzieht, sich stumm, taub oder blödsinnig zu stellen, wird er, der in Wahrheit vielleicht alle wichtigen Kultursprachen beherrscht, ganz gewiß weder Deutsch, noch Französisch oder Englisch oder sonst eine von den Sprachen verstehen, in denen man mit ihm zu reden versucht. Bringt man ihn vor die photographische Kamera — und geschähe es auch mit listigster Ueberrumpelung — so verzieht er ohne allen Zweifel



Saal für die Körpermessung von Uebrechern im Pariser Justizpalast.

im entscheidenden Augenblick sein Gesicht zu einer Grimasse, die ein Erkennen mit Hilfe der Photographie ganz unmöglich macht. Die Hilfsmittel, über die er



Schädelmessung nach Bertillons System.

verfügt, um die Behörde zu täuschen, sind schier unerschöpflich. Auf alles ist er vorbereitet und gerüstet, und aller Scharfsinn der erfahrensten Kriminalisten scheidert an seiner überlegenen Vorsicht.

Das „Verbrecheralbum“, das in zahlreichen die-

leibigen Bänden auf den Polizeiamtern der großen Städte vorhanden ist, leistet solcher Verschlagenheit gegenüber nur in sehr wenigen Fällen die erwarteten Dienste. Abgesehen von der bereits erwähnten Schwierig-



Messung der Fingerlänge.

keit, gegen den Willen des zu photographierenden Individuums brauchbare Bilder zu gewinnen, bleibt selbst eine gelungene Photographie immer ein recht unsicheres Erkennungsmittel, zumal wenn ihre Herstellung vielleicht schon um Jahre zurückliegt. Die zufälligen Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Personen spielen da

namentlich innerhalb des sogenannten Verbrechertypus oft eine verhängnisvolle, irreführende Rolle. Und die Zahl der Fälle, in denen gerade das Verbrecheralbum, dessen Durchforschung übrigens eine wahre Sisyphusarbeit bedeutet, Anlaß zu schweren Irrthümern wurde, ist denn auch Legion.

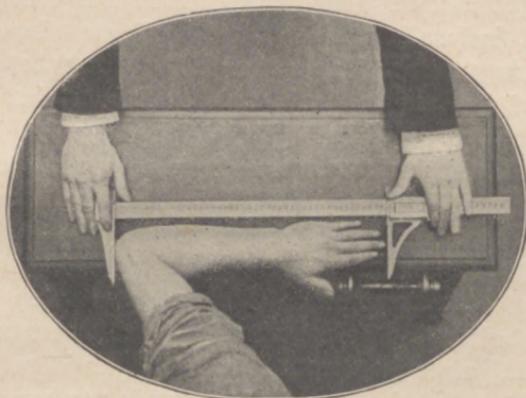
Nur wenn man sich alle diese Schwierigkeiten vergegenwärtigt, wird man die Bedeutung des von dem Direktor des Erkennungsdienstes bei der Pariser Polizeipräfektur Alphonse Bertillon erfundenen und heute von allen Kulturstaaten adoptierten Identifizierungssystems nach ihrem ganzen Werte würdigen können.

Ausgehend von der unzweifelhaften Thatsache, daß es wohl überraschende Ähnlichkeiten, niemals aber völlige Gleichheit zwischen zwei Individuen der menschlichen Rasse geben kann, schuf Bertillon in seiner geistvoll erfundenen anthropometrischen Methode ein Verfahren, das unfehlbar selbst nach einer beliebigen Reihe von Jahren die Wiedererkennung eines Menschen ermöglicht, der ihm einmal unterworfen worden ist. Und die geradezu verblüffende Leichtigkeit, mit der das veräterische Signalement im Bedarfsfalle jederzeit aus zehntausenden oder hunderttausenden innerhalb weniger Minuten herauszufinden ist, macht die Erfindung des scharfsinnigen Franzosen wohl zu dem bedeutksamsten Fortschritt, der jemals auf diesem Gebiete zu verzeichnen war.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird dem Leser ohne weiteres einleuchten, wenn er sich an der Hand der beigegebenen, in der Pariser Polizeipräfektur aufgenommenen photographischen Abbildungen mit den Einzelheiten des Bertillon'schen Verfahrens vertraut macht. Dasselbe beruht in der Hauptsache auf Messungen des Knochenbaues, der — abgesehen natürlich

von etwaigen gewaltsamen Veränderungen — beim erwachsenen Menschen vollkommen unveränderlich bleibt, während Muskulatur und Fettansatz, die der äußeren Gestalt ihr eigentliches, in die Augen fallendes Gepräge geben, beständigen, oft sehr beträchtlichen Abweichungen unterworfen sind.

Zum Zwecke der Herstellung feines anthropometri-



Messapparat zur Bestimmung der Unterarmlänge.

sehen Signalements wird der Gefangene nach Aufnahme zweier Photographien, deren eine ihn im Profil und deren andere ihn von vorn darstellt, in einen für diese Bestimmung eingerichteten und mit allen erforderlichen Meßinstrumenten ausgestatteten Saal des Justizpalastes geführt. Man beginnt damit, seine Körperhöhe, seinen Brustumfang und die Länge der ausgebreiteten Arme zu messen. Dann werden die Längen- und Breitenmaße des linken Fußes genommen, wobei in der aus unserer Abbildung Seite 223 ersichtlichen Weise darauf geachtet wird, daß die ganze Körperlast auf dem nackten Fuße ruht. Von besonderer Wichtigkeit ist die Ermittlung der bei-

den Schädeldurchmesser (nach der Länge und Breite), wozu man sich eines eigens konstruirten Reduktionszirkels bedient, dessen Anwendung jede Möglichkeit auch des geringfügigsten Versehens ausschließt. Ebenfalls mit Hilfe eines Zirkels wird der Längen- und Breiten- durchmesser der rechten Ohrmuschel festgestellt unter sorgfältigster Vermeidung jeden Druckes auf die nachgiebigen weichen Teile, durch welche die Genauigkeit der Aufnahme beeinträchtigt werden könnte. Dann wird die Länge zweier Finger, des Mittel- und des Goldfingers der rechten Hand, und endlich die des linken Unterarmes, vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers, auf eine ebenso einfache wie sinnreiche und zuverlässige Weise (siehe die Abbildungen) gemessen.

Alle so ermittelten Zahlen werden in das vorgedruckte Schema der Erkennungskarte eingetragen, die beiden oben erwähnten Photographien werden in die dazu bestimmten Felder eingeklebt, und darunter werden auf einer zu diesem Zwecke freigelassenen Fläche mittels einer besonderen Tinte Abdrücke von den inneren Spitzen des Daumens, des Zeigefingers, des Mittelfingers und des Ringfingers der rechten Hand genommen. Die eigentümliche Musterung der Oberhaut an diesen Gliedenden bleibt nämlich bei jedem erwachsenen Individuum für die ganze Dauer seines Lebens unveränderlich, während sie niemals bei zwei verschiedenen Menschen die gleiche Zeichnung aufweist.

Ist auf solche Art die anthropometrische Karte fertiggestellt, so ist es mit ihrer Hilfe ein leichtes, zu ermitteln, ob das Signalement der in Rede stehenden Persönlichkeit sich bereits im Erkennungsarchiv der Pariser Polizei befindet. Dies Archiv, in das uns die Illustration auf Seite 229 einen Blick thun läßt, umfaßt zur Zeit schon mehr als hunderttausend Nummern,

und doch braucht der recherchierende Beamte nur wenige Minuten, um die gesuchte Karte zu finden oder um festzustellen, daß sie noch nicht vorhanden ist.

Das gesamte Kartenmaterial ist nämlich zunächst in drei Hauptabteilungen abgesondert, und zwar nach der im Schema befindlichen Angabe der Schädelgröße, so

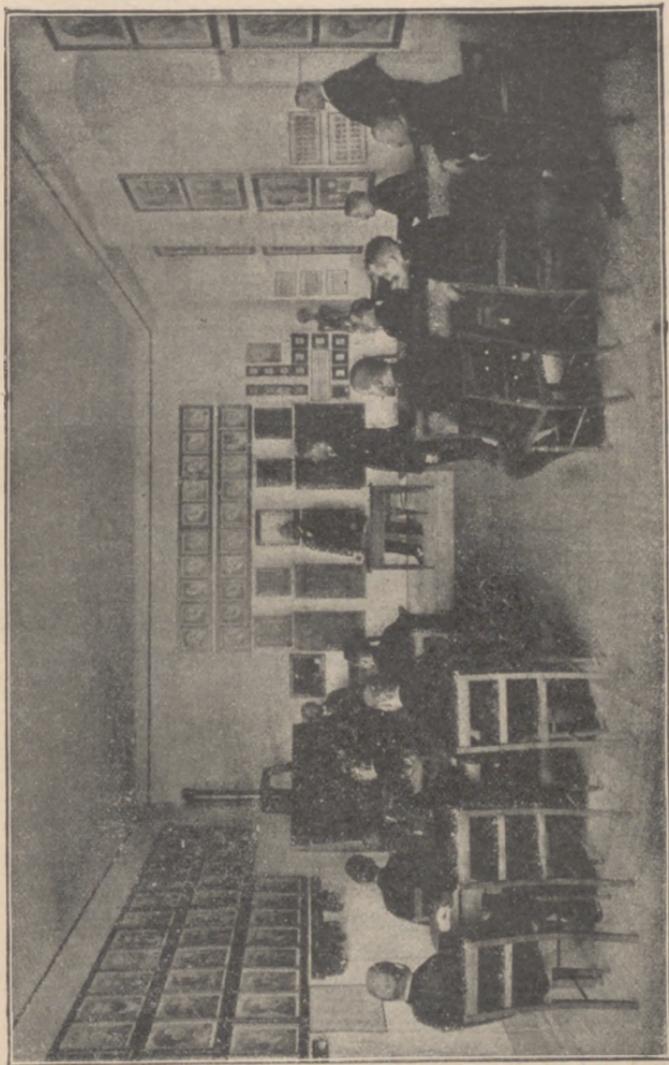


Im Archiv für die Erkennungskarten.

daß ungefähr je ein Drittel der großen, der mittleren und der kleinen Schädelgröße zufällt. Ein Blick auf eine Karte genügt, um den Beamten zu informieren, in welcher dieser Abteilungen er weiter zu suchen hat. Innerhalb derselben ist nun die sehr praktische Dreiteilung nach der Breite des Schädels, der Länge des Mittelfingers, der Länge des Fußes, der Länge des Unterarmes und der Körpergröße fortgesetzt, so daß der

Polizist, ohne nur ein einziges der zahllosen Fächer zu öffnen, zuletzt bei einer Anzahl von hundert oder weniger Karten anlangt, unter denen sich die gesuchte, wenn sie überhaupt vorhanden ist, notwendig befinden muß. Es ist kaum eine Uebertreibung, zu sagen, daß ein geübter Beamter gewissermaßen mit einem Griff das vielleicht vor Jahren aufgenommene Signalement des ihm persönlich unbekanntem und unter falschem Namen vor ihm stehenden Verbrechers herauszufinden vermag. Und man kann sich leicht die Ueberraschung eines alten und erfahrenen Uebelthäters vorstellen, wenn ihm hier trotz aller von ihm aufgewendeten Künste innerhalb des winzigsten Zeitraums, und ohne daß er nur eine einzige Frage hätte beantworten müssen, sein richtiger Name und das Register seiner alten Sünden entgegengehalten wird. Ein Irrtum ist bei voller Uebereinstimmung der Maße absolut ausgeschlossen, und es bedeutet kein Hindernis für die Feststellung, wenn etwa Alter oder Krankheit inzwischen das Gesicht des Verbrechers bis zur Unkenntlichkeit entstellt, sein Haar gebleicht oder seinen Rücken gekrümmt haben. Die hier in Betracht kommenden Zahlen bleiben eben trotz alledem unverändert, und sie reden eine so überzeugende Sprache, daß ihr gegenüber jeder Versuch des Leugnens ein fruchtloses Unterfangen bleiben muß.

Natürlich können die Erkennungskarten ohne alle Schwierigkeit beliebig vervielfältigt und — was sie erst recht eigentlich wertvoll macht — zwischen den Polizeibehörden der verschiedenen Städte und Länder ausgetauscht werden, so daß man heute einem in Berlin festgenommenen Gauner mit Leichtigkeit nachweisen kann, unter welcher Anschuldigung er fünf oder zehn Jahre früher in Paris oder London verhaftet worden ist.



Praktischer Unterricht für Polizeibeamte in der Erkennung gesuchter Verbrecher.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das heute noch verhältnismäßig junge Bertillon'sche Verfahren der Kriminalpolizei, die sich naturgemäß noch nicht überall mit ihm völlig vertraut machen konnte, nach Ablauf einiger Lustren, sobald eine gewisse Vollständigkeit des Materials erreicht worden ist, die größten und unschätzbarsten Dienste leisten wird.

Die auf unserer letzten Abbildung dargestellte Unterrichtsstunde französischer Polizeibeamter in der Erkennung gesuchter Persönlichkeiten hat zwar mit dem oben geschilderten Verfahren nichts zu schaffen, aber wir haben sie unseren Lesern nicht vorenthalten wollen, weil es sich dabei ja um die systematische Uebung in der Erfüllung einer ganz ähnlichen Aufgabe handelt. Gewiß hat es das Publikum schon oft mit Bewunderung für den erstaunlichen Scharfblick eines Polizeibeamten erfüllt, wenn es aus den Zeitungen erfahret, daß dieser Beamte einen gesuchten Verbrecher, von dem vielleicht nur eine recht oberflächliche Personalbeschreibung vorhanden war, inmitten der Menschenmenge eines Bahnhofes, einer Schiffslandestelle, eines Kaffeehauses oder eines anderen öffentlichen Ortes erkannt und verhaftet hat. Und doch handelt es sich dabei sehr oft weniger um ein außergewöhnliches Talent des betreffenden Polizisten, als um eine methodische Uebung in der Kunst, jeden einzelnen auf irgend ein charakteristisches Merkmal hin anzusehen, wie es doch schließlich fast in jedem Steckbrieffignalement angegeben ist. Das ist eine Fähigkeit, die recht wohl durch zweckmäßige Unterweisung erworben werden kann. Und ähnliche Instruktionsstunden wie bei der Pariser Polizei sind deshalb heute auch fast in allen anderen Kulturländern für die ausübenden Organe der Sicherheitsbehörden eingeführt worden.



Mannigfaltiges.



Der Auerhahn der Königin Viktoria. — Im Frühling des Jahres 1842 machte die junge Königin Viktoria mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Albert, und ansehnlichem Gefolge eine längere Lustreise nach Schottland, wo sie von der Bevölkerung mit der größten Liebe und Begeisterung begrüßt wurde. Wie es gewöhnlich bei solchen fürstlichen Reisen zu sein pflegt, war alles zuvor aufs sorgsamste angeordnet, die Dauer des Aufenthalts an den verschiedenen Orten vorher genau bestimmt, und der Reisemarschall hatte für die pünktliche Innehaltung dieser Bestimmungen Sorge zu tragen.

Die Königin besuchte bei dieser Gelegenheit das prächtige Schloß Taymouth-Castle des Marquis v. Braedalbane, eines der größten und reichsten Grundbesitzer des Landes, der auch ausgedehnte Waldungen und eine herrliche Jagd besaß. Große Festlichkeiten wurden hier zu Ehren der hohen Gäste veranstaltet; die zahlreichen Clansleute des Schloßherrn in ihrer hochländischen malerischen Tracht führten Tänze auf; Segelbootfahrten auf dem Flusse wechselten ab mit Gondelfahrten auf dem See (Loch-Tay). Der Königin gefiel es so überaus gut, daß sie länger verweilte, als ursprünglich bestimmt war. Allerdings nahm sie nicht an den großen Jagden teil — es wurden dabei achtzig Hirsche und viel anderes Wild geschossen —, aber sie fand viel Vergnügen

in dem Verkehr und an der Unterhaltung mit der Marquise und anderen vornehmen schottischen Damen.

Dem Reifemarschall war das recht unbequem, denn durch den unvorhergesehenen verlängerten Aufenthalt zu Taymouth-Castle gerieten die sorgfältig von ihm getroffenen Reisedispositionen in Verwirrung. Ehrerbietigst erlaubte er sich Ihrer Majestät dies vorzustellen.

Da sagte die junge Königin: „Wir werden erst dann von hier abreisen, wenn mein Gemahl auf der Jagd einen Auerhahn geschossen hat, den er mir schenken will.“

Damit hatte es nun folgende Bewandnis. Von dem Marquis v. Braedalbane waren etliche Jahre zuvor aus Thüringen einige Auerhähne bezogen und von ihm in seinen Waldungen ausgesetzt worden. Das hatte er dem Prinzen Albert mitgeteilt, und dieser, der früher schon öfters Auerhähne gejagt hatte, wollte nun auf diesem schottischen Jagdgebiet auch einen Auerhahn erlegen, um denselben dann seiner hohen Gemahlin zu schenken. Bisher aber war es ihm nicht möglich gewesen, dies Versprechen zu erfüllen, denn er und die anderen vornehmen Jagdteilnehmer hatten keinen einzigen Auerhahn zu Gesicht bekommen können. Dies war also für die Königin ein willkommener Vorwand, den angenehmen Aufenthalt zu Taymouth-Castle zu verlängern.

Was war zu thun? Der Reifemarschall, der die unliebsame Störung im Reiseprogramm zu beenden wünschen mußte, wandte sich vertraulich an den Jagdaufseher des Marquis und fragte ihn: „Giebt es denn gar kein Mittel, recht schnell einen Auerhahn aufzutreiben und für Seine Königliche Hoheit schußgerecht zu bekommen?“

„Ich weiß wohl eines,“ sagte nach kurzem Sinnen der Jagdaufseher. „Aber es ist freilich ein etwas seltsames Mittel, und ich würde es nicht gerade gerne anwenden.“

„Bitte, erklären Sie mir das gefälligst.“

„Sehr gerne, Mylord. Wir haben hier in der Gegend einen berühmten Wilderer Namens Mac Nab, einen äußerst schlauen und gewandten Burschen. Obgleich wir ganz genau wissen, daß er seit vielen Jahren den Wildstand des Herrn

Marquis fürchterlich schädigt, haben wir ihn doch niemals auf frischer That zu ertappen vermocht, konnten also leider bisher seinem Treiben keinen Einhalt thun. Ich hege den Verdacht, daß gerade er uns die meisten, wenn nicht alle die ausgefetzten Auerhähne weggeräubert hat. Ist aber doch noch einer da, dann weiß er sicherlich dessen Aufenthalt."

"Können Sie mich mit diesem Mac Nab in Verbindung bringen?"

"Gewiß, Mylord. Ich will ihn holen lassen."

"Vortrefflich!"

Bald traf der Helfer in der Not ein. Es war ein verschmüht aussehender Bursche von etwa dreißig Jahren.

"Könnt Ihr einen Auerhahn nachweisen?" fragte ihn der Reifemarschall.

"Einer ist jedenfalls noch da, das weiß ich."

"Und wo die anderen geblieben sind, wißt Ihr wohl auch," warf der Jagdaufseher ein.

"Könnt Ihr ihn für den Prinzen morgen schußgerecht liefern?" fuhr der Reifemarschall fort.

"Ja."

"Dann werdet Ihr dafür von mir zehn Pfund als Belohnung erhalten."

"Sehr angenehm."

"Ich werde Euch eine Jagdlivree geben, Mac Nab," sagte der Jagdaufseher. „Euer Dabeisein wird dann nicht so auffällig erscheinen.“

Am anderen Morgen ging's frühzeitig ab. Mac Nab führte den vom Jagdaufseher begleiteten Prinzgemahl in eine waldige Schlucht. „Hier muß ein Auerhahn sein," sagte er.

"Wir sind aber schon vorgestern hier gewesen und haben keinen aufgespürt," bemerkte der Jagdaufseher.

"Locken Sie einmal!"

Der Beamte setzte eine kleine Flöte an die Lippen und stieß einen Lockpfeiff aus.

Kein Auerhahn machte sich bemerklich.

"Haben Sie es neulich auch so gemacht?" fragte spöttisch Mac Nab.

„Zawohl.“

„Dann wundert es mich nicht, daß Sie keinen Erfolg hatten. Nun will ich einmal locken, und zwar ohne Lockflöte.“

Er steckte einen Finger in den Mund und stieß dann einen ganz eigentümlichen schnalzenden Lockruf aus.

Da raschelte es seitwärts im Baumlaub hoch oben. Und dann vernahm man deutlich den Lockruf des Auerhahns.

„Da ist er!“ flüsterte der verkleidete Wilderer, mit dem Finger nach einer Stelle hinausdeutend. „Da sitzt er auf dem Aste. Gerade schußgerecht!“

Prinz Albert hob die Flinte und zielte einen Augenblick. Er war ein ausgezeichnete Schütze. Der Schuß krachte, und herunter stürzte, zu Tode getroffen, der prächtige Vogel.

„Wahrhaftig, ein guter Schuß!“ murmelte mit beifälligem Kopfnicken Mac Nab. „Ich hätte das meiner Seele selbst nicht besser machen können.“

Nun kehrten die Jäger nach dem Schlosse zurück, wo die Königin Viktoria mit vielem Interesse die Jagdbeute betrachtete.

„Ah, der wunderschöne Auerhahn!“ rief sie entzückt. „Aus Liebe hat ihn mein Gemahl für mich geschossen. Deshalb nehmen wir ihn mit nach Hause. Er soll sorgfältig ausgestopft und aufbewahrt werden!“

Das geschah denn auch, und heute noch steht der ausgestopfte Auerhahn in einem der Privatgemächer des Schlosses Osborne auf der Insel Wight, wo die Königin gestorben ist.

F. 2.

Neue Erfindungen: I. Eine Universalreisedecke. — Eine Pariser Firma bringt neuerdings eine Reisedecke in den Handel, die sich ohne weiteres zu einem Beinkleid umgestalten und als solche tragen läßt, wie unsere beiden Abbildungen dies veranschaulichen. Diese verwandlungsfähige Reisedecke hat die gewöhnliche viereckige Form, jedoch mit zwei Klappen, welche es ermöglichen, sie, nachdem sie um den Körper geschlungen ist, oben und unten mit einem Haken oder einer Sicherheitsnadel zu befestigen. Vorn hat sie zwei schräg aufgesetzte Taschen. Wenn man nun diese

Decke zum Beinkleid umgestalten will, so genügt es, von einem hinten angebrachten Knopfe den Stoff abzuknöpfen, worauf sich ohne weiteres der untere Teil der Decke in zwei Bahnen trennt, von denen man nur eine jede um das betreffende



„Couverture-Pantalon“ als Reisedecke.



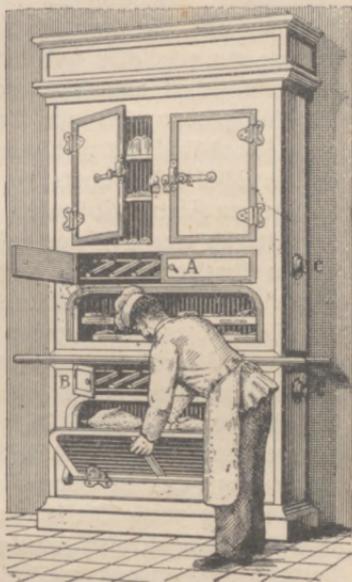
„Couverture-Pantalon“ als Hose.

Bein zu schlagen braucht, wo sie dann mittels eines dort angebrachten Knopfes befestigt wird. Man hat diese „Couverture-Pantalon“ eigens für die Automobilfahrer konstruiert, aber sie lassen sich auch bei längeren Eisenbahnfahrten, namentlich bei Nacht, und auf Seereisen sehr zweckmäßig

benutzen, um sich gegen Erkältungen zu schützen. Sie werden nicht nur aus Tuch, sondern auch aus Pelz, Leder oder wasserdichtem Gummistoff hergestellt. Wenn man vor dem Verlassen des Wagenabteils oder der Kabine die bis dahin als solche benutzte Reisendecke in eine wärmende und schützende Hose umgestaltet, so kann man selbst heftigem Winde und starker Kälte Trotz bieten, ohne sich zu erkälten. Fr. R.

II. Elektrischer Bratrost. — Gleich den elektrischen Heizapparaten werden neuerdings auch elektrische Kochapparate in steigender Verbreitung angewendet. Gewöhnlich verwendet man zu diesem Zweck lange und dünne Metalldrähte, zum Beispiel Platin, Neusilber und anderes, die durch den hohen Widerstand, den sie dem Durchgang eines starken elektrischen Stromes entgegensetzen, erhitzt werden und schließlich ins Glühen geraten. Diese Drähte sind in den elektrischen Heiz- und Kochvorrichtungen meist derart angeordnet, daß sie in einer unverbrennbaren, aber isolierenden Masse, die aus einem die Elektrizität nicht leitenden Stoffe bestehen muß, eingebettet sind. Vielfach dient dazu eine besonders geeignete Emaillemasse, die zum Beispiel auch in den zum elektrischen Kochen dienenden Gefäßen als Bekleidung der Heizdrähte benutzt wird. Jeder Apparat erhält Klemmen zum Einschalten des Leitungsdrahtes in den Stromkreis. Sobald dies geschehen, gerät die Vorrichtung, die dem Strome einen bedeutenden Widerstand leistet, ins Glühen; die Hitze überträgt sich auf die Flächen des Kochapparates, dessen Inhalt binnen erstaunlich kurzer Zeit ins Kochen gerät. Dabei ist diese Erhitzung so gleichmäßig und konstant, daß jedes Anbrennen der Speisen ausgeschlossen ist. Ein großer elektrischer Kochherd für Gasthofsküchen oder Kochschulen hat gewöhnlich vier runde Kochplatten, drei Brat- beziehungsweise Backöfen, einen Wärmeofen, ein Wasserschiff und einen Behälter für Gerätschaften. Es werden aber auch Back- und Bratöfen für sich allein hergestellt, und unsere Abbildung auf Seite 239 veranschaulicht einen elektrischen Bratrost, der während der ganzen Dauer der Pariser Ausstellung in einem der dortigen Restaurants in

Thätigkeit war. Die von Metalldrähten in Spiralförmig durchzogenen Platten A und B, welche die Hitze liefern, rösten das darunter gelagerte Fleisch und heizen zugleich einen darüber angebrachten Raum, der auch als Abzugsraum für die beim Braten entstehenden Dünste dient. Die seitwärts angebrachten Kommutatoren gestatten, den Strom nach Bedarf fließen zu lassen oder zu unterbrechen und die Platten bei A oder B einzeln oder gleichzeitig zu erhitzen. Ebenso kann man, wie durch Größer- oder Kleinerdrehen einer Gasflamme, beliebig mehr oder weniger Elektrizität zuströmen lassen und dadurch einen größeren oder geringeren Hitzeegrad erzielen. Auf dem abgebildeten Apparat sind während der Dauer der Ausstellung durchschnittlich jeden Tag sechshundert Portionen zubereitet worden. Eine unter dem Rost, auf dem das Fleisch liegt, angebrachte Mulde dient dazu, das Fett aufzufangen, um das Fleisch von neuem damit zu begießen. S. S.



Elektrischer Bratrost.

Die drei Ohrfeigen. — Der in Wien als Universitätsprofessor gestorbene berühmte Anatom Doktor L. erzählte aus seiner Jugendzeit gern die folgende amüsante Geschichte. „Vor dem Gymnasium zu M., welches ich besuchte, stand in den Morgenstunden gewöhnlich die mit einem Esel bespannte Karre des Milchmannes, welcher der ganzen Nachbarschaft die Milch lieferte. Da blieb es denn nicht aus, daß die Schüler mit dem grauen Langohr zuweilen ihren Mut-

willen trieben. Sobald aber der Milchmann nahte, stob die übermütige Schar auseinander, und der Brave konnte seinem Unwillen nur in Worten Ausdruck verleihen. Eines Morgens, während der Pause, trieben die Gymnasiasten wieder allerlei Neckereien mit dem Grautiere, doch wie sie hörten, daß der Milchmann mit seinen klappernden Kannen herannahte, machten sich die Großen sofort aus dem Staube, nur ich, damals ein Junge von zehn Jahren, welcher nur zugehört und mitgelacht hatte, blieb in meiner Unschuld stehen und kaute vergnügt an meiner Semmel. Der Milchmann, der vor Begierde brannte, die Quälereien seines Geseleins zu rächen, fuhr wütend auf mich los, da ich nichts Böses ahnte, ja noch hell auslachte, als der Esel seinen Herrn mit lautem Geschrei begrüßte. Patsch! — da hatte ich eine Ohrfeige aus dem Salze, daß ich an den Boden kugelte; war ich doch der einzige, der von den neckischen Zungen zu erschauen war. Ich laufe heulend ins Gymnasium, um den groben Milchmann bei dem Herrn Direktor zu verklagen. In meinem Eifer renne ich aber beim Oeffnen der Thür so heftig gegen meinen Klassenlehrer, der eben durch dieselbe Thür her austreten will, daß derselbe erschreckt ein ganzes Paket Hefste, welche er unter dem Arme trug, an den Boden fallen ließ, und — patsch! — hatte ich die zweite Ohrfeige, welche an Zugkraft der ersten in nichts nachgab. Ich stoße nun selbstverständlich ein noch lauterer Geschrei aus, welches den Direktor veranlaßt, aus seinem Zimmer zu eilen, um nach der Ursache des Geschreies zu sehen. Auf seine Frage berichtete ich ihm unter Schluchzen: „Der Herr Doktor hat mir eine Ohrfeige gegeben, und ich habe doch dem Esel gar nichts gethan!“ Patsch! — da hatte ich meine dritte Ohrfeige weg, und zwar eine aus dem ff.“

G. Z.

Die Nacht des Dichters. — Als Lamartine auf seiner orientalischen Reise einige Tage in einem unbedeutenden syrischen Küstenstädtchen zubrachte, besuchte er den dortigen, mit zwei Töchtern gesegneten französischen Konsul, welcher ihn mit großer Liebenswürdigkeit aufnahm. Der phantasie-

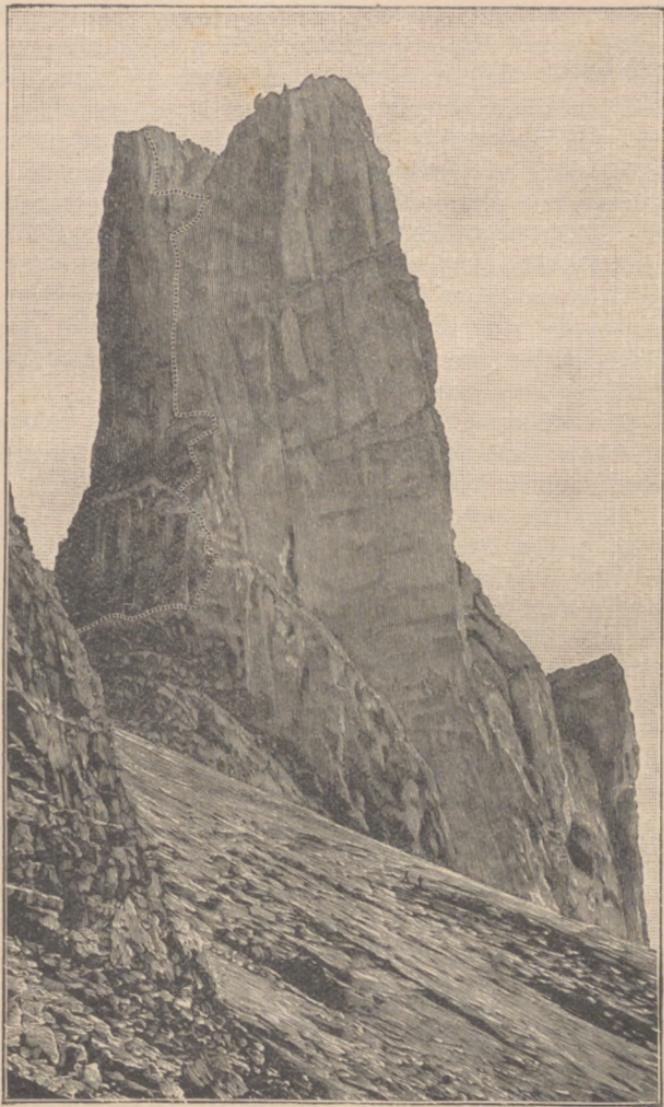
reiche Dichter widmete dieser Familie ein ganzes Kapitel seines berühmten Buches „Die Reise im Orient“, in welchem er namentlich die zauberhafte Schönheit der beiden Töchter in feurigen Worten pries. In Wahrheit waren die guten Mädchen ziemlich unbedeutend und überdies ohne alles Vermögen. Des Dichters Empfehlung sollte ihnen alles ersetzen. Sobald Lamartines Buch erschienen war, machten viele europäische Reisende einen Abstecher nach dem bisher schier vergessenen Städtchen, das auf einmal so interessant geworden war, um den Konsul und seine Töchter zu besuchen, und der Ort hob sich nach und nach durch den zunehmenden Fremdenbesuch. Die Besucher kehrten freilich alle sehr enttäuscht um, aber jeder hütete sich, das zu gestehen. Da erschienen denn endlich auch zwei reiche Engländer, welche sich's in den Kopf gesetzt hatten, die beiden von Lamartine gefeierten Schönheiten zu heiraten, und führten es auch aus. Einer der glücklichen Neuvermählten entgegnete kurz nach der Hochzeit dem dortigen maronitischen Patriarchen, der ihn erstaunt fragte, wie er eine solche Verbindung habe schließen können: „Ah, ich habe meine Frau geheiratet, weil Herr v. Lamartine geschrieben hat, daß sie charmant ist. Das hat sie berühmt gemacht, und ich begnüge mich mit der durch ihn garantierten Gewißheit, daß meine Gattin eine Schönheit ist.“

Th.

Eine Kletterpartie in den Dolomiten. — Die von Toblach ausgehende schöne Impezzaner Straße führt den Touristen auf die bequemste Weise mitten in die Hochgebirgswelt der Dolomiten hinein, und von Landro, Schluderbach und Cortina aus können Bergsteiger eine Reihe der schönsten Bergtouren unternehmen. Darunter befinden sich Kletterpartien ersten Ranges, so zum Beispiel die gewöhnlich von Landro oder Schluderbach aus unternommene auf die Kleine Zinne. Schon von Landro aus gewinnt man den ersten Einblick in das oberste Rienzthal mit den Drei Zinnen, die sich namentlich bei Abendbeleuchtung prachtvoll ausnehmen. Von ihnen ist die Große Zinne 3003 Meter, die Westliche oder Vorderer 2950 Meter und die Kleine Zinne 2700 Meter hoch. Die Große

Zinne ist von den dreien die mittlere und höchste, aber auch verhältnismäßig am leichtesten zu besteigende Spitze. Die un-
gemein schwierige Kletterpartie auf die Kleine Zinne kann da-
gegen nur von ganz geübten Kletterern unternommen werden.
Der bekannte Alpinist Wundt erstieg sie mit einem Berliner
„Bergfer“ und dem Führer Michael Innerkofler, und die
punktirte Linie auf unserem Bilde Seite 243 bezeichnet den
Kletterweg, auf welchem die drei zur Spitze gelangten. Von
dem Lavaredosattel bis zu dem südlichen Felsvorsprunge
waren noch keine sonderlichen Schwierigkeiten zu bewältigen,
bei der folgenden Linkswendung aber begannen die so ge-
nannten „Bänder“, lange, horizontal verlaufende und oft
kaum einen Fuß breite Passagen an den senkrechten Wänden.
Von der nächsten Wendung nach rechts an wurde das Band
noch schmaler, und der darüber hängende Fels bildete eine
Wölbung nach außen, so daß die Bergsteiger mit dem Ober-
körper frei in der Luft schwebten und nur durch ein
krampfhaftes Ankrallen am Felsen sich halten und weiter-
schieben konnten. Dort wurde zuerst das Seil angelegt, und
der Führer half nach Möglichkeit nach.

Weiterhin kam ein wahres Labyrinth von Bändern und
Kaminen, und nun begann erst das rechte Klettern mit
Händen und Füßen. „Oft hingen wir drei senkrecht über-
einander,“ berichtet Wundt, „Michel oben, ich unten und
der Berliner in der Mitte. Schließlich erreichten wir nach
mehrständiger Anstrengung das breite Band unmittelbar unter
der Spitze.“ Hier wurde ausgeruht und Umschau gehalten.
Ueber den Kletterern starrte vollkommen senkrecht die nackte
fahle Felswand des Gipfels in die Höhe. Es durchzieht sie
ein vertikaler, etwa meterbreiter Riß, den oben ein eingekletterter
Felsblock abschließt. Michel erklärte den beiden Touristen, es
gebe zwei „Wege“, einen von ihm gefundenen, durch ein östlich
gelegenes Kamin, oder die zuerst von Zsigmondy bestiegene,
über ihnen befindliche Rinne. Für den letzteren „Weg“ ent-
schieden sich Wundt und sein Berliner Gefährte. „Michel
band sich das Seil um und kletterte mit einer Gewandtheit
in die Höhe, die jeder Beschreibung spottet. Schließlich ver-



Kletterweg auf die Kleine Zinne.

schwand er hinter dem eingekleiteten Felsblock, etwa 60 Fuß hoch über uns, und gab meinem Genossen das Zeichen zum Nachfolgen. Bald war auch der nicht mehr zu sehen, das Seil kam wieder herunter, und so war denn die Reihe an mir. Ich ging tüchtig ins Zeug und kam auch ordentlich vorwärts bis zum Felsblock. Dieser war vollständig überhangend, und man hatte mit den Füßen keinerlei Halt mehr. Aber Michel zog gewaltig, und so kam auch ich schließlich um diese Ecke herum. Wir hingen jetzt alle drei nebeneinander am fahlen Fels, uns krampfhaft anklammernd, geradeswegs frei in der Luft. Aber auch diesmal kam Michel wieder vorwärts, und zwar jetzt ganz hinauf auf den Gipfel, den nun auch wir bald betraten.“

Der auf dem gleichen Weg zurückgelegte Abstieg vollzog sich leichter, als die Touristen gedacht hatten, und verlief gleichfalls ohne jeden Unfall.

Fr. A.

Künstlerin und Köchin. — Bühnenheldinnen, die zugleich tüchtige Hausfrauen sind, giebt es selten. Wilhelmine Schröder-Devrient war nicht nur groß auf den Brettern, sondern auch groß am Kochherde, eine gewiegte und perfekte Hausfrau. Als sie ihrem Gatten, Herrn v. Bock, nach Kurland gefolgt war, kommt sie eines Tages in ein Zimmer, das eben von einem dienstbaren Geiste sehr nachlässig gescheuert wird. Entrüstet ruft sie: „Pfui! Das heißt hierzulande Zimmer scheuern? Ich will dir zeigen, wie man in Deutschland scheuert!“ Spricht's, schürzt sich das Kleid hoch auf, streift die Ärmel weit empor, kniet auf den Boden nieder und bearbeitet denselben, daß es eine Art hat. — Ein andermal kommt sie in die Küche, um „fürchterliche Musterung“ zu halten und besonders die Sauce zu einem für den Mittag bestimmten Sauerbraten zu kosten. Sie kostet, kostet und schüttelt unbefriedigt den Kopf. Endlich sagt sie: „Braten, dir fehlt noch etwas, aber ich kann nicht darauf kommen, was es ist. — Halt, jetzt habe ich's, Lorbeerblätter her, geschwind!“ Doch da war guter Rat teuer. Die Speisekammer bot diese Spezerei nicht, und aus der Nähe war sie auch nicht zu beschaffen. Doch die Schröder-Devrient

wußte Rat. „Vorwärts,“ ruft sie der Köchin zu, „gehe in die grüne Stube, da wirst du eine Kiste finden, und in derselben alle meine Lorbeerkränze. Bringe so ein Ding her, damit es doch noch zu etwas gut ist.“

Und es geschah so. Mit einem Lorbeerkränze der Bühnensheldin ward die Sauce zum Sauerbraten gewürzt, und sie schmeckte dem Gatten vortrefflich. C. T.

Wozu gebraucht der Ohrwurm seine Zange. — Bekanntlich besitzt der Ohrwurm, ein völlig harmloses Tierchen, von dem man mit Unrecht annimmt, daß es ständig nur darauf lauere, in den Ohrgang des Menschen hineinzukriechen, an der Spitze seines Hinterleibs eine kleine Zange. Man hatte bisher geglaubt, daß diese Zange eine Art Drohwaffe sei, die zum Erschrecken der Feinde des Ohrwurms, wie der Raubinsekten und Vögel diene. Neuere Beobachtungen haben aber ergeben, daß der Ohrwurm diese Zange hauptsächlich zur Entfaltung seiner Flügel gebraucht. Bei den Raubkäfern, die dem Ohrwurm wegen der Kürze der harten Flügeldecken und des unbedeckten Hinterleibes sehr ähnlich sind, erfolgt die Entfaltung der Flügel einfach durch ihre Hebung. Anders dagegen beim Ohrwurm. Wenn er fliegen will, so hebt er zuerst den Hinterleib nach oben und vorn, so daß die Zange unmittelbar über den beiden harten, kurzen Flügeldecken zu liegen kommt. Gleichzeitig heben sich die Flügeldecken etwas von selbst. Ist dieses geschehen, so greift der linke Zangenarm unter den rechten zarthäutigen Flügel und bringt ihn, indem er darunter hinwegstreicht, zur Entfaltung. Dieser Flügel bleibt nun offen stehen. Jetzt fährt der rechte Zangenarm unter den linken zarthäutigen Flügel, so daß auch er entfaltet wird. Darauf senkt sich der Hinterleib mit der Zange wieder nach unten. Nun erst ist der Ohrwurm so weit, daß er davonfliegen kann. Der ganze Vorgang ist also ziemlich umständlich, und das ist wahrscheinlich der Grund, warum der Ohrwurm verhältnismäßig nur selten fliegt. Th. S.

Amslerdamer Feuerlöschdampfer. — Die Bekämpfung von Bränden und der Feuerschutz ist heutzutage in allen Groß-

städten der zivilisierten Staaten vortrefflich organisiert, da den Berufsfeuerwehren alle Mittel der modernen Technik für ihre Aufgabe zu Gebote stehen. Die Handdruckspritzen weichen immer mehr den Dampfspritzen, in Seestädten kommen dazu noch Feuerlöschdampfer für die unmittelbar am Hafen gelegenen Gebäude. Höchst günstig in Bezug auf Feuerschutz gestellt ist Amsterdam, die holländische Hauptstadt, da sie von zahlreichen schiffbaren Kanälen in eine große Anzahl von Inseln geteilt wird, so daß der Feuer-



Der Amsterdamer Feuerlöschdampfer „Jan van der Heyde“.

Nach einer Photographie von S. Herz.

löschdampfer „Jan van der Heyde“, eine der gewaltigsten Feuerlöschmaschinen, die existieren, fast überall sich dem Brandherde nähern kann. Dieser Feuerlöschdampfer ist über 15 Meter lang, hat etwa 1 Meter Tiefgang und erfordert als Besatzung einen Feuerwehrleutnant und vier Mann. Die Maschine, die der Bewegung dient, hat zehn Pferdestärken, die Dampfspritze aber eine solche von sieben- undzwanzig Pferdestärken und vermag damit acht Schläuche gleichzeitig in Thätigkeit zu setzen. Drei derselben können miteinander verbunden werden und werfen dann mit kolossaler Kraft in der Minute 5000 Liter Wasser auf ein und dieselbe Stelle. Damit der Feuerlöschdampfer im Winter

durch Eis am Fortkommen nicht behindert werde, ist er mit einem scharfen, als Eisbrecher dienenden Buge versehen.

F. 3.

Damenkränzchen vor dreitausend Jahren. — Solche waren namentlich im alten Aegypten im Schwange. In feinsten Toiletten, das sorgfältig frisierte Haar mit Lotosblumen geschmückt, das unentbehrliche Salbennäpfschen umgestülpt auf dem Scheitel, die ihnen von schlanken, hübschen Dienerinnen des Hauses gebotenen Lotosblumen an die Nase führend, sehen wir die jungen ägyptischen Damen und Hausherrinnen auf den erhaltenen Wandmalereien in langen Reihen nebeneinander sitzen. Die mit süßen Weintrauben und Feigen, Bratenstücken und Weinkrügen überladenen Tische geben den verwöhnten Zünglein süße Labe, wenn einmal die lebhafteste Unterhaltung stockt.

Vorüber die Damen vor dreitausend Jahren sich unterhielten? Auch das erfahren wir mehrfach aus den die Bilder begleitenden Hieroglyphentexten. Sie kritisieren die Toiletten, plaudern über ihre Ohrringe und stimmen Klagelieder über unberechtigte Ansprüche des Dienstpersonals und den von ihm getriebenen Luxus an. In einem Leydener Papyrus hören wir eine ehrsame Hausfrau jammern: „Die Landstreicherin ist zur Herrin geworden; sie, die mit einem leeren Schurz kam, wird immer fecker; sie, die ihr Gesicht im Wasser betrachtete, wird Besitzerin eines Metallspiegels. Sie wird immer stärker in ihrem Mundwerk. Sie trägt Schlangendiademe und Blütenzweige; Gold, Lapislazuli, Silber, Smaragden und Federn begegnet man am Halse der Sklavin, während die vornehme Herrin durch das ganze Land hindurch in Sorgen ist. O, hätten wir doch ein besseres Leben!“

So schwirrten wohl die Klagen durcheinander bei den ägyptischen Damenkränzchen, doch man vergaß dabei nicht das Essen und Trinken, sondern sprach dem süßen Weine oft so tapfer zu, daß diese oder jene der feinen Damen abseits in stiller Beschaulichkeit, unterstützt von ihren Dienerinnen, dem Bacchus ein schweres Opfer bringen

musste. Der altägyptische Maler kann es sich in diesem Falle nicht versagen, den beschwippten Schönen — welche eine feine Satire! — eine „geknickte“ Votosblume in die Hand zu geben. 3.

Carriere gemacht. — Der berühmte Advokat Lachaud wurde eines Tages zum amtlichen Verteidiger eines Mörders bestellt. Wie es üblich, macht er seinem Klienten einen Besuch. Kaum hat dieser den Advokaten erblickt, als er einen Schrei der Verwunderung ausstößt.

„Ja, ja,“ ruft der Verbrecher, „ich irre mich nicht, Sie sind's — mein erster Verteidiger, als ich vor zwanzig Jahren zum erstenmal angeklagt war.“

„Wahrhaftig,“ entgegnete Lachaud, „und Sie waren mein erster Klient; ich debütierte mit Ihrem kleinen Diebstälchen.“

„Ich auch,“ erklärte der Mörder und fügte dann mit tiefer Genugthuung hinzu: „Ja, ja, Herr Doktor, wir haben es seitdem beide weiter gebracht!“ 2-n.

Räuberhumor. — Zur Zeit, als noch die Spielbank in Homburg in voller Blüte stand, schritt eines Tages ein Wanderer die Landstraße nach Frankfurt hinauf. Plötzlich tauchte ein Trupp unheimlicher Gesellen vor ihm auf und versperrte ihm mit drohender Miene den Weg.

„Geben Sie Ihr Geld her!“ rief der Anführer.

„Ich habe leider keines zu geben,“ antwortete der Angegriffene.

„Wo kommen Sie her?“

„Von Homburg.“

„Von Homburg!“ wiederholte der Räuber mit gerührter Miene, nahm seinen Hut ab und hielt ihn seinen Gefährten mit den Worten hin: „Eine Kleinigkeit, meine Freunde, für einen armen Mann, der aus Homburg kommt.“ 2-n.



Hervorragendes Kräftigungsmittel



Somatose ist ein Albumosenpräparat und enthält die Nährstoffe des Fleisches (Eiweiss und Salze). Regt in hohem Maasse den Appetit an. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Nur echt wenn in Originalpackung.

Die Blickensderfer



(D. R. P. Nr. 53295, 59697, 64836, 70716, 81061.)
vereinigt bei einfachster und garantiert dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorteile aller Schreibmaschinen.
Ueberall Referenzen: 60 000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u. s. w. in Verwendung.
Grösste Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderl. Zeilengeradheit, stärkste Vervielfältigung.
Aus dem redakt. Bericht der Schreibmaschinen-Zeitung über die Schreibmaschinen-Ausstellung Berlin: „Augenscheinlich war jedermann überrascht, von der Blickensderfer die gleichen Leistungen vollführt zu sehen, welche die teuren Bandmaschinen aufweisen.“

Preis 175 Mark und 225 Mark.

Vorführung oder Probesendung kostenfrei; Katalog franko.

Groyen & Richtmann, Köln. Filiale BERLIN: Kronenstr. 68—69.



UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART, BERLIN, LEIPZIG.



In unserem Verlage ist erschienen:

Schwäbisches Wanderbuch.

Eisenbahn- u. Wanderführer durch
Württemberg und Hohenzollern.

Herausgegeben von der Generaldirektion der
Kgl. Württemb. Staatseisenbahnen.



Bearbeitet von **Gustav Ströhmfeld.**

Mit zahlreichen Illustrationen, Karten, Plänen und Panoramen.

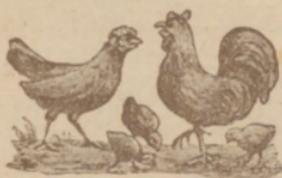
In rotem Leinenband. Preis 3 Mark.

Das »Schwäbische Wanderbuch« umfasst das ganze Gebiet des an Naturschönheiten so reichen württemberger Landes einschliesslich der Nachbarbezirke — von der Hohenloher Ebene bis zu den Allgäuer Alpen und dem Bodensee, vom romantischen Donauthal und der Rauhen Alb durch rebengeschmückte Gelände, freundliche Städte und Dörfer bis zu den tannenumrauschten Höhen des Schwarzwaldes. Nach praktischen, aus der Erfahrung gewonnenen Gesichtspunkten bearbeitet, wird es ein nützlicher und zuverlässiger Führer sein sowohl für die Eisenbahnreise wie auch für Wanderungen zu abseits von dem eisernen Schienenstrange liegenden schönen Punkten und Sehenswürdigkeiten.



Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Gänsefedern, schneeweiss, staub- und stielfrei, mit den ganzen Daunen pr. Pfund **M. 1.75**, dieselben fein geschlissen pr. Pfund **M. 2.40**. Daunen (Flaum), 3 Pfund genügen zum Oberbett, pr. Pfund **M. 4.— bis 5.—** Muster franco.



1901^{er} Geflügel!

Fracht- und zollfrei jeder Bahnstation, leb. und gesunde Ankunft garantiert, itl. Farbe nach Wunsch, wetter- u. seuchenfest, gegen 25% Anzahlung.

- 20 St. **Hühnerkücken** diesjähr. Frühbrut **M. 25.—**
- 22 „ fleischige **Brathahnen**, ausgew. **M. 24.—**
- 15 „ riesengrosse, federvolle **Enten** . **M. 25.—**
- 7—8 „ grosse, schneeweisse **Gänse** . . **M. 25.—**
- 14 „ vorjähr. **Zucht- oder Legehühner**
mit 1 prächtigen **Zuchthahn** . **M. 24.—**

Tafelbutter, feinschmeckend, 10 Pfd. Colli **M. 7.75.**

— **Naturbutter** 10 Pfd. Colli **M. 7.—** —

Bienenhonig, diesjähr. Ernte, naturrein,

10 Pfd. Colli **M. 5.—**,

zur Probe 1 Colli $\frac{1}{2}$ Butter, $\frac{1}{2}$ Honig **M. 6.40.**

SPITZER,

Thulste 1a, via Oderberg i./Schles.

Dr. Oetker's { Backpulver,
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von
Dr. A. Oetker
Bielefeld.



*
Reich-
illustrierter
Katalog
wird
franco
zugesandt.

Sodtfeine, sowie billige gute Taschenuhren

Regulateure, Wecker etc. etc. (2jährige Garantie).
Rechte und Simili-Brillanten.

EUG. KARECKER, Lindau i. Bodensee
B 161.

Taschenuhrenfabrik und Versandgeschäft.

*
Gelehrte, Geistliche, Kaufleute und Industrielle kaufen — weil
sehr praktisch bei der Arbeit — meine Taschenuhren.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Universal-Bibliothek für die Jugend

bietet zur Auswahl die besten und bekanntesten Jugendschriften
zu enorm billigen Preisen (von 20 Pf. an bis höchstens 1 M. 20 Pf.)

In dieser Ausgabe kostet z. B. der vollständige Robinson Crusoe nach Defoe
mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pf., in Weinwandband nur 60 Pf. Musäus,
Volksmärchen, ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pf.,
in Weinwandband nur 1 M. 20 Pf.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Sabeln etc.

zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo
keine solche sich befindet, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.

Bei
Gicht Gelenkrheumatismus,
Ischias, Steinleiden
hat sich Apotheker Sell's
Antiarthrin

Salicin und Gerbstoff-Saligenin (D. R. P.), Name gesch. Patente in den meisten Staaten, in hervorragender Weise bewährt. Von ärztlichen Autoritäten erprobt und empfohlen.

Antiarthrin Pillen Karton Mk. 4.—, Vorratskarton Mk. 12.—
Pulver „ „ 3.—, „ „ 12.—

Jede Pille enthält 0,19 gr Antiarthrin, 0,04 Rhab. und ger. Zusätze von Eibisch, Traganth, Glyc. q. s. Nur in Apotheken.

Wenn nicht erhältlich, besorgen sofortige Zusendung.

Bei Voreinsendung des Betrages erfolgt Frankolieferung.

Chem. Fabrik von Ludwig Sell & Co., München-S.

„Wir haben im vorigen Jahre über die günstigen Erfolge berichtet, welche nach den **„Wiener Med. Blättern“** mit Antiarthrin erzielt wurden. Unsere Notiz schloss mit dem Wunsche: „Die Erfahrungen anderer Aerzte werden hoffentlich diese verheissungsvolle Kunde bestätigen.“ Diese Erwartung wurde anscheinend nicht getäuscht.

Der **Kgl. Bezirksarzt Dr. Schaefer** in München berichtet neuerdings in genannter Fachschrift über die guten Wirkungen, welche er nun bei mehreren hundert Fällen beobachten konnte; im **„British Medical Journal“** berichtet Dr. Myrtle ebenfalls über die auffallend rasche, schmerzstillende Wirkung und ausserdem liegen noch eine ganze Reihe ärztlicher Gutachten vor, welche sich in ähnlichem Sinne äussern.

Jedenfalls ist der Beweis erbracht, dass Gicht- und Rheumatismusleidende von diesem Mittel rasche Linderung ihrer quälenden Schmerzen und allmähliche Besserung und Heilung ihres Leidens erwarten können, ohne unangenehme Nebenwirkungen befürchten zu müssen. Vor uns liegt eine soeben erschienene neue Broschüre. Da selbe neben ärztlichen Berichten über Wirkung und Gebrauch des Antiarthrins noch eine genaue Schilderung der Entstehung und des Verlaufes der verschiedenen gichtischen und rheumatischen Zustände, sowie eingehende Verhaltensmassregeln, diätetische Vorschriften (Speisezettel etc.) enthält, bietet sie auch jenen Kranken, welche das Mittel selbst nicht gebrauchen wollen, viel beherzigenswerte Winke.

Wie uns mitgeteilt wird, wird die hübsch ausgestattete, umfangreiche Schrift von der chem. Fabrik von Ludwig Sell & Co. in München-S. an Interessenten **gratis** und **franko** versandt. (Postkarte genügt.)

Aus „Berliner Tageblatt“ vom 17. Januar 1901.

Dr. Oetker's {
Backpulver,
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von
Dr. A. Oetker
Bielefeld.



*

Reich-
illustrierter
Katalog
wird
franco
zugesandt.

*

Hochfeine, sowie billige gute Taschenuhren

Regulateure, Wecker etc. etc. (2jährige Garantie).
Rechte und Simili-Brillanten.

EUG. KARECKER, Lindau i. Bodensee
B 161.

Taschenuhrenfabrik und Versandgeschäft.

Gelehrte, Geistliche, Kaufleute und Industrielle kaufen — weil
sehr praktisch bei der Arbeit — meine *Taschen-Alarm-Uhr.*

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Universal-Bibliothek für die Jugend

bietet zur Auswahl die besten und bekanntesten Jugendschriften
zu enorm billigen Preisen (von 20 Pf. an bis höchstens 1 M. 20 Pf.)

In dieser Ausgabe kostet z. B. der vollständige Robinson Crusoe nach Defoe
mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pf., in Leinwandband nur 60 Pf. Musäus,
Bolskämärchen, ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pf.,
in Leinwandband nur 1 M. 20 Pf.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Sabeln etc.

zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo
keine solche sich befindet, wende man sich direkt an die Verlags-Handlung.

Bei Gicht Gelenkrheumatismus, Ischias, Steinleiden

hat sich Apotheker Sell's

Antiarthrin

Salicin und Gerbstoff-Saligenin (D. R. P.), Name gesch. Patente in
den meisten Staaten, in
lichen Auto

Antiarthrin Pillen
Pulver

Jede Pille enthält 0,1
Zusätze von Eibisch,

Wenn nicht erhä
Bei Voreinsendung

Chem. Fabrik von

„Wir haben im vorige
nach den „Wiener Med.
Notiz schloss mit dem Wuns
lich diese verheissungsvolle
scheinend nicht getäuscht.

Der Kgl. Bezirksar
in genannter Fachschrift über
hundert Fällen beobachten
Dr. Myrtle ebenfalls über d
ausserdem liegen noch eine
in ähnlichem Sinne äussern.

Jedenfalls ist der Bewe
von diesem Mittel rasche Lin
Besserung und Heilung ihr
Nebenwirkungen befürchten
neue Broschüre. Da sel
und Gebrauch des Antiar
stehung und des Verlaufe
schen Zustände, sowie d
Vorschriften (Speisezette
welche das Mittel selbst
werte Winke.

Wie uns mitgeteilt
reiche Schrift von der
München-S. an Interesse
genügt.)



Biblioteka Główna UMK



300020175469